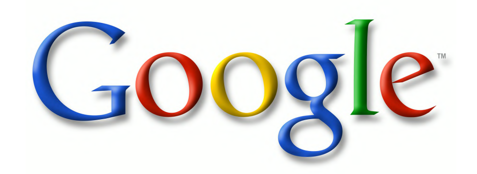



HARVARD COLLEGE LIBRARY









Dr. Bernhard Förster.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten!

Deutsche Colonien

in dem

oberen Laplata-Gebiete mit besonderer Berücksichtigung

von

Paraguay.

Ergebnisse eingehender Prüfungen, praktischer Arbeiten und Reisen,
1883—1885.

Von

Dr. Bernhard Förster.

Mit einer nach den Angaben des Verfassers gezeichneten Karte von Paraguay und dem Bildniß mit Facsimile des Verfassers.

„Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen,
„sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft."
Fichte, in der achten Rede an die deutsche Nation.

Naumburg a/S.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1886.

Der Subscriptionspreis dieses Buches beträgt bis zum 15. November 3 Mark. Späterer Ladenpreis 4 Mark 50 Pf. Es wird bis auf weitere Mittheilungen von dem Verfasser gegen Einsendung des Betrages franco versandt. Buchhändler erhalten den üblichen Rabatt.

Meiner lieben Frau

E l i s a b e t h

gewidmet.

Vorrede.

Plan und Anlage des vorliegenden Buches zu erklären oder zu rechtfertigen, scheint unnöthig: es ist in der neueren Zeit keine Arbeit erschienen, welche über die Besiedelungsfähigkeit der von mir bereisten Gegenden zuverlässigen und glaubwürdigen Aufschluß ertheilte. Daß aber ein solcher Aufschluß lebhaft gewünscht wurde, ist mir durch zahlreiche an mich gerichtete Zuschriften bekannt geworden. Wenn nun mein Buch zuvörderst den erkennbar praktischen Zweck verfolgt, den heimathlosen Söhnen unseres Vaterlandes ersprießliche Wanderziele nachzuweisen, so mußten zur Erreichung jenes Zweckes eine Reihe von Erörterungen gegeben werden, welche, — auch abgesehen von jeder praktischen Beziehung zu der Colonisationsfrage, — den Ethnographen, Geographen und Culturhistoriker zu interessiren geeignet waren.

Nachdem ganz neuerdings die Gründung deutscher Colonien endlich als ein Theil der großen socialen und wirthschaftlichen Aufgabe unseres Volkes erkannt worden ist, kommt es darauf an, diese Frage aus dem Stadium einer etwas verschwommenen Schützenfest-Stimmung zum Ernste und zur Klarheit durchzuarbeiten. Dazu ist es nöthig, daß sowohl die letzten Ziele bestimmt ins Auge gefaßt, als auch die nächsten nothwendigen Schritte sicher erwogen werden. Die Laplata-Länder sind eines von den möglichen Zielen für die auswandernden Deutschen, sie weisen die nothwendigsten Vorbedingungen auf, welche, soweit man den Mittheilungen zuverlässiger Reisender glauben darf, einige andere zu diesem Zwecke gemachte Erwerbungen entbehren. Daß es bei vielem Lichte auch im subtropischen Südamerika nicht an Schatten fehlt, soll nicht verhehlt werden; diese Schattenseiten geflissentlich hervorzuheben, erschien mir als eine der Hauptaufgaben dieses Buches, um so mehr als ich wie

Jeder, der sich in neuen Ländern umgesehen hat, wahrnehmen konnte, daß es weit nöthiger ist, Unberufene von der Auswanderung abzuhalten, als die Berufenen dazu aufzufordern.

Die dem Buche beigefügte Karte macht sehr bescheidene Ansprüche, keinesfalls die der Correctheit und Vollständigkeit. Weggelassen habe ich im Stromgebiete des Paraná einen großen Theil der Nebenflüsse des Riesenstromes, welche auch auf den übrigen Karten nur symbolische Bedeutung haben; desgleichen sind auch die vorhandenen Gebirge nur andeutungsweise zu verstehen; abgesehen von dem Laufe des Rio Paraguay und eines Theiles des Paraná ist dort überhaupt noch nichts genau aufgenommen worden. Vollständig sind auf meiner Karte die Ortschaften des Staates Paraguay, hier habe ich mit der auf allen sonstigen Karten herrschenden Mythologie aufgeräumt; auch stehen alle Städte und Märkte etwa an der richtigen Stelle, nur Carayaho ist etwas weiter westlich zu denken. Von den einzelnen Häusern und Weilern habe ich nur das auf die Karte gebracht, was mir durch meine Reise bekannt geworden war und durch die Beschreibung dieser Reise ein gewisses Interesse erhalten hatte. Die nach dem Kriege noch nicht wieder bevölkerten Orte stehen in Klammern.

Daß ich dem Buche mein Bildniß mit Facsimile beigegeben habe, ist lediglich eine Folge zahlreicher Bitten von Seiten mancher Freunde und ehemaliger Schüler.

Zum Schluß werde ich genöthigt, auch noch der neuesten Angriffe eines unwissenden und verleumderischen Journalistenthums zu gedenken, nicht weil sie mich persönlich arg bekümmerten, sondern weil es harmlose Menschen giebt, die mein Schweigen, gegenüber jenen ganz unglaublichen Verdächtigungen, falsch deuten könnten.

Dem sich „liberal" nennenden Theile der Presse Berlins gab ich vor meinem Weggange die Erlaubniß, mich straffrei verleumden zu können; diese „Freisinnigen" haben von dieser Erlaubniß einen derartig ausgiebigen Gebrauch gemacht, daß ich ihnen meine Anerkennung nicht versagen will. Auch das neugegründete Blatt des großen Parlamentspossenreißers hat sich in diese journalistische Camorra würdig eingereiht. Das „calumniare audacter!" wirkte ansteckend auf einen Theil der Provinzialpresse, und die kleinsten Winkel- und

Tageblättchen machten mit einem Male wie auf Commando oder Bezahlung Gebrauch von jener seltsamen Form der „Preßfreiheit". Da ich die den Berliner Zeitungsschreibern gegebene Erlaubniß nicht ohne Weiteres auf alle beliebigen literarischen viri obscuri ausgedehnt wissen wollte, so habe ich den Versuch gemacht, einige dieser Ehrabschneider in der Provinz gerichtlich belangen zu lassen, nicht etwa um meine Ehre zu wahren, die von namenlosen Buschkleppern in keiner Weise geschmälert werden kann, sondern um den Richtern eine ihnen vielleicht erwünschte Gelegenheit zu bieten, unter den berufsmäßigen und bezahlten Verleumdern etwas aufzuräumen.

Die eben erwähnten dunklen Ehrenmänner haben sich mehrfach auf die Zeitschrift „Export" und einen Herrn Jannasch in Berlin als auf „Auctoritäten" berufen — Auctoritäten im Verleumden? Diese beiden Parteien sind einander werth und brauchen sich vor einander nicht zu schämen: besser vermag ich sie nicht zu kennzeichnen!

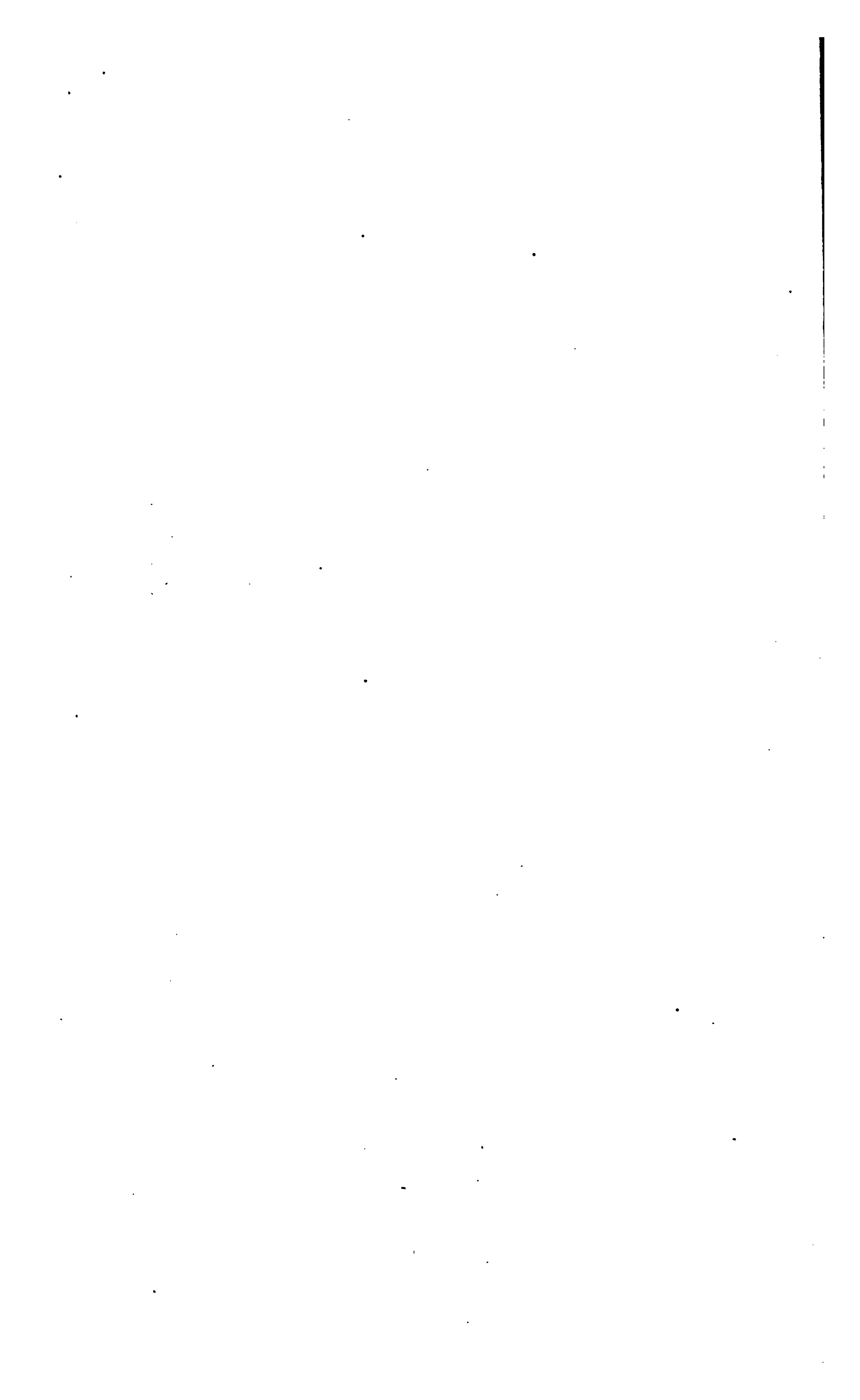
Hoffentlich erscheint dieser letzte Passus der Mehrzahl meiner Leser als überflüssig; so will ich denn mit einem noch überflüssigeren weil ganz selbstverständlichen Satze schließen, daß ich nämlich — von kleinen menschlichen Irrthümern abgesehen — für die Richtigkeit meiner hier gegebenen Mittheilungen Satz für Satz und Wort für Wort einstehe.

Die Käufer meines Buches würden mich zum Danke verpflichten, wenn sie dasselbe nur an Unbemittelte verleihen, die bemittelten Leselustigen indessen veranlassen wollten, das Buch zu kaufen. Dahingegen bin ich gern bereit, Unbemittelten Freiexemplare zu überweisen.

Eine während des Druckes sich als nothwendig herausstellende zweite Auflage dieses Buches wird, der ersten völlig gleich, in kurzer Zeit folgen.

Naumburg a/S., am Tage der Schlacht von Leipzig.

B. Förster.



Inhalt.

I. Einleitung. Allgemeine Gesichtspunkte. Seite

Die Frage der deutschen Colonisation; ihre Popularität. — Lüderitz und Wöhrmann. — Nothwendigkeit der That. — Das Suchen nach Wanderzielen für die heimathlosen Deutschen. — Verhalten der Presse. — Erklärung der Colonisten von San Bernardino gegen die berufsmäßigen Verleumder. — Blicke auf Nordamerika; Lasker-Comödie. — Rußland und die Balkanhalbinsel. — Südamerika. — Paraguay. — Literatur, Töppen, Zöller u. A. — Plan der Reise . 1

II. Die Reise.

Abschied. — Abermalige Verleumdungen der Presse, „Export". — Dampferlinien. — „Ceará". — Rosario de Santa Fé. — See- und Stromfahrt . . . 10

III. Ein flüchtiger Blick auf die argentinische Republik.

Die Spanier als Entdecker und Colonisatoren. —.Emporkommen Chilis und Argentiniens. — Bodenbeschaffenheit und Klima Argentiniens. — Buenos Aires, Laplata, Rosario. — Vieh- und Landwirthschaft, Heuschrecken. — Der deutsche Bauer, Arbeiter, Handwerker in Argentinien. — Das „gebildete Proletariat". — Handel, Staatscarrière. — Die Fremden in Argentinien; Italiener. — Verkehrsmittel; Eisenbahnen, transandinische Bahn. — Statistische Mittheilungen . . . 15

IV. Reise bis Asuncion; Bodenbeschaffenheit von Paraguay.

Der Rio Parana. — Bewaldung und Bewässerung nehmen zu mit der Abnahme der geogr. Breite. — Asuncion. — Gran Chaco. — Expedition der Bolivianer im Jahre 1883. — Nebenflüsse des Rio Paraguay. — Camp- und Waldland. — Sümpfe. — Gebirge. — Wasserfälle 33

V. Flora und Fauna von Paraguay.

Bäume; Mangel an Coniferen. — Palmen und Laubholz. — Dichtigkeit der Bewaldung. — Apfelsinen im Urwald; in Amerika einheimisch. — Andere Waldproducte. — Yerba; Arbeit in den Yerbales. — Culturpflanzen; Mais, Bohnen, Manioc, Bataten, Mani ꝛc. — Obst. — Tabak. — Baumwolle. — Kaffee, Vainille. — Kartoffeln, Tuna, Gemüse. — Futterkräuter. — Wilde Thiere; Löwen, Tiger, Strauß. Fuchs, Hirsch ꝛc. — Vögel- und Insectenreichthum. — Reptilien, Giftschlangen, gefährliche Fische. — Insectenplage. — Hausthiere; Rindviehzucht; Pferde; mal de cadera; Esel; Schafe; Geflügel; Hund und Katze 45

VI. Der paraguayische Mensch.

„Indianer". — Bestimmte Unterscheidung des amerikanischen Menschen von den sonstigen Rassen. — Die „Guarani". — Die Lengua. — Die Guayngua. —

Seite

Die Guaya-qui. — Allmähliche Cultivirung und Christianisirung der Guarani. — Verständige und segensreiche Thätigkeit der Jesuiten. — Franciskaner. — reducciones. — Bedingte Culturfähigkeit der Paraguayer; ihre Lebensweise. — Sittlichkeitsverhältnisse. — Zerstreute Ansiedelungen. — capilla und villa. — Religion. — Feste. — Männer und Frauen. — Fleiß und Arbeitsamkeit der Frauen. — Friedlichkeit der Männer. — Gastfreiheit. — Sprache; das Guarani auf dem Aussterbe-Etat. — Das Spanisch-Amerikanisch 66

VII. **Viehzucht, Ackerbau, Gewerbefleiß, Hausindustrie.**

Gewinnung der Rohproducte. — Einträglichkeit der Viehzucht. — Estancia-Betrieb. — Ackerbau. — Arbeiterfrage. — Verkäuflichkeit der Producte. — Baumwolle. — Industrie: Seifensiederei, Töpferei, Lohgerberei, Sattlerei, Weberei. — Frauenarbeiten, Spitzen, ñanduti. — Todtencultus. — Malerische Frauentrachten. — Ursprung der paraguayischen Arbeiten. — Hängematten (hamaca) . 85

VIII. **Handel und Verkehr.**

Commercielle Unselbständigkeit Paraguays. — Transportmittel. — Ex- und Import. — Bank von Paraguay. — Geldverhältnisse. — bolichero. — Schwierige Stellung des kleinen Mannes. — Flußschifffahrt. — Eisenbahn. — Mangel an Wegen und Brücken. — Flußübergänge. — Karreten. — Reiterleben . . . 96

IX. **Staat, Kirche, Gesellschaft.**

Besiedelung seit 1525; Vermischung mit den „Indianern". — Jesuitenmissionen; Wahrung der Selbständigkeit im Jahre 1812. — Gaspar Francia. — Carlos Antonio Lopez. — Francisco Solano Lopez. — Der Krieg. — Max von Versen. — Republikanische Freiheiten. — Nepotismus. — Jetzige Regierung. — Schulwesen; „colegio nacional". — Sorge für Einwanderung. — Mangelnde Sorge für Wegbau. — Einnahme durch Zölle; keine Steuern; Communalabgaben. — Centralregierung und „jefes politicos". — Geistlichkeit; Bigotterie; Italiener. — Ehrfurcht vor der „Civilisation". — Zukunft des Landes 104

X. **Meine Thätigkeit in Paraguay.**

Ankunft in Asuncion, erste Schritte, Feldzugsplan. — Entgegenkommen der Regierung. — Mein Aufenthalt in der Colonie San Bernardino. — Tucanguá. — Ein billiges Bauerngut. — Erste größere Reise; die Cordillere, Villa Rica. — Caazapa. — Urwald. — Jesuitenarchitektur in Jesus, Sa. Rosa, San Ignacio. — Die Franciskanerkirche von Jesus. — villa de Encarnacion, Ernst Schmidt. — Schiffbarkeit des Paraná. — Fahrt auf dem Dampfer „Caremá" nach Tacuru-pucú. — Die Ufer des alto Parana. — Gewinnung der Yerba. — Rückkehr nach Encarnacion. — Heißer Ritt durch die Misiones. — villa Florida. — Caapucú. — Leben auf der Estancia. — Camp von Achar. — Herbst . . . 118

XI. **Reisen in den Norden und in das Centrum der Republik.**

Mühseligkeit des Reisens in Paraguay. — Mordthat. — Reise im Juli 1884 über Tobati nach Coronel-cué. — Herrliches Klima. — Capilla de Duarte. — Ritt nach las Lomas in Sumpf und Wasser; nächtliches Abenteuer. — Rosario. — Mburicasú. — Gast bei der Tante des Lopez, paraguayische Gastfreundschaft. — Der Sumpf Jateity. — Jejui, San Pedro. — Das Reisen in der Einsamkeit. — Ritt nach Lima; Gast bei Don Nicomedes, Don Eustachio, Don Eugenio Roja. — portero Nuporá, laguna blanca. — Campo Gray und Achar. — Nächtlicher Ritt. — Tupi. — Sartario. — Jaguarete hu. — Tacuati. — Ypane. — villa

Seite

de la Concepcion. — Nueva-Zara im Gran Chaco. — Bei den Rothhäuten; „cazique de Buenos Aires“. — Holzgeschäft. — Sitten der Lengua. — Bodenbeschaffenheit des Gran Chaco; quebracho. — Klima. — Reise nach der villa del divino San Salvador. — Geschichte der Stadt. — Führer Roque. — Verirrung. — Estancien Salinar und Recaldo-cué. — Ritt zur Stadt. — Vorzüglich geeignet zur Colonisation. — Rückkehr. — Estancia Coba-cué. — Fiesta de Santa Rosa. — Fleischesser. — Nach Concepcion und Asuncion. — Eine große Estancia. — Neue Reise. — Karl Gutmann. — Itá. — Yaguaron, verunglückte Colonie. — Mbatovi. — Costa Peña. — Ueber den Tebicuari. — las Misiones. — Deutsche bei der capillita de San Juan. — San Ignacio. — Schwierige Passage des Tebicuari. — In weitem Bogen nach Villa Rica. — Caaguazú; freundliche Menschen — Yhu. — San Joaquin. — Einsamer Ritt. — San Tani = San Estanislao. — Union. — Sumpf und Morast. — Ungastlichkeit im gastlichen Lande. — Durch den Tobatiri. — Ajós, Villa Rica, Caazapa. — Heiße Weihnachtswoche. — Gewitter. — Caraguataý. — Pirapó. — Heimkehr in die Colonie San Bernardino, nach Asuncion und Hamburg 138

XII. **Die bisherigen Versuche europäischer Colonisation in Paraguay.**

„Neu-Bordeaux“. — Nach dem Kriege gesteigertes Verlangen nach europäischen Colonien. — Englische Colonie von Itapé. — Ackerbau-Colonie ohne Bauern. — Yaguaron, fruchtbarer Boden. — San Bernardino. — Lage der Colonie. — Verbindung. — Opfer der Regierung. — Abermaliger Mangel an „Bauern“. — Wanderleben der Deutschen in Südamerika. — Allmähliches Gedeihen der Colonie. — Santagio Schärer. — Verleumderbrut. — Stellung der arbeitsamen Colonisten. — Freiheit und Reinlichkeit. — Schule. — Ein endgültiges Urtheil über San Bernardino noch nicht möglich. — Villa Hayes . . 184

XIII. **Die Möglichkeit deutscher Colonien in Paraguay.**

Das Wesen der Colonisationsarbeit: geistiger und ethischer Aufbau auf fester materieller Grundlage. — Klima. — Nahrungsmittel, Nutzpflanzen, Hausthiere. — Tauschwerthe. — Haltung der Regierung gegenüber den Fremden. — Stellung Paraguays zu diesen Gesichtspunkten. — Aeußerst günstige klimatische Bedingungen, „Acclimatisation“. — Viehzucht, Weizenbau, Obst 2c. — Baumwolle und Tabak. — Wem kann man zur Auswanderung nach Paraguay rathen? — Geschlossene Colonien 194

XIV. **Eine künftige deutsche Gemeinde in den subtropischen Theilen Südamerikas; Neu-Germanien.**

Grundzüge der neuen Gemeinde: Recht, religiöses Leben, Schule, Verwaltung, Verhältniß zum Grund und Boden. — Productiv-Genossenschaft mit socialer Grundlage. — Erbpacht. — Actiengesellschaft. — Baumwollenspinnerei 207

XV. **Einige praktische Winke und Rathschläge für den nach den Laplata-Ländern auswandernden Deutschen.**

Reisezeit. — Was sollen wir mitnehmen? 216

Nachtrag.

Einige neuerdings gegebene, die Veräußerung des fiskalischen Landes in Paraguay betreffende Gesetze 222

Erklärung einiger Fremdwörter, soweit sie im Text ihre Erklärung nicht finden konnten:

Chata, flacher Kahn.
Barranca, Steilufer.
Obraje, Holzschneide-Anstalt.
Banda oriental der in Südamerika übliche Namen für die „republica oriental del Uruguay“.
Potrero, abgeschlossener Weideplatz.
Picade, ein durch den Wald führender Weg.
Salto, Wasserfall.
Zaino, dunkelbraunes Pferd.
Tropa, Heerde.
Estancia, größere, **puesto**, kleinere Viehwirthschaft.
Gringo, Europäer, in Paraguay ohne verächtlichen Beigeschmack gebraucht.
Vaqueano = erfahren.
Caballero, Ritter, Herr.
Capataz, Voigt, Verwalter.
Peon, Arbeiter.
Boliche, kleiner Kaufladen mit Schänke.

I.

Einleitung. Allgemeine Gesichtspunkte.

Wer es unternimmt, im Sommer 1885 in Deutschland über deutsche Colonisation zu schreiben, hat es in vielen Hinsichten leichter, in einigen freilich auch schwerer, sich mit seinen Lesern zu verständigen, als in früheren Jahren: leichter, weil er des Interesses für den Gegenstand in weiten Kreisen sicher sein kann, vielleicht auch, weil einige allgemeine Vorkenntnisse und Vorbegriffe in den Köpfen des sogenannten „Publikums“ bereits Eingang gefunden haben; schwerer, weil man Mühe hat, schlichte Wahrheiten in dem Geräusch der redelustigen, wenn auch noch so unberufenen Menge zur Geltung zu bringen und eine Frage rein socialer Art davor zu retten, zu einer Frage politischer Parteien umgemünzt zu werden. Als ich vor Jahren anfing über deutsche Colonisation zu sprechen und zu schreiben, begegnete ich bei der Menge der Hörer und Leser einer nur geringen Theilnahme für diesen wesentlichen Theil der großen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgabe unseres Volkes und einem noch geringeren Verständniß dafür. Vieles, was damals der Neuheit halber den Meisten paradox erscheinen mochte, wird heute — Gott sei Dank! — schon als trivial gering geschätzt; dahingegen muß man Anderes um so bestimmter betonen, was ich damals als beinahe an sich verständlich nur beiläufig zu berühren für nöthig fand. —

Die äußere Veranlassung zu dem Umschwunge der Volksstimmung in Deutschland haben zwei großangelegte, kühne deutsche Kaufleute gegeben; es ist eine einfache Pflicht der Gerechtigkeit dieses anzuerkennen und es ihnen zu danken. Wenn die Hanseaten, verglichen mit dem Thun anderer seefahrender Nationen, lange Zeit den Anblick ängstlicher Zurückhaltung und Erschlaffung geboten haben, so müssen wir jetzt bekennen, daß die Königlichen Kaufleute Lüderitz und Wöhrmann diese alte Schuld ihrer Vaterstädte durch eine tapfere und entscheidende That eingelöst haben. Ob nun die ersten praktischen Unternehmungen an der

Ost- und Westküste Afrikas, sowie in Neu-Guinea wirklich zu einem erheblichen praktischen Erfolge führen werden, ist freilich zweifelhaft, übrigens aber auch nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Jedenfalls ist nun die erste große Bresche in den Wall der Trägheit und Furchtsamkeit gelegt, und das will bei der Langsamkeit und Schwerflüssigkeit unseres Volkes schon etwas bedeuten. Es ist zu erwarten, daß in der Folge der Unternehmungsgeist der Deutschen sich immer frischer erheben und die Thätigkeit auf dem Felde colonialer Arbeit nicht so leicht wieder erschlaffen wird. Auch der in unserm Lande thatsächlich vorhandene Reichthum an Menschen und Kräften wird energisch mit darauf hin arbeiten, daß neue nationale Bildungen auf neuer Erde fort und fort versucht werden.

Wer es empfunden hat oder empfinden kann, welches Glück die Erfüllung lange und schmerzlich gehegter Wünsche bereitet — ein Glück, wie es etwa Beethoven in der Ouverture Leonore III. durch das Trompetensignal und auch an anderen Stellen zum allgemeingültigen und -verständlichen künstlerischen Ausdruck bringt — der wird unsere und vermuthlich vieler anderer deutscher Männer Stimmung verstehen können. Freilich ist auch dieses Glück unvollkommen: wenn wir lesen, daß die finanzielle Verarbeitung einer der aussichtsvollsten colonialen Unternehmungen keinem Andern als Herrn Gerson Bleichröder überlassen wurde, so liegt darin eine herbe Anklage gegen unser Volk, vor Allem gegen die, welche es hätten besser machen können. —

Wenn uns indessen auch die erste frische Freude über den neu erwachenden Unternehmungsgeist unseres Volkes einigermaßen verkümmert wird, überraschen kann es uns nicht, die wir genau genug wissen, wie krank unser Volk noch immer ist und wie undeutsch in Deutschland vielfach gerade die Kreise und Parteien sind, die sich als die „herrschenden“ und „regierenden“ zu erkennen geben. Hoffen wir einstweilen mit aller Kraft, daß die Bewegung, welche wieder einmal in die zähe Masse des deutschen Volkscharakters gekommen ist, endlich auch zu Ergebnissen führt, in denen wir gesunde Neubildungen unseres Organismus anerkennen dürfen.

Den eben genannten beiden tapferen Hanseaten fühle ich mich insofern verwandt und darf mich ihnen in gewissem Sinne zur Seite stellen, als auch mir sehr bald, nachdem ich mich mit der Auswanderungs- und Colonisationsfrage zu befassen begonnen hatte, unabweisbar klar wurde, daß über solche Themata zu reden und zu schreiben doch nur eine andere Form des Nichtsthuns sei, und daß mindestens erst Der das Recht zu reden und zu schreiben in Anspruch nehmen dürfe, der zuvor gehan-

delt habe. Angesichts solcher Bestrebungen gilt das Wort, daß die That der Anfang und im Anfange die That ist.

Zu diesem Thun wurde ich als ein zur Theorie erzogener Mensch sehr schrittweise mehr gedrängt als gezogen. Ich sah, wie Tausende in jedem Jahre dem Vaterland den Rücken wandten, nicht weil sie wollen — wie gern wären die Meisten von ihnen geblieben, wie peinigt sie jahrelang, vielleicht für immer, das tiefschmerzliche Gefühl der Sehnsucht nach der Heimath ihrer Väter, welche die ihrige nicht mehr ist — sondern weil sie müssen, weil materielle oder moralische Noth ihnen das Leben in Deutschland unmöglich macht, weil das Vaterland ihnen ein Stiefvaterland geworden ist, weil eine bis ins Mark unvolksthümliche Gesetzesmacherei dem geraden und einfachen Menschen das Leben hier zur Last und Pein macht, weil endlich der, welcher sich selbst vielleicht noch zu opfern den passiven Muth hat, doch seine Kinder in eine gesündere und reinlichere moralische Atmosphäre zu verpflanzen die Verpflichtung fühlt, da es denn in Deutschland nachgerade eine der allerschwierigsten Aufgaben geworden ist: Knaben zu Männern und Mädchen zu Frauen zu erziehen.

Bei dem Anblicke des massenhaften Ausströmens deutscher Volkskraft konnte der Unbefangene nur mit Einem beginnen: mit dem Suchen nach ersprießlichen hoffnungsvollen Wanderzielen für jene heimathlosen Schaaren.

Als ich bei dieser Arbeit nach Vorgängern in Deutschland suchte, fand ich sie in einer Anzahl vor, die zu der Wichtigkeit der Frage in keinem Verhältniß steht. Wenige haben bis jetzt die schwachbevölkerten Länder der Erde bereist, um sie eingehend und gewissenhaft darauf hin zu prüfen, ob in ihnen deutsche Arbeiter sich eine sichere Existenz begründen könnten; und von diesen Wenigen waren nicht Alle glücklich im Finden und Manche nicht geeignet ihren Fund bekannt und nutzbar zu machen. Hier lag also offenbar eine Aufgabe vor, die der Lösung noch harrte.

Wohin sollte ich mich nun zunächst wenden? Zeit und Geld hatte ich nicht viel zu verlieren, denn einerseits wurde die Frage von mir nachgerade als eine sehr dringliche empfunden, andererseits waren die mir zur Verfügung stehenden Mittel im Verhältniß zu dem Umfange und der Weitschweifigkeit des Unternehmens und zu meiner damaligen Unerfahrenheit in praktisch colonialen Angelegenheiten derartig gering, daß ich diesen fühlbaren Mangel nur durch den festen Glauben an die Nothwendigkeit und Unerläßlichkeit einer derartigen Untersuchungsreise

überwinden konnte. Unterstützung materieller oder moralischer Art ist mir von irgend einer Colonisationsgesellschaft bis auf diesen Tag in keiner Weise zu Theil geworden, hingegen hatte ich aus diesen Kreisen mancherlei Anfeindungen zu erfahren; gar nicht zu gedenken jener Literaten dritter und vierter Klasse an der Spree, an dem Laplata und sonstigen trüben Gewässern, welche mir gegenüber das bewährte Recept befolgten: „Lüge und verleumde nur darauf los, irgend etwas bleibt doch haften.“

Man wird mir um so weniger zumuthen, mich gegen niedrige Verleumdungen zu vertheidigen, da von dem, was zur Richtigstellung der Thatsachen zu erwähnen nöthig war, Wesentliches von berufener Seite bereits gesagt worden ist. [1]) Auch muß man billig sein und jenen Crea-

[1]) In Nr. 184 der „Deutschen Volkszeitung“ vom 8. August 1884 war folgende „Erklärung“ zu lesen: „Um den vergifteten Pfeilen, welche die bekannte Verleumdungspresse in Berlin und Buenos-Aires gegen Paraguay und einige wohlbekannte Männer daselbst unablässig schleudert, endlich in wirksamster Weise die Spitze abzubrechen, hat der weitaus größere Theil der Colonisten von San Bernardino beschlossen, folgendes Schriftstück an Herrn von Holleben abzusenden:

An den Ministerresidenten und Gesandten des Deutschen Reiches bei der Argentinischen Republik, Herrn von Holleben, Hochwohlgeboren in Buenos-Aires („eingeschrieben“).

Eurer Hochwohlgeboren wollen die unterzeichneten Colonisten, welche sämmtlich Deutsche und in San Bernardino angesiedelt sind, ganz ergebenst die folgende Erklärung abgeben:

Da die Auslassungen gewisser deutscher Preßorgane über das Land Paraguay und die Colonie San Bernardino, speciell die Artikel der „Deutschen La Plata-Zeitung“ in Buenos-Aires einen immer gehässigeren und unfläthigeren Charakter annehmen und in denselben, um von zahlreichen namenlosen Schandartikeln zu schweigen, neuerdings wiederum ganz bestimmt die Ehre bekannter Persönlichkeiten angegriffen wird, so theilen wir Eurer Hochwohlgeboren, als dem Vertreter der deutschen Regierung in den La Plata-Staaten und der Spitze der deutschen Colonie in Buenos Aires, ganz ergebenst mit:

1) daß der Director der hiesigen Colonie, Herr Santiago Schärer, nach unseren Erfahrungen ein Ehrenmann ist, der seinen Verpflichtungen gegen die Colonisten, so weit er kann, nachkommt und daß die von der „Deutschen La Plata-Zeitung“ gegen ihn geschleuderten Verleumdungen unwahr sind;

2) daß der Dr. Bernhard Förster unseres Wissens sich in Paraguay und zeitweilig in San Bernardino lediglich deshalb aufhält, um zu erfahren, welche Länder der gemäßigten Zone Südamerikas sich als geeignet für deutsche Ansiedelungen erweisen, und daß die Anschuldigungen, als verfolge derselbe irgend welche persönlich-selbstsüchtigen Interessen, unseres Wissens rein aus der Luft gegriffen sind. Zu diesen verleumderischen Erfindungen gehört auch seine angebliche Genossenschaft mit Heinrich Quistorp;

3) daß San Bernardino, ebenso wie viele andere Gegenden Paraguays ein wohl geeignetes Arbeitsfeld für fleißige, nüchterne, sparsame deutsche Ansiedler ist, welche hier ihr Fortkommen besser als in der alten Heimath finden können;

4) daß die Klagen über die angeblich schlechte Beschaffenheit des Landes und über die Verwaltung der Colonie San Bernardino hauptsächlich von arbeitsscheuen,

turen, welche für klingenden Lohn zu jeder Arbeitsleistung sich bereit finden, nicht zumuthen, daß sie für höhere Aufgaben besser gearteter Naturen irgend ein Verständniß haben. Woher sollte denn jenen niederen Seelen der Glaube an uneigennütziges Handeln kommen? Sie gleichen dem Geiste, den sie begreifen. Wie sie nur persönlichen Vortheil kennen, so können sie es gar nicht verstehen, daß es Menschen giebt, welche in heißer Sehnsucht Wohlbehagen, Gut und Blut, ja das Leben hinzugeben entschlossen sind für ein Werk, das den Freunden, den Volksgenossen nützen und zur Wohlthat werden soll, während es vielleicht das eigene Glück mehr gefährdet als fördert.

Aber nicht immer ist der Einsamschaffende, der mit Gefahren Ringende zum „Billigdenken" gestimmt, es kommen Stunden der Muthlosigkeit, und wie schmerzlich berühren dann solch widrige Töne, welche über den Ocean zu dem Einsamen hinüber klingen. Sie könnten ihn gegen sein Volks, in dessen Dienst er sich doch müht, verbittern, wenn er sich nicht sagen müßte, daß die öffentliche Meinung und ihre Organe eben nur erst dem Erfolge nachhinken. Was einen Mann während des Schaffens an seinem Lebenswerk tröstet und ermuthigt, ist immer nur die Zustimmung Einzelner gewesen, und diese Zustimmung hat mir nicht gefehlt. Ich sage allen Freunden und Gesinnungsgenossen, welche mit Theilnahme, Freudigkeit, ja Begeisterung mein Unternehmen verfolgten und dies mit Wort und That bestätigten, meinen wärmsten Dank dafür. —

Wenn ich somit fest entschlossen war, für mich und Andere eine Heimstätte zu suchen, und ich mich zu diesem Zwecke auf der Oberfläche unsres Planeten umschaute, so lenkte sich der Blick naturgemäß zunächst

---

dem Trunke ergebenen, betrügerischen Individuen ausgehen, zu denen auch der pp. L. zu rechnen ist, welcher es wagt, die oben genannten Männer zu schmähen, um deren Gunst er sich hier in recht auffallender Weise beworben hat, und der sehr gerne hier geblieben wäre, wenn man ihm eine Stelle als deutscher Schullehrer gegeben hätte, für welche er schon seines Lebenswandels wegen in keiner Weise geeignet erscheinen mußte. —

Wir geben diese Erklärung aus freier Entschließung nach bestem Wissen ab, indem wir es Eurer Hochwohlgeboren anheimgeben, von diesem Schriftstück jeden angemessen erscheinenden Gebrauch zu machen. Uns mit den Redactionen der fraglichen Schmutzblätter direct in Verbindung zu setzen, erschien uns nicht thunlich.

Mit dem Ausdrucke der vollkommensten Hochachtung verharren wir als Eurer Hochwohlgeboren ergebenste: Albert Schröder.

(Es folgen 76 andere Namen erwachsener Colonisten). Es sind dies die Mehrzahl der Haushaltungsvorstände, von denen etwa 12 fehlen; 8 derselben waren nicht aufzufinden und werden vielleicht ihre Namen nachträglich hinzufügen, 4 haben sich geweigert zu unterschreiben." Albert Schröder.

San Bernardino, 9. Juni 1884.

über den Ocean und zwar nach Westen und Südwesten, da denn die Vereinigten Staaten von jeher das bevorzugteste Wanderziel der heimathlosen Deutschen gewesen sind und bis auf diesen Tag etwa noch $^{6}/_{7}$ aller deutschen Auswanderer aufnehmen. Nun kann man sich nach Prüfung unbestochener Zeugen und aller in Betracht kommenden Verhältnisse nur schwer dem Gedanken verschließen, daß auch heute noch die westlichen und südwestlichen Theile dieses weiten Ländercomplexes ebenso wie die angrenzenden Länder Mexico und Canada den deutschen Bauern und Viehzüchtern Raum und Gelegenheit bieten sich vortheilhaft niederzulassen und allmählich zu Wohlstand zu gelangen. Nur soll sich Jeder, soviel er kann, bei unbestochenen Beurtheilern sichere Auskunft verschaffen darüber, ob seine Mittel ausreichen den von ihm bevorzugten Landstrich zu erreichen und ihm noch genügendes Betriebscapital übrig lassen. Solche Auskunft hat er sich natürlich nicht bei Auswanderungsagenten oder den berufsmäßigen, rein theoretischen Colonisationsfexen zu suchen. — Von großem Gewicht ist hierbei für uns eine andere Frage, welche bei der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten aufgeworfen und beantwortet werden muß: Ist es zu wünschen, daß der reiche gehaltvolle Strom deutscher Menschen, den das alte Vaterland jährlich verliert, in dem Amerikanerthum einfach untergeht? Wir dürfen es aussprechen: Jedesmal, wenn ein Deutscher sich in einen Yankee verwandelt, erleidet die Gesammtheit der Menschen eine Einbuße an Reichthum. Nicht als ob ich die Energie und Tüchtigkeit jener jungen Mischrasse zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean unterschätzte — Manches deutet darauf hin, daß in Nordamerika eine neue, nicht werthlose Form der menschlichen Cultur im Entstehen begriffen sei — aber zunächst ist dort Alles noch in Gährung. Die drollige politische Unreife der Yankees hat sich erst vor etwa einem Jahre gelegentlich der halb jämmerlichen, halb lächerlichen Lasker-Komödie bekundet, welche von den Deputirten in Washington aufgeführt wurde. War es einer großen Nation würdig, solchen Spott mit einem befreundeten Volke zu treiben? Von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten abzurathen habe ich keine Veranlassung, da mir die dortigen Verhältnisse nur aus indirecten Quellen bekannt sind, zureden aber kann man dem gewiß nicht, welchem sein Deutschthum ein über Alles werthvolles Gut ist, das er nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Kindern erhalten wissen möchte. Nun wird freilich neuerdings die überraschende und höchst erfreuliche Thatsache nicht unglaubwürdig berichtet, daß seit einigen Jahrzehnten die in die Vereinigten Staaten neu eingewanderten Deutschen sich nicht mehr überall und nicht mehr in dem Maße in das Yankeethum verlieren wie früher, daß es Gegenden

giebt, wo man auch noch in 2. und 3. Generation deutsch bleibt und stolz auf seine Abstammung ist, daß namentlich das widerliche Gebahren der entarteten Großstädter mit ihrer Anbetung dem Götzen Erfolg und ihrem Dienste des king dollar keinesfalls den weiten Distrikten ländlicher Bevölkerung mit zur Last gelegt werden dürfe. Sollte mit dieser so merkwürdigen Beobachtung wirklich ein Umschwung in der Rasse-Entwickelung der Vereinigten Staaten bezeichnet werden, so würde für uns Germanen freilich die Zukunft des Ländercomplexes von Labrador bis Veracruz in einer völlig andern Beleuchtung erscheinen. Jene schon jetzt geographisch und in nicht zu ferner Zukunft vielleicht auch politisch zusammengehörigen Länder, welche selbst dann, wenn der Ackerbau die überwiegende Ernährungsweise bildet, doch mindestens 300 Millionen Menschen ernähren können — also etwa das Vierfache der jetzt dort seßhaften Einwohnerzahl — würden mit der Zeit nicht nur ein germanisches, sondern ein specifisch deutsches Gepräge erhalten, wenn die auswandernden Deutschen sich ihm in geschlossenen Mengen moralisch und geistig stark zuwenden wollten, um dort ihre Sprache und Art nicht nur nicht fallen zu lassen, sondern um so fester zu erfassen und zu veredeln. Es wäre wohl der Mühe werth, daß unbestochene Männer, denen es ihre Mittel gestatten, die Vereinigten Staaten gerade jetzt auf den hier eben berührten Gesichtspunkt hin bereisten und uns folgende Fragen beantworteten: Giebt es innerhalb der Vereinigten Staaten bereits sichere Inseln deutschen Wesens, welche die Aussicht haben, sich zu vergrößern? und ist die Möglichkeit gegeben, daß sich neue solche Inseln bilden? Auf Grund derartiger Untersuchungen würde man im Stande sein bestimmter als jetzt von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten abzurathen oder aber dieselbe zu befördern.

Wenn wir also, den Blick nach Westen und Südwesten gerichtet, unser Urtheil bis auf Weiteres aufgehoben halten müssen, so sind wir just in der nämlichen Lage, wenn wir nach Osten und Südosten schauen. Daß Süd-Rußland, die unteren Donauländer, die Balkanhalbinsel das nächstliegende und natürlichste Gebiet für deutsche Colonisation und das sicherste Ziel für Auswanderung seien, hat unter Anderen sehr deutlich und aufs bestimmteste Paul de Lagarde ausgesprochen und nachgewiesen. Aber bei den grauenhaften Zuständen des Russischen Reiches, wo Juden und Nihilisten an der Zerstörung des Bestehenden planmäßig und wie es scheint erfolgreich arbeiten, angesichts der sichtlichen Zerbröckelung des österreichischen Doppelstaates und der staatlichen Decomposition der Balkanländer kann man wohl die Auswanderung dorthin den deutschen Ansiedlern kaum empfehlen. Möglich indessen, daß das

junge Königreich Rumänien eine neue Zeit nationalen Aufschwunges erlebt, welche es dem deutschen Ansiedler möglich macht, auch dort zu Wohlstand zu kommen und seines Glaubens zu leben.

Weitere Gebiete für deutsche Auswanderung in größerem Maßstabe außer den beiden genannten sind mir auf der nördlichen Erdhälfte nicht bekannt; um so ausgedehnter und hoffnungsvoller liegen sie vor uns, wenn wir uns der südlichen zuwenden: der größere Theil Afrikas, viele der Südsee-Inseln, weite Strecken Australiens, endlich Amerika südlich vom Aequator bieten sich dem suchenden Auge als die nächsten und vertrauenerweckendsten Untersuchungsobjecte. Ob in diesen Ländern Colonien in directer Abhängigkeit von dem Deutschen Reiche oder unter fremder Botmäßigkeit angelegt würden, erschien mir völlig gleichgültig: eine energisch sich entwickelnde Colonie wird ihre nationalen und wirthschaftlichen Rechte auch unter fremder Flagge zu wahren wissen, und ein von dem Mutterlande politisch abhängiges Colonialland wird bei rüstigem Vorwärtsstreben in jedem Falle dahin kommen, sich loszulösen und selbständig zu werden.

Es wurde mir nicht leicht mich zu entschließen, wohin ich zuerst meine Wanderung richten sollte; und als ich mich fast schon für die Delagoa-Bai und das Land der Boeren entschieden hatte, war es der wiederholte und eindringliche Rath zweier, auf dem Gebiete der Colonisationsfrage wohlbekannter Männer, der mich bestimmte, Südamerika vor allem ins Auge zu fassen und hier mit Paraguay zu beginnen. Einen zuverlässigen Kenner des letztgenannten Landes konnte ich freilich in Deutschland nicht finden, aber jene Männer hatten sich auf indirectem Wege so eingehend über dasselbe zu unterrichten Veranlassung gehabt, daß ihre Auffassungen und Rathschläge immerhin nicht ohne Werth schienen.

Die Literatur über jenes Land habe ich erst in der Folge — und zwar nur gelegentlich und vermuthlich unvollkommen — zu prüfen vermocht. Die Arbeit von Wappäus, obwohl veraltet, voller Ungenauigkeiten, mit vielen falschen Angaben, gehört immer noch zu dem Besten unter den zusammenhängenden Schriften. Das bekannte Buch des Belgiers du Graty ist offiziös-paraguayisch, ohne objectiven Werth, außerdem auch veraltet. Zutreffendes enthalten einige in den letzten Jahren in der „Deutschen Colonialzeitung“ erschienene Artikel von Schrage, Schneider und Karl von Gülich; letzterer darf überhaupt zu den besten und unbefangensten Kennern Paraguays gerechnet werden, und die Auskunft, die er etwa zu ertheilen Lust hätte, würde

in jeder Hinsicht als vorurtheilslos, zuverlässig und bona fide gegeben angesehen werden dürfen.

Das Buch des Hamburger Dr. Hugo Töppen über Paraguay kam mir, während ich diese meine Aufzeichnungen niederschrieb, in die Hände und konnte erst nach Beendigung derselben von mir gelesen werden. Töppen hat das Verdienst, mit Aufwand von Gefahren, Mühen und Kosten eine Reise in die Yerbales am oberen Jejui und Aguaray bis in die Cordillere von Amambay über die Wasserscheide hinweg gemacht zu haben, und er hat diese Reise klar und glaubwürdig beschrieben. Ein entscheidendes Urtheil über die Colonisirbarkeit des Landes abzugeben, lag außerhalb seines Gesichtskreises, auch ist ein Aufenthalt von drei Monaten nicht hinreichend, um gründliche Untersuchungen anzustellen oder ausreichendes Material zur Beantwortung einer solchen Frage zu sammeln.

Einige andere in den letzten Jahren über Paraguay bezw. Südamerika erschienene Bücher kennzeichnen sich durchaus mehr als kühne Buchhändlerspeculationen denn als literarische Leistungen von höherem Werthe. Hierzu ist u. A. auch das Buch eines gewissen Zöller zu rechnen, welcher vor einigen Jahren im Auftrage der „K. Z." Südamerika bereiste, sich auf dieser Reise von einem Dampfer zu dem andern (ich weiß nicht ob 5, 6 oder gar 7 Tage) in Asuncion und Umgebung aufgehalten hat und nun, ohne sich zu besinnen, mit der unter Literaten üblichen, erstaunlichen Geschwindigkeit ein Capitel über Paraguay schreibt. Dem „Weltblatt" wird kein Billigdenkender einen Vorwurf daraus machen, daß es von der ihm zweifellos zustehenden Befugniß, die Leser auf Kosten der Genauigkeit zu unterhalten, einen in diesem Fall etwas weitgehenden Gebrauch machte. Dem Zeitungsschreiber gegenüber erfordert es die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß er ein offenbares Geschick hat, in kurzer Zeit den Dingen etwas abzumerken und seine flüchtigen Erfahrungen ganz behaglich zur Darstellung zu bringen. Somit wäre gegen seine Thätigkeit als Zeitungsschreiber, namentlich für ein „Weltblatt", wenig, gegen seine Berechtigung zum Buchschreibern — Mancherlei einzuwenden. —

Wie viel nun auch die Mittheilungen der beiden zuerst erwähnten Männer, welche ich als Autoritäten auf dem Gebiete des Colonialwesens anerkennen mußte, für Paraguay sprachen, so wurde es mir doch bald völlig klar, daß ich mir eine ausreichende und maßgebende Kenntniß jenes geheimnißvollen Landes nur durch eigenste Erfahrung verschaffen konnte. Nur ein längerer Aufenthalt in dem Lande selbst, ein Durchmessen desselben nach verschiedenen Richtungen, eigenhändige

wenn auch nur in kleinem Maßstab angestellte praktische Versuche des Ackerbaues ꝛc., Verständigung mit möglichst vielen, im Lande seit langer Zeit seßhaften Europäern, namentlich mit Deutschen, konnten mich fähig machen zur Beantwortung der Frage, auf welche es hier ankam: „Welche Aussicht eröffnet sich in Paraguay dem Deutschen, der sich dort dauernd als Ansiedler niederlassen will?“

Während ich in der Vorbereitung zu dieser Reise begriffen war, boten mir eine Anzahl meist jüngere Männer und eine Familie ihre Begleitung an. Es versteht sich ohne Weiteres, daß ich ihnen damals nicht zureden konnte, Einzelnen sogar abreden mußte; eine Verantwortung konnte ich in keiner Weise übernehmen, erklärte mich indessen bereit, ihnen während der Reise und in Paraguay selbst mit Rath und That zur Hand zu sein. Ein Theil jener bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft ist in Argentinien geblieben, bezw. von Asuncion aus dorthin zurückgekehrt; Einige haben die alte Heimath wieder aufgesucht; Andere leben in Paraguay in der Colonie San Bernardino, wo es ihnen nach Maßgabe ihrer Arbeitskraft und Arbeitslust wohlgeht. Sie haben ebensowenig wie die Mehrzahl der dort angesiedelten arbeitsamen und brauchbaren Deutschen bisher irgendwelches Verlangen gezeigt, ihre neugewonnene Heimath wieder mit der alten zu vertauschen.

II.

Die Reise.

Im Januar 1883 konnte ich mich in Berlin in öffentlichen, vielbesprochenen Versammlungen über die Ziele meiner Reise mit meinen Freunden verständigen. Die reichlich bekannt gewordene Thatsache, daß ich im Februar Deutschland verließ, konnte den im Verleumden geübten, oben gekennzeichneten Theil der Berliner ꝛc. Presse, dem sich in diesem Falle der „Export“ anschloß, nicht hindern, mich zum Reisegenossen einer in jeder Hinsicht bankerotten Existenz zu machen und mich in der Folge mit ihr zusammen zu nennen, obwohl dieselbe notorisch schon wochenlang zuvor Deutschland verlassen hatte, um in Paraguay ihr Glück zu suchen. Sie hat es, beiläufig gesagt, daselbst nicht gefunden. Das arme, dünnbevölkerte Land ist kein Boden für Glücksritter und

Abenteurer. Nach einem unrühmlichen mehrmonatlichen Aufenthalte verließ das fragliche Individuum auf Grund einer von den Deutschen in Asuncion angestellten Geldsammlung Paraguay, um in kurzer Zeit wieder zu kommen und sein alkoholreiches Dasein daselbst forzusetzen; zum zweiten Male verschwand es aus dem Lande unter so erschwerenden Umständen, daß es ihm unmöglich sein dürfte, zum dritten Male zurückzukehren.

Daß die verleumdungsfrohen Zeitungsschreiber der deutschen Reichshauptstadt die Gesinnungsgenossenschaft eines ungewöhnlich unwissenden Mitgliedes des deutschen Reichstags fanden, der in diese hohe Körperschaft den Ton der Vossischen und der Mosseschen Zeitung trug und dabei nur ganz geringen Widerspruch erfuhr, ist zwar ebenfalls kein vereinzelt dastehendes Factum, soll aber, als zur Kennzeichnung der Personen und Verhältnisse in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, hier registrirt werden. Der eben citirte Reichstagsmann, der offenbar gar nicht wußte, in welchem Lande der Paraguay fließt, heißt, wenn ich mich recht erinnere, Herr Dorn, — es ist kein scharfer.

In Hamburg schiffte ich mich am 2. Februar auf dem vortrefflichen Dampfer der „Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft“, der „Ceará“, nach dem Laplata ein und gelangte wohlbehalten am 2. März in Montevideo an. Da ich auch auf der Heimreise ein Schiff dieser Linie benutzen konnte, so stehen mir hinsichtlich der anderen Linien nicht persönliche Erfahrungen, sondern nur vielfache, nicht unglaubwürdige Mittheilungen zur Verfügung. Folgende europäische Häfen sind Ausgangspunkte für directe Fahrten nach dem Laplata: Hamburg, [1]) Bremen, Antwerpen,[1]) Southampton, Liverpool, le Hâvre, Bordeaux, [1]) Lissabon, [1]) Barcelona, Marseille, [1]) Genua, [1]) Neapel — denen sich vermuthlich in den nächsten Jahren noch Triest zugesellen wird. Abgesehen von unregelmäßig fahrenden Lastdampfern rechnet man monatlich ca. 30 Personen-Dampfschiffe, welche zwischen dem Laplata und europäischen Häfen und vice versa verkehren. Von den außerdeutschen haben die Bordeaux-Steamer (messagérie maritime) und die Dampfer der Hâvre-Linie (Chargeurs réunis) einen guten Ruf; die schnellsten Fahrten machen neuerdings die Dampfer der Linie „la veloce“ in Genua, deren Schiffe „Nordamerica“ und „Matteo Brûzzo“ den Weg von Genua bis zum Laplata schon in 14 Tagen zurückgelegt haben. Von den 3 englischen Linien gelten die Schiffe der „pacific line“, welche in Montevideo anlaufen, für die comfortabelsten. Der Deutsche,

---

[1]) Verschiedene Linien.

welcher sicher, bequem und wohlfeil fahren will, wird die Hamburg-Südamerikanische Linie (Sitz in Hamburg, Makler: August Bolten) allen anderen vorziehen. Ich spreche hier von dem 1. Platze (Kajüte), welchen Jeder, der in seinen Lebensansprüchen einigermaßen verwöhnt ist, zu wählen genöthigt sein wird. Indessen auch für Reisende der 3. Klasse war, soweit ich es zu erkennen vermocht, ausreichend und den Verhältnissen entsprechend gesorgt. Eine 2. Klasse hat keine der 3 deutschen Linien. — Die genannten Hamburger Schiffe bieten durch ihre vortreffliche Bauart und ihre zuverlässige Leitung die denkbar größte Garantie; außer einigen älteren Fahrzeugen (wie „Rio", „Paranagua" u. a.) sind sie sämmtlich neuester Construction und gewähren alle Vortheile solider praktischer Schiffbaukunst. Das Deck dieser Schiffe besteht aus schmiedeeisernen Platten und kann nicht durch eine See eingedrückt werden; Salon und Kammern sind auf dem Verdeck angebracht; in Folge dessen ist bei der Fahrt durch die Wendekreise in den Schlaf- und Wohnräumen eine beständige Ventilation Tag und Nacht möglich; auch leidet der Reisende nicht unter dem etwa üblen Geruche der Ladung. Die Führung der Dampfer wird nur Officieren von erprobter Tüchtigkeit anvertraut, welche im Uebrigen den Reisenden mit Auskunft aus dem Schatze ihrer Erfahrungen gern entgegenkommen. So hat denn diese Linie noch keinen Verlust und nur wenige durch force majeure herbeigeführte Havarien zu verzeichnen. Die Schiffe sind im höchsten Grade sauber, die Verpflegung eine fast überreichliche und vortreffliche.

Am 2. März langte die „Cearà" auf der Rhede von Montevideo an; stürmisches Wetter in der Nordsee und dem Golfe von Biscaya hatten die Reise um etwa 2 Tage über die durchschnittliche Dauer verlängert. Um von der Laplata-Mündung auf der großen Stromstraße des Rio Paranà und Rio Paraguay in das Innere Südamerikas vorzudringen, muß man den Seedampfer verlassen und einen der Flußdampfer zur Fortsetzung der Reise wählen. Drei Häfen bieten zu diesem Schiffswechsel die Möglichkeit: Montevideo, Buenos Aires und Rosario de Sa. Fé. Wer als Einwanderer in Paraguay die von der Regierung jenes Landes angebotene Vergünstigung freier Fahrt bis Asuncion genießen will, hat sich vorher zu erkundigen, ob er dieselbe in Montevideo oder Buenos Aires erlangen kann; es hat in den letzten Jahren mehrfach gewechselt; einzelnen Leuten wird die freie Passage überhaupt nicht mehr zugebilligt. Man wende sich dieserhalb an die paraguayischen Generalconsulate der beiden genannten Städte. Im Uebrigen wird derjenige, welcher in den beiden größten Emporien des Laplata-Gebietes

Geschäfte irgend welcher Art nicht zu erledigen und sonst keine Ursache zu einem Aufenthalte daselbst hat, wohlthun, sich direct bis Rosario befördern zu lassen. Das Umsteigen in Montevideo und weit mehr noch in Buenos Aires ist unbequem und kostspielig; der Aufenthalt in der letztgenannten Stadt theurer als in irgend einem mir bekannten europäischen Orte. Etwas Werthvolles und Interessantes wird im Uebrigen das suchende Auge des Europäers dort nicht finden. Immerhin ist die nähere Umgebung von Montevideo nicht ohne landschaftliche Reize; Buenos Aires indessen ist im Innern und in seinem Weichbilde von einer langweiligen Phantasielosigkeit, die nicht so leicht ihres Gleichen finden mag: alle Straßen laufen schnurgerade einander parallel und kreuzen sich in rechtem Winkel, kein Gebäude von irgend welchem architektonischen Interesse, kein Kunst- oder Musikinstitut, kein wissenschaftliches Institut von einiger Bedeutung; das Interesse der Bevölkerung scheint im Geldverdienen und in ziemlich geistlosem Genusse völlig aufzugehen — kurz, die weite sich anschließende, völlig eintönige und fruchtbare Tiefebene mit den großen, nur auf Sättigung und Fortpflanzung bedachten Heerden von Wiederkäuern und Einhufern ist die getreue Fortsetzung einer der ödesten und reichsten Städte der Erde.

Direct nach Rosario expediren jetzt 3 Gesellschaften, jede wenigstens einmal im Monat, nämlich die Chargeurs réunis (Hâvre), Lamport and Holt (Antwerpen und Liverpool) und Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft (Hamburg, August Bolten). In Rosario, einer mächtig aufblühenden Handels- und Hafenstadt, findet man etwa 9 Mal im Monat Dampfschiff-Gelegenheit, um nach Asuncion zu gelangen. Der Hauptverkehr liegt noch in den Händen des Loyd Argentino, der sein thatsächliches Monopol zu unnatürlich hohen Frachtsätzen mißbraucht. Doch ist begründete Hoffnung vorhanden, daß ihm in kurzer Zeit wirksame Concurrenz geschaffen wird. Es hängt dies mit der directen Beförderung der Waaren und Passagiere von Paraguay nach Europa und vice versa zusammen, ein Project, über welches weiterhin noch zu sprechen sein wird.

Der Reisende, welcher die Rhede von Montevideo verlassen hat, um den „Silberstrom“ aufwärts zu fahren, muß sich noch etwa einen Tag gedulden, bevor das allmählich süß gewordene Gewässer den Charakter eines Stromes annimmt. Erst wenn der Dampfer etwa 5 Stunden von Buenos Aires entfernt ist, kann man zu beiden Seiten schmale Landstreifen entdecken, dann bleibt links die Insel San Martin Garcia liegen und von Norden her sendet der Rio Uruguay seine Gewässer dem Riesenstrome zu, der von dort an aufwärts nunmehr den Namen

Rio Paraná führt. Jetzt kann man stets ohne Noth beide Ufer erkennen, so flach sie auch sind. Erfreulich und reizvoll ist dieser Anblick gerade nicht für ein Auge, welches an anmuthige profilirte Uferbildungen gewöhnt ist. Die Spree oberhalb Berlin ist unbeschreiblich viel mannigfaltiger und reizvoller als der Rio Paraná, der nur an einigen Stellen bestimmte sichere Ufer aufweist, sonst aber ganz allmählich sich aus fließendem Wasser in die Uebergangsformen stehender Gewässer, todter Flußarme (riachos), Sümpfe und Wasserwälder verliert, bis endlich, oft meilenweit entfernt von dem Thalwege des Stromes, das eigentliche Festland beginnt. Dann setzen die Sinkstoffe des Hochwassers allmählich in der Mitte des Flusses Inseln an, die sich erhöhen, mit Vegetation aller Art bedecken und den Fluß zwingen, noch weiter nach beiden Seiten auszuweichen, so daß der Strom ein bis mehrere Meilen breites System von Canälen, Flußarmen, Inseln, Sümpfen, Seen, Bruchland ꝛc. bildet.

Bevorzugt zur Ansiedelung und Städtebildung sind natürlich solche Strecken, an denen das Ufer steil von beträchtlicher Höhe in den Fluß abfällt; hier hat man gewöhnlich bis dicht ans Land tiefes Fahrwasser und gute Gelegenheit zum Landen. Solche Steilufer („barrancas“) von 50—150′ Höhe bietet in Argentinien, abgesehen von der Gegend von Rosario de Sa. Fé, namentlich das linke Ufer in den Provinzen Entrerios und Corrientes; und hier hat denn auch die gute Transportgelegenheit, welche der Strom bietet, verbunden mit dem fruchtbaren Hinterlande von vortrefflichem Klima, eine Reihe meist noch junger Ansiedelungen ermöglicht, deren kräftiges Aufblühen beredtes Zeugniß für die innere Gesundheit jenes Theiles der Argentinischen Confederation ablegt. Nach einander lernt der Reisende die freundlich gelegenen wohlhabenden Ortschaften kennen: Paraná, Urquiza, Lapaz, Esquina, Goya, Empedrado, Corrientes — alle am linken Ufer des Stromes gelegen, während auf der rechten Seite, abgesehen von den beiden bedeutenden Plätzen Rosario und Sa. Fé, sich erst in den allerletzten Jahren einige neue Ansiedelungen gegründet haben, über deren Wachsthum und Aussichten für die Zukunft mir kein Urtheil zusteht.

Hier ist nun der Ort, einige Bemerkungen über die Argentinische Republik zu machen.

III.

Ein flüchtiger Blick auf die Argentinische Republik.

Wer die Geschichte der Entdeckung Südamerikas und der Besiedelung dieser reichen, glücklich begabten Länder durch die Spanier und Portugiesen betrachtet, wird sich der schmerzlichen Empfindung nicht erwehren können, daß gerade die Berührung dieses Continents mit diesen europäischen Nationen zum Unglück für beide geworden ist. Die eigenthümliche, aus iberischen, keltischen, germanischen, arabischen, maurischen und baskischen Elementen entstandene Mischrasse romanischer Mundart, welche die pyrenäische Halbinsel bewohnt, weist die wahrhaft großen Eigenschaften der Hingabe, des Heldenmuthes, der Begeisterung für Ideale dicht neben den bedenklichen Seiten ihres Charakters, Habsucht, Grausamkeit, falscher Ritterlichkeit, Aberglaube auf. Ungewöhnlich befähigt zum Entdecken und Erobern, beweisen die Spanier einen erkennbaren Mangel an Talent, das Entdeckte und Eroberte planmäßig zu verwalten und zu erziehen. Allerdings haben die Spanier einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche spanisch gemacht, und nächst dem Englischen und vielleicht noch dem Russischen giebt es keine Sprache der Welt, die von so vielen Menschen gesprochen wird, wie die spanische. Aber freilich von was für Menschen wird sie gesprochen, und wie!

Die Geschichte der Vicekönigreiche von Peru und Buenos Aires ist im Wesentlichen bekannt; sie ist eine lange Kette von Roheiten, Verbrechen und Thorheiten. Das Recht, welches wir der edleren, überlegeneren, entwickelteren Rasse allerorts zugestehen müssen, niedriger stehende, geringer entwickelte Volksthümer in sich aufzunehmen oder auch zu verdrängen, steht den Spaniern des 16. Jahrhunderts nur in sehr bedingter Weise zu. Durch den Einbruch des Islam war die Phantasie dieses hochbegabten Volkes höchst einseitig beeinflußt worden. Kampf gegen Unglaube und Ketzerei, Vertheidigung des heiligen katholischen apostolischen Glaubens wurde im Verlaufe eines halbtausendjährigen Kreuzzuges zum Lebensinhalte jedes echten Spaniers. War diese Einseitigkeit schon bedenklich, weil sie jede andere Entwickelung des Volkes nach der Richtung der Arbeit, der Kunst, der Wissenschaft hin ungünstig beeinflußte, und das Unklare, Verschwommene, das im schlechten Sinne Romantische im Uebermaß zur Geltung brachte, so erfolgte gleichzeitig seine

Rasseverschlechterung verhängnißvollster Art: außer den obengenannten bedenklichen Beimischungen semitischer und chamitischer Völker mußte Spanien im Laufe und besonders gegen Ende des Mittelalters einen unerfreulichen und unerträglichen Zusatz jüdischen Blutes ertragen. Als endlich der Volksinstinkt erwachte und sich zu dem kühnen Entschlusse aufraffte, das Böse aus sich zu verbannen, war es bereits zu spät; das Gift war schon in das Blut der Nation eingedrungen. In den entsetzlichen Vorgängen der spanischen Inquisition unter den Philipps erkennen wir den Einfluß, den das im Spanierthum lebende Judenthum auf die moralische Beschaffenheit dieses Volkes ausübte. Noch mehr durchsetzt mit Juden scheinen die Portugiesen zu sein, deren Auftreten in der Neuen Welt denn auch noch viel häßlicher und niedriger gewesen zu sein scheint, als die Thätigkeit der wenigstens ritterlichen Castilianer.

Das Spanien des 16. Jahrhunderts besaß einerseits nicht die volle Frische und Naivetät kindlich vorwärts strebender Völker, andererseits war es weit davon entfernt, sich schon zur Klarheit und männlichen Reife durchgerungen zu haben: es besaß nichts von dem, was erforderlich ist zum Colonisiren. Denn zum Colonisiren gehört vor Allem die Thätigkeit des Erziehens; erziehen aber kann nur entweder indirect der noch völlig Naive, oder bewußt der völlig Entwickelte, welcher sich selbst schon erzogen hat. Dies gilt vom Einzelnen wie von Nationen.

So hat denn auch die Geschichte ihr Urtheil über die ehemaligen spanischen Colonien Amerikas in mehr als einer Form bereits gesprochen. Daß die Vicekönigreiche von Peru und Buenos Aires bei erster Gelegenheit ihrer inneren Unfähigkeit erlagen, und daß sodann über diese Trümmer ein Chaos hereinbrach, wie es unerfreulicher die moderne Geschichte nur an wenigen Stellen kennt; daß man nirgends bei den amerikanischen Creolen in Wort oder Schrift einer Spur der Dankbarkeit oder Pietät gegen die spanischen Conquistadores oder Vireys begegnet — diese beiden Thatsachen sind an sich schon Anklagen gewichtiger Art gegen das Mutterland, vor Allem gegen die Entdecker und Eroberer des 16. Jahrhunderts.[1])

Indessen scheint die Periode des Ueberganges und der Verwirrung, welche den Ereignissen der Jahre 1810 und 1811 folgte, wenigstens in zweien Staaten schon geordneteren und Dauer versprechenden Zuständen Platz gemacht zu haben: in **Chili** und in **Argentinien**. Es ist begründete Aussicht, daß dieser Einfluß von Süden nach Norden zu sich

[1]) Dieser Abschnitt wurde bald nach Ostern dieses Jahres niedergeschrieben, also längst bevor man die Möglichkeit des spanisch-deutschen Conflictes voraussehen konnte.

in der Folgezeit noch segensreich geltend macht, so wenig es auch an Rückschlägen und Seitenstößen fehlen wird. Nachdem es den Staaten des „Argentinischen Bundes“ gelungen ist, den zwecklos barbarischen und keinesfalls „aufgeklärten“ Despotismus des Dictators Rosas zu beseitigen und sich nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten eine Verfassung herzustellen, welche eine für das weite Ländergebiet höchst zweckmäßige Decentralisation gewährleistet, ist diese umfangreiche Staatengruppe auf dem Wege gedeihlicher Entwickelung und einer Vermehrung des Wohlstandes, welchen die augenblickliche Finanzkrisis nur vorübergehend wird alteriren können.

In Folge dieser günstigeren politischen Verhältnisse hat auch die Einwanderer europäischer Colonisten in den letzten Jahren erheblich zugenommen, und wennschon unter diesen die Italiener numerisch allen anderen europäischen Völkern weit voranstehen, so fehlt es doch nicht an Deutschen, die sich mit Erfolg dort angesiedelt haben; schon deshalb verdienen diese Länder eine unbefangene Betrachtung unsrerseits, welche freilich keineswegs so eingehend an dieser Stelle sein kann, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes zu beanspruchen scheint. Gern hätte ich mich über die Verhältnisse einer Anzahl von Staaten des Argentinischen Bundes in der Art genau orientirt, wie ich es über Paraguay zu thun im Stande war. Aber einerseits waren meine Mittel hierzu nicht zulänglich, andrerseits wurde mir bei meinen Bemühungen von den Behörden nicht in der Weise entgegengekommen, wie es beispielsweise in Paraguay der Fall war. Ein an den Präsidenten der Argentinischen Republik dieserhalb gerichteter Brief blieb schlechtweg unbeantwortet, während der Präsident von Paraguay in dem gleichen Falle mir sehr höflich entgegenkam und nichts unterließ, um mir mein Vorhaben zu erleichtern.

Das hier über die Argentinische Republik Mitzutheilende, welches theils auf eigenen Beobachtungen, theils auf glaubwürdigen Mittheilungen beruht, wird dennoch nicht ganz ohne Werth sein und namentlich dem Auswanderer manchen nützlichen Wink ertheilen können.

Argentinien, dessen Ausdehnung ungefähr das Sechsfache von der des Deutschen Reiches beträgt, reicht mit seinen nördlichsten Theilen bis weit über den Wendekreis des Steinbocks und berührt nach Süden zu Regionen, die des kalten Klimas wegen nur noch schwer bewohnbar sind. Weitaus der größte Theil dieser ungeheuren Territorien ist indessen von günstiger klimatischer Beschaffenheit, doch fehlt es nicht an Landstrichen, auf welchen Mangel an Niederschlägen oder doch sehr ungleich-

mäßig fallender Regen die Cultur des Bodens erschwert oder unmöglich macht.

Abgesehen von den westlichsten und nordwestlichen Theilen, in denen Argentinien an dem Alpenlande der Anden Antheil hat, und von dem Hügellande der Provinz Misiones im Nordosten, stellt sich das ganze Gebiet als eine ununterbrochene gewaltige Tiefebene dar. Die Gewässer, welche von den Anden nach Osten zu abfließen, erhalten nicht durchweg auf ihrem Laufe durch die mäßig geneigte Ebene genügende Nahrung, um das Meer oder den Rio Parana zu erreichen, und versiechen zum Theil. Dem jetzt noch an einzelnen Stellen fühlbaren Mangel an süßem Wasser wird man vielleicht durch Bohrung von Brunnen mit der Zeit abhelfen können, sowie auch der gleichfalls empfindliche Mangel an Holz durch Anpflanzung von Eucalyptus, Akazien- und Pinienarten sich bis auf ein gewissen Grad büßen lassen wird — eine Bodencultur, welche gleichzeitig auf die Besserung der Wasserverhältnisse einwirken könnte. Die Küstenentwickelung ist eine sehr geringe und die natürlichen Häfen sind wenig zahlreich. Die Hauptstadt des Landes, zugleich (neben Rio) die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz Südamerikas, besitzt etwa den schlechtesten Hafen der Welt; ob der neu anzulegende Hafen der aus dem Boden gezauberten Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, das auf dem flachen Campboden beinahe über Nacht entstandenen „Laplata", der Mutterstadt wirksame Concurrenz machen wird, wie man hie und da anzunehmen scheint, ist nicht unwahrscheinlich, wenn sich dieser Einfluß auch sehr allmählich erst wird geltend machen können. Dagegen geht die Hafenstadt Rosario de Santa Fé, einer sicheren und glänzenden Zukunft entgegen. Dieser mächtig emporblühende, gesund und hoch über dem Rio gelegene Ort war noch im Anfang der fünfziger Jahre eine Gruppe elender Ranchos (Lehmhütten); jetzt nimmt er an mercantiler Bedeutung wie an Einwohnerzahl die zweite Stelle Argentiniens und eine der ersten Südamerikas ein und hat jedenfalls noch eine große Zukunft; denn die ganze blühende Provinz Sa. Fé, sowie die westlich und nordöstlich davon gelegenen Provinzen, vielleicht sogar, nach Vollendung der transandinischen Bahn (Mendoza-Valparaiso), Theile Chilis werden Rosario als Emporium benutzen. Der Ex- und Import daselbst, wiewohl noch weit hinter dem von Buenos Aires zurückstehend, — nach Franz Latzina participirt an dem Import Buenos Aires mit 80,6 %; Rosario mit 13,2 %, an dem Export Buenos Aires mit 69,8 %; Rosario mit 9,1 % des argentinischen Gesammtbetrages — ist in der Zunahme begriffen entsprechend der wachsenden Bodencultur und Bevölkerung des weiten Hinterlandes. Neben diesen

beiden genannten Häfen fängt Bahia blanca an von sich reden zu machen; doch sind die Urtheile, die ich über die Umgebung dieser für Hafenanlagen sehr begünstigten Meeresbucht gehört habe, noch ziemlich widersprechend, mir selbst war es nicht möglich, persönliche Erfahrungen zu sammeln. Jedem, dem von nicht völlig vertrauenswürdiger Seite die Auswanderung nach Bahia blanca und dessen Hinterlande empfohlen werden sollte, rathe ich zur größten Vorsicht. Gegen Bahia blanca spricht die geringe Menge der dort fallenden Niederschläge: 489 mm bei 15,2° C. mittlerer und 41° C. Maximaltemperatur (nach Franz Latzina).

Die argentinische Tiefebene, welche zum größten Theil der warmen gemäßigten Zone angehört, leidet — vielleicht mit Ausnahme des südlichen patagonischen Theiles, welcher genügend bewaldet sein soll — noch an einem empfindlichen Waldmangel, der die Einfuhr von Holz nöthig macht — man schafft dieses aus Paraguay und den Vereinigten Staaten herbei — und Kuhmist als ein Brennmaterial erscheinen läßt; in einigen Theilen hindert Mangel an Niederschlägen, in anderen sandige Beschaffenheit des Bodens (z. B. bei Bahia blanca, wie man mir sagte,) die Benutzung desselben; der größere Theil indessen wird durch Lehmboden von reichstem Humusgehalt gebildet, dessen üppige, schwer zu erschöpfende Fruchtbarkeit nicht nur vortreffliches Futtergras aus freien Stücken erzeugt, sondern auch dem Ackerbau die darauf verwendete Mühe mit hohen Zinsen lohnt. Mais, Weizen, Leinsaat, Luzerne geben reiche Ernten und sind bereits Exportartikel geworden; der Wein von Mendoza und San Juan ist ein ganz erträgliches Product und jedenfalls der Verbesserung noch fähig: ein Trost in dem noch weinarmen Südamerika; Gerste hat bis jetzt ein ähnlich günstiges Resultat noch nicht geliefert; mit Hopfen sind vermuthlich genügende Versuche noch nicht angestellt worden, denn Alles spricht dafür, daß innerhalb der argentinischen Staaten sich Hopfenboden und Hopfenklima finden muß. Gemüse scheinen schlecht dort zu gedeihen, doch hat man vielleicht noch nicht den ausdauernden Fleiß auf diese, den fleischessenden Argentinern nicht sonderlich zusagende Cultur verwendet; dagegen wächst auf dem fetten Boden vorzügliches Obst, vor Allem Birnen, Pfirsiche, Tafeltrauben und Melonen; weniger gut gedeihen die Aepfel.

Die Landwirthschaft hat, abgesehen von den Mängeln des Holzes und des Wassers, in Argentinien einen schlimmen Feind in den periodisch auftretenden Heuschrecken; der Schaden, welchen dieses gefräßige Ungeziefer anrichtet, ist oft in dunklen Farben geschildert worden; daß er indessen nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, beweist sprechender

als alles Andere der blühende Zustand der Ackerbaucolonien in Entrerios und Sa. Fé, in denen auch zahlreiche Deutsche sich angesiedelt haben und vorwärts gekommen sind. Diese beiden Provinzen kommen nun in der That für deutsche Bauern, welche sich in Argentinien anzusiedeln Lust hätten, vor Allem in Betracht. Es geht aus meinen Anführungen deutlich genug hervor, daß Argentinien deutschen Auswanderern in vielen Hinsichten wohl zu empfehlen ist; indessen muß ein Jeder, der seine Existenz im alten Vaterlande aufgiebt, um sich eine neue Heimath zu gründen, sich ganz klar darüber sein, was er sucht. Es ist durchaus nicht überflüssig, diese sehr einfach erscheinende und an sich verständlich sein sollende Thatsache recht bestimmt zu betonen; das hier zu Sagende gilt für Auswanderung auch nach anderen Ländern.

Wer nach Argentinien geht, um dort als freier Bauer zu leben, wird dies in den Provinzen Sa. Fé und Entrerios kaum ohne ein Anlagecapital von mindestens 4000 Mark netto, d. h. nach Abrechnung der Reise- und Ausrüstungskosten, im Stande sein; in den besser gelegenen Theilen der Provinz Buenos Aires würde er mit dieser Summe vermuthlich nicht einmal auskommen. Wer sich nun entschlossen hat, ein Capital etwa von der genannten Höhe in der Stellung eines Bauern und Viehzüchters — d. h. mit der dazu erforderlichen Ausdauer, Bescheidung, Arbeitskraft und Arbeitslust — anzulegen und in der Wahl der Provinz, bezw. der Colonie keinen Mißgriff gemacht hat, endlich in den beiden ersten, immerhin schweren Anfangsjahren nicht durch höhere feindliche Naturmächte (für Argentinien sind dies in erster Linie Dürre, Nässe, Heuschrecken) über Gebühr beeinträchtigt worden ist, dem lächelt dann ein Schicksal, wie es ihm bei sonst gleichen Bedingungen Europa nicht gewähren kann: er gebietet über einen ausreichenden. jährlich wachsenden Viehstand, hat Agriculturproducte für den nicht zu fernen, aber sicheren Markt, eine erträgliche Sicherheit der Existenz, geringen oder gar keinen Steuerdruck, Gelegenheit, seine Kinder zur Schule zu schicken, in den meisten Fällen wohl auch die Möglichkeit, seine kirchlichen Bedürfnisse zu befriedigen, ein gesundes Klima und die frohe Hoffnung, nach einem zwar mühsamen und anstrengenden, aber an Freuden doch nicht armen Leben seinen Kindern ein freies auskömmliches Erbe zu hinterlassen.

Zu einem solchen Ziele, welches wohl den meisten deutschen Auswanderern als das wünschenswertheste vor Augen stehen wird, kann langsamer und auf Umwegen auch der Arbeiter gelangen, welcher ein geringeres als das oben bezeichnete Vermögen mitbringt, selbst der, welcher ohne baares Geld in das Land kommt. Die emporblühenden

Staaten der Argentinischen Confederation bieten allerorts Gelegenheit für den Lohnarbeiter; die dort erreichbaren Löhne sind höher als die irgendwo in Europa bezahlten, sie gehören wohl überhaupt zu den höchsten, die jetzt auf der Erde zu verdienen sind. Wer also zugleich zum Arbeiten und zum Sparen Lust und Talent hat, wird sich nach einigen anstrengenden Anfangsjahren zum freien, völlig unabhängigen Grund- und Heerdenbesitzer emporzuarbeiten im Stande sein. Jeder wird sich freilich daraufhin zu prüfen haben, ob er nicht zu der großen Zahl Derer gehört, die das schnell erworbene Geld in eitlem zwecklosen Genuß verbrauchen und zeitlebens Proletarier bleiben. Die großen Hafenstädte des Laplata wimmeln von einer unerfreulichen Menge derartiger Existenzen, die bisweilen die Vampyre neu angekommener Landsleute werden.

Handwerker und Kleinindustrielle werden in den meisten emporkommenden Orten der Laplata-Staaten erfolgreiche Arbeitsstätten finden. Selbst wer zunächst als Geselle (Gehilfe) zu arbeiten genöthigt wäre, wird bessere Besoldung erwarten dürfen, als er sie in Deutschland gewohnt ist, und so allmählich in den Stand kommen sich selbständig zu machen. Für den Handwerker thut es natürlich ganz besonders noth, vorher Erkundigungen einzuholen, und wenn er sonst keine zuverlässigen Gewährsleute kennt, so mag er sich an den Deutschen Hilfsverein in Buenos Aires [1]) wenden, dem es an gutem Willen, den einwandernden Deutschen zu helfen, nicht fehlt, wennschon er bis jetzt seinem eigenen Geständniß zufolge erhebliche Resultate seiner Bemühungen noch nicht aufzuweisen hat. Ueberhaupt hat der Einwanderer auf eine entgegenkommende und rücksichtsvolle Behandlung von Seiten der argentinischen Behörden, wenigstens in Buenos Aires, zu rechnen. Dagegen scheint nach mehrfachen glaubwürdigen Mittheilungen eine sehr bestimmte Warnung vor den dienstfertig und eifrig sich herandrängenden lieben Landsleuten in Buenos Aires hier am Platze zu sein. Denn außer den genannten 3 Kategorien, denen man bedingungsweise die Niederlassung in Argentinien empfehlen darf, den eigentlichen Bauern, den Arbeitern, den Handwerkern und Kleinindustriellen, kommen noch zahlreiche andre Existenzen hinüber, denen es weit seltener gelingt, ihre oft genug überspannten Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sehen. Ich rede von jener Menschenklasse, für welche man in den letzten Jahren den nicht unpassenden Ausdruck „gebildetes Proletariat" eingeführt hat, die Producte

---

[1]) Die genauere Adresse dieses Hilfsvereins ist mir nicht gegenwärtig; das deutsche Generalconsulat in Buenos Aires wird zweifellos Auskunft hierüber ertheilen, oder Zuschriften an jenes befördern.

unserer Schulen und unserer „Erziehung“, das Resultat der Arbeit unserer deutschen Cultusminister! Wer jetzt eine der unter des Herrn von Goßler Leitung stehenden preußischen „höheren“ Schulen verläßt, hat, selbst falls er sie absolvirt haben sollte, was nachweislich nur einem geringen Bruchtheile der Schüler gelingt, nicht immer etwas gelernt, was ihm von innerem oder äußerem Nutzen sein könnte, er ist mit anderen Worten weder für einen praktischen Beruf geeignet, noch für eine theoretische Laufbahn wohl verbreitet. Die Ausnahmen von dieser Regel werden weit weniger den Schulen, also dem verkehrten System, als den etwa vorhandenen tüchtigen Persönlichkeiten unter den Lehrern zu verdanken sein. Dank diesem preußischen Systeme haben wir in Altdeutschland einen Ueberfluß an jungen Leuten mit der „Qualifikation zum einjährigen Dienst“ — eine leicht zu schildernde, aber schwer zu ertragende Menschensorte: sie wissen wenig und können nichts, sie dünken sich zur wirklichen Arbeit zu gut und erwarten gläubigen Sinnes von dem Wundermanne „Staat“, daß er sich ihrer erbarme und ihnen eine bezahlte Stelle als Schreiber, Schullehrer, Richter, Advocat, Impfkünstler, Sophist, Priester und dergl. anweist. Der preußische Staat ist gern bereit, die Wünsche jener stellenlosen und gehaltslustigen Jünglinge zu befriedigen, findet aber die Zahl der letzteren weit größer als die Zahl der Stellen, die er zu vergeben hat. Zu diesen unbefriedigt Wartenden gesellt sich eine jährlich nicht unbedenklich wachsende Masse überflüssiger Kaufleute und beschäftigungsloser Techniker. Der Wunsch dieser Mitglieder des gebildeten Proletariats, sich in der Ferne einen Berufskreis suchen zu können, da das Vaterland für sie keine Verwendung hat, ist begreiflich; ebenso sicher ist indessen die Thatsache, daß diese unglücklichen, schlecht erzogenen, ungenügend gebildeten Männer fast zu Allem unbrauchbar sind. Die kaufmännischen Contore der Laplata-Staaten sollen für eine offene Stelle, die sie etwa bieten, Dutzende von Bewerbern haben; hie und da läßt sich ein solcher preußischer „einjährig Freiwilliger“ wohl als Schullehrer verbrauchen oder selbst als Geistlicher, am ehesten werden noch einzelne Techniker bei der Anlage von Eisenbahnen, Straßen, Fabriken ꝛc. Verwendung finden, wennschon auch hier das Angebot die Nachfrage weit übersteigen soll, wenigstens für Leistungen, die nicht ersten Ranges sind. Hierbei soll nicht unerwähnt bleiben, daß mir einige Beispiele von jungen Kaufleuten bekannt sind, welche sofort nach ihrer Ankunft in den Laplata-Staaten angenehme und einträgliche Stellen erhielten; in einem anderen Falle wurde es als ein Glück betrachtet, daß ein junger Mann, ehemaliger Student, nach längerem Suchen eine Stelle als — Heizer auf einem brasilischen

Kriegsdampfer erhielt, allerdings mit dem Gehalt von 160 M. Gold monatlich nebst freier Verpflegung. Wer als gebildeter Proletarier sein Glück drüben suchen will, mit der größeren Wahrscheinlichkeit es nicht zu finden, der mag es probiren; leidliche Kenntniß der spanischen und möglichst noch einer anderen europäischen Sprache (französisch, englisch, portugiesisch) wird ihm sein Vorhaben von Anfang an wesentlich erleichtern. Wer Muth und Kraft hat, als bloßer Arbeiter von der Pike an zu dienen, sich Geld von seinem Arbeitslohne zu sparen und auf diese Weise allmählich vorwärts zu kommen, dem kann man zu seinem Entschlusse gratuliren; doch ist zu bemerken, daß von 100 „gebildeten Proletarien“ es kaum Einem möglich ist, sich auf diese Weise in ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu verwandeln. Hiernach wird die Wahrnehmung Keinem wunderbar erscheinen, die Jeder mit Mißbehagen in den größeren Plätzen der neuen Länder macht, daß sich große Mengen zweifelhafter, verkümmerter stellensuchender Existenzen herumdrücken, die allerdings zunächst Mitleiden, dann aber freilich auch noch andere Empfindungen in uns erregen; ein stehender Typus unter ihnen ist der ehemalige Officier. Zu beklagen bleibt es, daß so zahlreiches an sich brauchbares Material zum Theil ganz guter Rasse zu Grunde und der Menschheit verloren geht, nicht immer und nicht in erster Linie durch eigenes Verschulden, sondern vor Allem durch schwere Mängel unserer gesellschaftlichen Ordnung, durch ein bis zur Unerträglichkeit verkehrtes Schul- und Erziehungssystem. Denn hätten jene mit sich und der Welt unzufriedenen Jünglinge ihre Jugendjahre, statt den thörichten Schnurrpfeifereien unserer Bildungsschulen, einem nützlichen Gewerbe oder der ehrlichen Bauernarbeit gewidmet, so wären sie drüben mit der Hälfte des Anlagecapitals, welches hier auf ihre gelehrte Verbildung verwendet wurde, glückliche und wohlhabende Menschen.

Für diejenigen, welche in der ehrlichen Absicht hinüber kommen, sich durch wirkliche productive Arbeit ihr Leben zu sichern, wird in der Regel ein längerer Aufenthalt in den großen Hafenstädten von Schaden sein; sie verbrauchen in diesen theuren Orten unnöthig viel Geld und werden dabei schwerlich besser. Buenos Aires speciell, welches für den, der entschlossen ist, sich in den argentinischen Staaten anzusiedeln, das nächste Reiseziel bilden wird, ist eine der theuersten und ödesten Städte beider Hemisphären. Diese Oede ist ebensowohl äußerlich von der Lage, der umgebenden Landschaft, dem Grundriß, der Architektur, als auch innerlich von dem geistigen Leben, beziehungsweise von dem Mangel eines solchen zu verstehen. Das Alles gilt freilich, mit Ausnahme der tristen Lage, für welche Buenos Aires einzig in seiner Art ist, mehr oder

weniger von allen Städten Südamerikas, nur haben die unvergleichlich anmuthigen Buchten, an denen die brasilischen und einige Städte der Westküste sich aufgebaut haben, verhindert, daß der Grundriß der Stadt lediglich mit Winkelmaß und Lineal angelegt wurde. Dem Creolengeschmacke würde Sevilla, Augsburg, Florenz häßlich erschienen, von Nürnberg, Siena, Rouen gar nicht zusprechen; eine schöne Stadt ist für den Hispano-Amerikaner eine Stadt mit lauter geraden Straßen, lauter rechten Winkeln und lauter langweiligen nichtssagenden Fassaden.

In derartig phantasielosen Städten giebt es zwei Hauptbeschäftigungen und zwei Tugenden: Geldmachen und Geldverthun — alles Uebrige ist Nebensache. Zum Geldverdienen ist der Handel der beste Weg, vor Allem also das In- und das Exportgeschäft, welche beide am Laplata in hoher Blüthe stehen. Jene Länder, deren Industrie sich noch in den ersten Anfängen befindet und den Mangel an Kohlen und Wasserkräften schwerlich ganz überwinden wird, müssen weitaus den größeren Theil der Industrie-Artikel, die sie bedürfen, fast alle Eisenwaaren (es giebt eine leistungsfähige Eisengießerei und Maschinenfabrik in Buenos Aires, im Besitz von Deutschen), alle Gewebe, alle Musikinstrumente, Papier, einen großen Theil der Möbel, viele geistige Getränke ꝛc. ꝛc. aus Europa beziehen. Als Tauschwerthe dienen in erster Linie die Erzeugnisse der Viehwirthschaft: Wolle, Häute, Fleischextract, Dörrfleisch, Knochen, in zweiter die der Landwirthschaft: Weizen, Mais, Leinsaat, trockene Luzerne. Die in beiden Beziehungen am Laplata gemachten Geschäft sind großartig und haben eine gewaltige Steigerung des Reichthums in den großen Exportplätzen bewirkt. Buenos Aires steht hierin allen Häfen des Laplata-Gebietes weit voran, und zwar sind hier die Inhaber einiger der größten Firmen Deutsche.

Eine zweite Quelle des Geldverdienens ist die Staatscarrière. Wer ein gutbesoldetes Staatsamt zu erlangen wünscht, versehe sich mit einem einflußreichen Bruder, Vetter, Schwager oder Freund; dann ist er sicher, daß er die Stelle erhält, sollte ihm auch keine der dazu erforderlichen Eigenschaften zu Gebote stehen, während er andererseits ohne jene werthvollen Verbindungen bei aller sonstigen Tauglichkeit schwerlich jemals etwas erreicht. Die hier angedeutete Cliquen-Herrschaft, der entwickeltste Nepotismus, ist übrigens ein Krebsschaden des politischen Lebens, den die Argentinische Republik mehr oder minder mit den sonstigen Creolenstaaten theilt.

In Städten wie Buenos Aires thut man wohl, geistiges Leben nicht zu suchen, die dort etwa bestehenden wissenschaftlichen Einrichtungen gelten für sehr geringwerthig, von Ausübung nationaler oder selbst nur

einer dorthin verpflanzten europäischen Kunst von einigem Werth ist keine Rede; was an Stelle der Kunst geboten wird, würde in einer westdeutschen Stadt etwa dem Geschmacke der Barbiergesellen, Gründer und Lohnkutscher genügen. Die Erziehung der höheren Klassen ist eine oberflächliche und flüchtige, obwohl zur Vervollständigung derselben ein mehrjähriger Aufenthalt in Europa, d. h. ein Cursus in irgend einer der vielen Erziehungsanstalten der Schweiz und ein Herumflaniren auf dem Straßenpflaster von Paris gehört.

Buenos Aires hat Herbergen, Gasthäuser und Hotels für alle Ansprüche und alle Preise. Der anspruchsvollere deutsche Reisende ist beispielshalber im Hôtel de Provence gut aufgehoben; für Bescheidenere bieten sich in der Nähe des Hafens kleinere Häuser, in denen er etwa für 5—6 M. täglich Wohnung und volle Verpflegung finden kann. Der Einwanderer hat gemäß Artikel 54 des Einwanderungsgesetzes das Recht, Wohnung und Verpflegung auf Regierungskosten während der ersten 5 Tage nach der Ausschiffung zu verlangen; nahe der Landungsbrücke (calle Corrientes 133) ist die oficina central de tierras y colonias, wo man ihm die etwas fern gelegene Herberge der Einwanderer angeben und sonstige Mittheilungen machen wird. Für weitere Nachfragen empfiehlt sich der schon oben genannte Verein zum Schutze germanischer Einwanderer.

Numerisch nimmt die deutsche Einwanderung sowie die deutsche Colonie von Buenos Aires keineswegs den ersten Rang ein; allen andern der Zahl nach stehen die Italiener voran, und zwar scheinen die Riviera, Neapel, das Mailändische und Venezianische Gebiet zu dieser Summe die größte Ziffer zu stellen. Es wurde mir mitgetheilt, daß 80 % aller Einwanderer Italiener seien, von diesen ca. 1/3 Neapolitaner, so daß Argentinien die Aussicht hätte, in 1—2 Menschenaltern ein wesentlich italienisches Land zu sein. Indessen ist die Zahl wirklicher Colonisten unter den italienischen Einwanderern wohl geringer als unter den anderer Nationen. Im Ganzen und Großen ist es nicht das Ideal des Italieners, dauernd, selbst unter erträglichen materiellen Verhältnissen, im fremden Lande zu wohnen; mit rührender Sehnsucht denkt er an seine schöne Heimath zurück, arbeitet und spart, bis er so viel erübrigt hat, daß er daheim erträglich leben kann. Es ist ja bekannt, daß in Italien eine weit geringere Rente genügt, um ohne Noth leben können, als in irgend einem anderen Lande Europas, trotzdem in landschaftlicher, klimatischer und gesellschaftlicher Hinsicht Italien auf der Welt nicht seines Gleichen hat. So beschäftigen sich zahlreiche Italiener als Lohnarbeiter, Bootsleute, Lastträger, Schuster u. s. f. und legen

ihre Ersparnisse in den Banken an. Nach Franz Latzina hatten am Ende des Jahres 1881 11,970 Italiener Deposita in der Höhe von ca. 34 Millionen Mark in der Provinzial=Bank, und 1100 Italiener ca. 9 Millionen conto corrent in der Italienischen Rio de la Plata=Bank. Ich halte es für möglich, daß mindestens die Hälfte der einwandernden Italiener in dieser Weise den Lebensunterhalt sucht; einige benutzen sogar die billige Passage Genua=Laplata, um die einträglichste Arbeitszeit hüben und drüben auszubeuten. Die andere Hälfte widmet sich dem Handel oder auch der Landwirthschaft; es fehlt keineswegs an reichen angesehenen italienischen Estancieros, Capitalisten und Handelsherren. Auffallend ist, daß der Italiener sich zwar in kurzer Zeit mit den Hispano=Amerikanern leidlich verständigen kann, aber nur selten vollkommen geläufig spanisch sprechen lernt.

Die zahlreichen, in den Laplata=Staaten lebenden Spanier und Portugiesen nehmen nicht die ihrer Zahl entsprechende Stellung ein; am meisten fallen die Basken in die Augen: geschickte ruhige Kaufleute, bisweilen etwas prahlerisch in ihrem Wesen, von unabhängiger Gesinnung, die häufig zu Wohlstand kommen. Auch das französische Baskenland stellt ein wesentliches Contigent zu der europäischen Laplata=Bevölkerung; es folgen sodann die übrigen Franzosen, die Dalmatiner und Griechen. Von den Völkern germanischer Rasse fehlen die Engländer in den Hafenstädten als Kaufherrn, Agenten, Rheder nirgends und dürften numerisch etwa so stark vertreten sein wie die Deutschen; aber sie haben wesentlicheren Antheil an dem Großgrundbesitze und dem Viehstand. Deutsche und deutsche Schweizer, beide vielleicht gleich zahlreich, finden sich wohl in allen bedeutenderen Orten als Kaufleute, Handwerker, Bierbrauer, Lohgerber und dergl.; auf dem platten Lande scheint der Schweizer dem Deutschen an Zahl noch überlegen zu sein; sämmtliche hervorragenderen Colonien zählen einen Bruchtheil deutschsprechender Ansiedler.

Die hier nicht genannten europäischen Nationen und die Amerikaner [1]) sind in den Laplata=Ländern nur spärlich vertreten, von den Nachbarstaaten Brasilien, der Banda oriental ꝛc. findet dagegen ein beständiger Zu= und Abzug nach Argentinien statt. Nach dem eben Gesagten wird es natürlich erscheinen, daß in allen Theilen Argentiniens das spanische Idiom das vorherrschende ist, und nirgends eine andere Sprache anders als in kleinen Kreisen gesprochen wird. Eine Ausnahme machen lediglich die Provinzen Corrientes und Misiones, in denen auf dem platten Lande

[1]) „Amerikaner“ werden in Südamerika speciell die Bürger der Vereinigten Staaten genannt.

die Guarani-Sprache noch die herrschende geblieben ist, über welche weiter unten gelegentlich Paraguays zu sprechen sein wird.

Die Verkehrsmittel sind im Bereiche des Argentinischen Staatenbundes in erfreulicher Zunahme; der Dampfschiffsverkehr reicht auf dem Rio Parana bis Ituzaingo oberhalb Corrientes und auf dem Rio Uruguay bis Salto und Concordia, wo ein Wasserfall den Schiffen Halt gebietet; weiter oberhalb auf demselben Strome verkehren wieder kleinere Dampfer bis San Tomé. Das Eisenbahnnetz ist in den Jahren des der jetzigen finanziellen Krisis vorausgehenden „wirthschaftlichen Aufschwunges" sehr vervollständigt worden, namentlich in den Provinzen Sa. Fé und Buenos Aires; die nächsten größeren Aufgaben des Eisenbahnbaues, die Verbindung der Pacific-Küste mit den Eisenbahnen von Sa. Fé („Transandenische Bahn", Mendoza—Valparaiso [1])) und des Alto Parana mit dem Alto Uruguay (Posadas—Monte Cacero), endlich die Weiterführung der Bahn von Tucuman nach Bolivia werden wohl erst nach der Beseitigung der jetzigen Finanznoth in Angriff genommen werden können. Optimisten sprechen und schreiben auch schon von der Eisenbahn Bahia-blanca—Valdivia, welche, wie man behauptet, klimatisch günstige, fruchtbare und zu colonisatorischen Zwecken wohl geeignete Ländereien am Ostabhange der Anden unter dem 40.—36. Grade eröffnen wird. Ich

[1]) Die „Hamburger Nachrichten", welche auf dem Gebiete der auswärtigen wirthschaftlichen Angelegenheiten gut unterrichtet sind, brachten über diesen Bahnbau aus Buenos Aires unter dem 8. Mai 1885 eine eingehende Correspondenz, der wir Folgendes entnehmen:

„Die argentinische Regierung hat seit der Präsidentschaft Sarmientos der Entwickelung des Eisenbahnwesens stets ihre besondere Fürsorge gewidmet. Die Anlage von, im Anfang wenigstens unrentablen, Staatsbahnen hat viel dazu beigetragen, die dem Weltverkehr entrückten inneren Provinzen der Republik wirthschaftlich zu heben, vor Allem aber das Gefühl ihrer nationalen und politischen Zusammengehörigkeit mit den entwickelteren Uferprovinzen zu schärfen und so die Idee eines compacten Argentinischen Staates mehr und mehr zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen. Von den zahlreichen Eisenbahnanlagen, welche die letzten 15 Jahre der Republik gebracht haben, war aber keine so bedeutungsvoll wie die Vollendung der Andinischen Staatsbahn nach Mendoza und San Juan, den Hauptstädten der gleichnamigen, am östlichen Fuß der Cordillere belegenen Provinzen. Bei der Anlage dieser Bahn galt es einmal, die beiden genannten Provinzen, welche, ursprünglich von Chile aus colonisirt, ein ganz eigenartiges Culturleben entwickelt haben, mit den östlichen Provinzen Argentiniens, von denen sie durch die Wüstenei der nördlichen Pampa getrennt sind, in Verbindung zu bringen; dann aber bildet die Andinische Bahn die naturgemäße Basis für einen geregelten Verkehr mit der Nachbarrepublik Chile, und hat somit nicht allein eine nationale, sondern auch eine hervorragend internationale Bedeutung. Schon vor fast 10 Jahren war die Andinische Bahn, an die Station Villa Maria der Bahn Rosario-Córdoba anschließend, in westlicher Richtung bis an die Grenze der Pampa, und zwar bis zu dem in der unwirthbaren Provinz San Luis belegenen Städtchen Villa Mercedes, erbaut worden. Dann gerieth der Bau aus Mangel an

bemerke, daß ich keinen Mann habe sprechen können, der jene Gegend aus eigener Anschauung schildern konnte, ebensowenig wie ich über die Schiffbarkeit und die Umgebung des Rio Negro und des Rio Colorado etwas völlig Zuverlässiges in Erfahrung gebracht habe. Den Plan, jene Ländereien in einer zu diesem Zwecke unternommenen Expedition auf ihre Colonisirbarkeit hin zu prüfen, mußte ich unausgeführt lassen.

Argentinien bietet seiner oben geschilderten Bodenbeschaffenheit gemäß der Entwickelung des Eisenbahnbaues weniger Schwierigkeiten, als vielleicht sonst ein Land der Erde, und es ist alle Aussicht, daß man in nicht ferner Zeit das Schienennetz mit amerikanischer Energie bis an die Enden dieser weiten Territorien ausbreiten wird; in demselben Maße, als dies geschieht, eröffnen sich der Colonisation neue Gebiete. Wahrscheinlich wird man mit der Entwickelung der colonisatorischen Thätigkeit auch dazu kommen, einheitlich nationale Colonien zu gründen oder deren Gründung zu begünstigen; bis jetzt bestehen alle Colonien Argentiniens aus gemischten europäischen Bevölkerungen, und es scheint in der dortigen Regierung ein unberechtigtes Mißtrauen gegen Colonien zu herrschen, deren Glieder sämmtlich demselben Volke angehören. Sollten sich wirklich deutsche &c. Sprachinseln bilden und dieselben ihre heimische Weise durch Menschenalter festhalten, so würde darin kein Nachtheil für die gastfreie Republik zu erkennen sein. Darüber ist sich Jeder in den Laplata-Ländern vollständig klar, daß ein energischerer Aufschwung des Wohlstandes der Volksbildung und Volksmoral sich am ehesten durch starkes Zuströmen besserer europäischer Rassen vollziehen würde, und daß unter diesem Gesichtspunkte die Deutschen keinem andern europäischen Volke nachstehen, den meisten vorzuziehen sind. Nicht mit Unrecht erkennt man den Deutschen als den besten Colonisten an und folgt auch hier bewußt oder unbewußt dem offenbaren Vorbilde des Argentinischen Bundes, den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Uebrigens muß der, welcher seine westeuropäische Heimath verläßt, um eine der Creolenrepubliken aufzusuchen, sich namentlich in gesellschaft-

---

Mitteln ins Stocken; es fehlte die Ueberbrückung der Pampa, und die Provinzen Mendoza und San Juan blieben nach wie vor wirthschaftlich mehr von Chile abhängig, als von Argentinien, denn die Cordillere war für ihre Viehheerden und Weinfässer leichter zu überwinden, als die noch von Indianern durchschwärmte Pampa.

Der Präsidentschaft des General Roca war die Vollendung des Werkes vorbehalten. Im Jahre 1883 ward die Bahn von Villa Mercedes bis zu der ärmlichen Provinzialhauptstadt San Luis weiter geführt, und gegen Ende des Jahres 1884 erreichte sie Mendoza. Die Strecke Mendoza—San Juan wurde zu Anfang 1885 hinzugefügt, und heute haben bereits die Vermessungen der großen Cordillerenbahn nach Chile begonnen."

licher und politischer Hinsicht an manches Fremdartige gewöhnen; von der Stellenjägerei und dem herrschenden Cliquenwesen war schon die Rede; über Bestechlichkeit, Nachlässigkeit, Willkür der Beamten wird viel geklagt. Demjenigen, der in Amt und Würden sitzt, wird es von Seiten der Durchschnittsmoral nicht gerade verübelt, wenn er die gute Gelegenheit benutzt, seine Finanzen aufzubessern. Einen günstigeren Eindruck als von der Verwaltung gewinnt der flüchtig Reisende im Allgemeinen von der Rechtspflege; mögen Willkürlichkeiten und Bestechung hier so wenig wie sonstwo in der Welt völlig ausgeschlossen sein, so hört man doch wenig Klagen darüber und der gesunde Menschenverstand scheint hier noch einen angemessenen Vorrang vor der z. B. in Deutschland üblichen abstracten Anwendung des Paragraphen x auf den Fall y einzunehmen. Die niederen Instanzen liegen in den Händen juristischer Laien, und selbst die berufsmäßig gebildeten höheren Richter scheinen nicht wie bei uns mit römischem Recht dressirt zu werden, um ihren Volksgenossen heimisches Recht sprechen zu können.

Der Geist der Regierungen ist natürlicher Weise von den alle 5 Jahre wechselnden Persönlichkeiten von Stellung und Einfluß abhängig; während meiner Anwesenheit hörte ich Klagen über die Provinzialregierung von Sa. Fé, während beispielsweise die Thätigkeit und der praktische Sinn der Gobernadores der Provinzen Misiones und Salta, vor Allem auch des bekannten, an der Spitze der Provinz Buenos Aires stehenden Politikers mir mehrfach gerühmt wurden. Die Thätigkeit des Letzteren bei Gründung der neuen Provinzial-Hauptstadt „Laplata“ ist jedenfalls beachtenswerth. Nachdem beschlossen worden war, die Regierung der Provinz Buenos Aires aus der gleichnamigen Stadt zu entfernen und diese lediglich als Sitz der Centralregierung zu belassen, wurde einige Meilen südöstlich von Buenos Aires, unfern Ensenada, einer flachen Einbuchtung des dort schon völlig meergleichen Laplata-Stromes, inmitten des flachen, fast baumlosen Campes im Verlauf von ca. 4 Jahren eine Stadt aus der Erde gezaubert, welche mit einer stattlichen Anzahl monumentaler (zum Theil von deutschen Architekten aufgeführter) Gebäude, großen Plätzen, mannigfachen Bahnverbindungen ꝛc. sich vielleicht zur zweiten Stadt der Confederation emporarbeiten kann. Freilich soll diese interessante, kühne und in der modernen Geschichte wohl ohne Beispiel dastehende Städtegründung die Summe von ca. 40 Millionen Nazionales (à 4 M.) verschlungen und nicht zum geringsten Theil die schon erwähnte finanzielle Krisis herbeigeführt haben. Von der Centralregierung des zeitigen Präsidenten General Roca, dessen Regierungszeit mit diesem Jahre abläuft, hört man im Allgemeinen Günstiges, sie wird von dem

Geiste verständiger Reformgedanken getragen. Bemerkenswerth ist ihr Verhalten der Curie gegenüber. In einigen westlichen Städten hatten die Priester im Beichtstuhl gegen die Schulen agitirt, an denen nicht-katholische Ausländer angestellt waren; als die Regierung in Buenos Aires an den dort residirenden päpstlichen Legaten das Ansinnen stellte, die betreffenden Geistlichen eines Besseren zu belehren, erwies sich derselbe als widerharig und verlegte schließlich den Gedankenaustausch, den er über diesen Gegenstand mit der Regierung zu pflegen hatte, in Zeitungsartikel. Die Antwort der argentinischen Regierung auf diesen seltsamen diplomatischen Verkehr war die sofortige polizeiliche Ausweisung des Italieners, eine Maßregel, die nicht bei Allen Befriedigung hervorgerufen zu haben scheint. Der zeitige Cultusminister Argentiniens Dr. Wilde ist, dem Namen nach zu schließen, germanischer Abkunft.

In religiöser Hinsicht ähneln die Zustände in den Creolenstaaten denen der romanisch-keltischen Länder Europas: neben gedankenloser Orthodoxie und Bigotterie steht roher Materialismus und Indifferentismus; die Leute, welche mit der äußeren Form des Christenthums auch das Wesen der Lehre und das Beispiel des Nazareners erfaßt haben, oder ihm doch nachjagen, sind auf dem südlichen Theile der westlichen Hemisphäre vielleicht noch seltener als in England oder Sicilien. Uebrigens wird der nicht-katholische Ansiedler in den Staaten der Argentinischen Confederation schwerlich in seinen religiösen Gefühlen gestört oder in der Ausübung seiner Cultushandlungen behindert werden.

Zur Vervollständigung der in dem Vorstehenden gebotenen Andeutungen über Argentinien mögen einige statistische Angaben dienen, welche theils den officiellen Mittheilungen des schon erwähnten Statistikers Franz Latzina, theils den Consularberichten (Archiv für Handelsgeographie) entnommen sind.

Im Jahre 1883 waren 2623 km Eisenbahnen in Betrieb, davon 1079 in der Provinz Buenos Aires; weitere 2777 km sind projectirt und heutigen Tages zum Theil schon ausgeführt.

Es gingen im Jahre 1882 an fremdländischen Fahrzeugen in Argentinien vor Anker: 2422 beladene, 609 leere Segelschiffe, und 2025 beladene, 1015 leere Dampfer mit einem Gesammtgehalt von über $1^1/_2$ Million Tons. Die binnenländische Rhederei zeigt folgende Ziffern: beladene Segelschiffe 10,252, leere 5473; beladene Dampfer 4297, leere 1705; Gesammtgehalt ca. 1,830,000 Tons. An diesen Schiffen ist England mit 31 %, Frankreich mit 16 %, Argentinien mit 13 %, Italien mit 9 %, Deutschland mit 6 % betheiligt.

Diese Zahlen haben seitdem eine offenbare Steigerung erfahren,

auch ist die Betheiligung Deutschlands vermuthlich jetzt eine stärkere als bei den damals gemachten Berechnungen; endlich ist nicht zu vergessen, daß ein erheblicher Theil des deutschen Exportes seinen Weg über Antwerpen nimmt.

Die Gesammteinnahmen (nationale, provinziale, municipale) belaufen sich auf ca. 46½ Million Nazionales (à 4 Mark), was an Steuern pro Kopf der Bevölkerung ca. 60 Mark macht; das Budget beträgt ca. 42½ Million Nazionales, die Central- und Provinzial-Regierungen zusammengerechnet.

Die Gesammtbevölkerung der Republik wird auf etwa 3 Millionen Einwohner berechnet, von denen der zehnte Theil in der Stadt Buenos Aires und weitere 600,000 in der Provinz gleiches Namens wohnen; es wird vermuthet, daß diese Schätzungen etwas hoch gegriffen sind.

Zur Beurtheilung des Klimas liegen ausreichende metereologische Beobachtungen nur für einzelne Theile vor. In Buenos Aires beträgt die Temperatur nach 20jährigem Durchschnitt im Mittel 17,3 C. mit einem Maximum von 37,8 und einem Minimum von —2. In Bahia blanca unter dem 39° nach 19jährigem Durchschnitt die mittlere Temperatur 15,2, das Maximum 41, das Minimum —5; also trotz der Lage am Meere in weit höherem Maße Continental-Klima als z. B. Asuncion. Die Masse der Niederschläge beträgt in Millimetern für Bahia blanca nur 489; für Buenos Aires 856; für Rosario 920; für Goya 1035; für Corrientes 1883; für die Villa Hayes 2293; für Mendoza nur 162, für San Juan nur 193; für Salta 626. Doch sind diese Beobachtungen mit Ausnahme der beiden zuerst genannten Orte nur für je Ein Jahr angestellt, also von geringem Werthe. —

Der Werth der Ausfuhrartikel hat sich in den letzten Jahren beträchtlich gehoben und betrug nach Latzina im Jahre 1882 rund 58 Millionen Nazionals (= 232 Millionen Mark). — Die Consularberichte stimmen hiermit nicht überein. Beachtenswerth ist hierbei die Abnahme einiger Producte der Viehzucht. Während im Jahre 1876 ca. 2,325,000 Rindshäute und ca. 37½ Million Kilogramm Talg exportirt wurden; betrugen die entsprechenden Ziffern im Jahre 1883 nur ca. 1,934,000 und 16 Millionen: eine Erscheinung, welche einerseits durch die Bevorzugung der Agricultur vor der Viehzucht, andererseits durch die Hebung der Industrie erklärt wird, indem die Rohproducte zum Theil schon im Lande selbst verarbeitet werden. Dagegen hat sich die Ausfuhr der Wolle in den angegebenen beiden Jahren von 89 Millionen Kilogramm auf 118 Millionen Kilogramm gehoben. Die Ausfuhr der Producte des Ackerbaues sind in den letzten Jahren in beständigem Steigen begriffen

gewesen; im Jahre 1878 wurde zum ersten Male Leinsamen im Gewicht von 10,000 Kilogramm exportirt, 1883 betrug die Masse dieses werthvollen Exportartikels 23 Millionen Kilogramm. Hinsichtlich der in der Provinz Sa. Fé vielgebauten Weizens scheint dagegen ein Rückschlag eingetreten zu sein, da jenes weizenreiche Land nach europäischen Märkten vielleicht doch nur in den Jahren schlechter russischer, ungarischer und amerikanischer Ernten mit Erfolg exportiren kann, während sein Hauptabsatzgebiet, die brasilischen Hafenstädte, ihm kaum werden entrissen werden können.

Die in diesem Capitel mehr als Einleitung und andeutungsweise gegebenen Bemerkungen über die Zustände des Argentinischen Bundes beruhen, wie schon gesagt, zum geringeren Theil auf eigenen Beobachtungen, zum größeren auf Mittheilungen Anderer; man wolle sie demgemäß mit einiger Vorsicht aufnehmen. Immerhin wird der europamüde Auswanderer, der seine Blicke über den Ocean richtet, sich aus meinen Ausführungen eine ungefähre Vorstellung zu machen im Stande sein, ob er Argentinien zum Wanderziel wählen soll oder nicht. Für Abenteurer sind jene Länder noch wenig geeignet, das sogenannte gebildete Proletariat Europas wird dort nur sehr vereinzelt und bedingungsweise Verwerthung finden; für alle solche aber, welche Talent zum Sparen, Kraft und Lust zum Arbeiten haben, bietet Argentinien Aussicht zu einer sicheren Existenz.

Dies letztgeäußerte Urtheil findet seine volle Anwendung auch auf das Nachbarland Argentiniens, das kleine idyllische Paraguay, wenigstens hinsichtlich der bäuerlichen Arbeiter. Wenden wir diesem vielbesprochenen Ländchen unsere Aufmerksamkeit und uns zugleich dem Haupttheile unserer Arbeit zu.

IV.

Reise bis Asuncion; Bodenbeschaffenheit von Paraguay.

Sobald man oberhalb der Stadt Corrientes, Hauptstadt der gleichnamigen argentinischen Provinz, den Rio Paraná verlassen hat, fährt der Dampfer, ohne die wesentlich nördliche Richtung zu ändern, in den Rio Paraguay ein. Der Paraná, welcher sich von Osten her dem Paraguay nähert, ist von der Vereinigung mit dem Paraguay an aufwärts noch bis zu der argentinischen Stadt Ituzaingo für größere Dampfer von etwa 300 Tons Gehalt bequem schiffbar; weiter aufwärts kommen Stromschnellen und Untiefen, welche nur bei hohem Wasserstande, wie er meist im März — April und etwa noch im October und November einzutreten pflegt, eine gefahrlose Schifffahrt wenigstens bis Encarnacion und Posadas ermöglichen. Auf die Bedeutung dieses Stromes als Wasserstraße komme ich weiterhin gelegentlich des Berichtes meiner ersten Reise (Cap. X) noch zu sprechen. —

Geographisch bildet Paraguay einen Theil des gewaltigen Tieflandes von Südamerika, welches im Osten durch das Bergland der brasilischen Küstenprovinzen, in Westen durch das Rückgrat der Anden seine Begrenzung findet; dasselbe wird durch die mächtigen Stromgebiete des Rio Amazonas und Rio Paraná gebildet, deren Wasserscheide, einer der erst wenig erforschten Theile der Erdoberfläche, durch Gebirge von größerer Bedeutung nicht markirt wird. Die Niederschläge innerhalb des Paraná-Stromgebietes wachsen mit der Abnahme der geographischen Breite; so kommt es, daß, während in den mittleren argentinischen Provinzen der Paraná nur spärliche Zuflüsse erhält und die von den Anden ostwärts fließenden Gewässer vielfach vertrocknen, bevor sie ihr Ziel erreichen, je näher dem Wendekreise desto zahlreichere und inhaltreichere Wasseradern dem Paraná und Paraguay zuströmen. Die Armuth der mittleren argentinischen Provinzen an Wasseradern macht nach Norden zu einer immer zunehmenden Wasserfülle Platz; Hand in Hand damit geht eine stärkere Bewaldung. Den Uebergang zu dieser subtropischen Formation bilden die argentinische Provinz Corrientes und der südliche Theil Paraguays, zwischen dem unteren Tebicuary und dem Paraná: „las misiones Paraguayos“; hier zeigen sich zwischen den weiten Grasflächen schon ausgedehntere Waldinseln, auch nimmt der Boden eine hügelige Beschaffenheit an. Auf der Strom-

fahrt erkennt man von dem Dampfer aus zunächst noch die nämlichen eintönigen, versumpften, nur selten durch ein Steilufer (barranca) unterbrochenen Ländereien wie in Argentinien: erst weit oberhalb der Einmündung des Tebicuary in den Rio Paraguay wird das Auge durch Hügelbildungen auf dem linken (östlichen) Ufer angezogen, welche sich bis nördlich von Asuncion etwa bis zur Mündung des Piribebuy in den Rio Paraguay erstrecken. Jenseits desselben nehmen die Ufer des Stromes die eben bezeichnete Physiognomie wieder an.

Die Dampfschifffahrt dauert von Buenos Aires bis Asuncion 5—6 Tage (zu Thal ca. $^{2}/_{3}$ der Zeit), von Corrientes bis Asuncion ca. 40, zu Thal ca. 28 Stunden. In Asuncion bestehen zwar Landungsbrücken (tinglado), aber der Reisende ist genöthigt, ein Boot für sich und sein Gepäck zu benutzen — eine Art indirecter Steuer: die Regierung verkauft den Bootsleuten (boteros) die Patente ziemlich hoch und zwingt die Reisenden zu der genannten Ausgabe. Einwanderer haben das Anrecht auf kostenfreie Landung, sonstige Reisende thun wohl, mit den Bootsleuten sich vorher zu einigen. In der, in nächster Nähe des Hafens gelegenen, leidlich verwalteten Einwanderer-Herberge (casa de la inmigration) erhält der Fremde die gewünschte Auskunft, die ihm von dem Generaldirector der Einwanderung, Herrn Metzler, einem feingebildeten, sehr höflichen und gefälligen Herrn bereitwilligst ertheilt wird. Auch der Reisende, welcher nicht eigentlich Einwanderer ist, wird sein größeres Gepäck sicher in jenem Einwanderungshause niederlegen können, bis er weiß, wohin er gehört. Dem Verwöhnteren bieten sich 2 Häuser an, die den Anspruch auf eine hotelähnliche Haltung machen können. Zunächst das „Hôtel hispano-americano“, ein großes, von Lopez aufgeführtes und annoch dessen Erben eigenthümliches Gebäude mit ganz angenehmen Räumlichkeiten und guter Verpflegung: man zahlt pro Tag von 2 Pat. (= 8 Mark) an aufwärts. Ueberall in den Laplata-Ländern wird Wohnung und volle Verpflegung zusammen berechnet, doch erhält man für den Morgenkaffee meist noch eine besondere Aufstellung; Bäder, selbst wenn sie noch so anspruchslos hergerichtet sind, läßt man sich ziemlich theuer bezahlen, was um so fühlbarer wird, da Asuncion noch völlig der öffentlichen Badeanstalten entbehrt. Das andere Hotel ist der „Club progreso“, reinlich und gut, von einem Franzosen gehalten, angenehm gelegen; man kann hier schon für 15 Real (= 6 Mark) täglich leben. Dann giebt es noch eine Reihe von Gasthäusern, die sich mehr den Herbergen nähern und deshalb dem frisch aus Europa Kommenden zunächst etwas fremdartig erscheinen. Von den länger im Lande lebenden Europäern werden sie vielfach bevorzugt

sie sind indessen kaum billiger als das letztgenannte Haus; auch muß man sich in allen Hotels der Laplata-Länder auf die uns befremdende Unsitte gefaßt machen, daß, wer Abends kommt und am andern Morgen weiter reist, für volle 2 Tage zu zahlen hat.

Familien, die längere Zeit in Asuncion zu bleiben beabsichtigen, thun wohl, eine Privatwohnung zu suchen und sich dieselbe nothdürftig zu möbliren. Durch Führung eigener Wirthschaft, Einkaufen auf dem mercado (Markthalle) 2c. wird sich dann ihr Leben dort wohlfeiler gestalten. Uebrigens wird sich der Europäer in Asuncion kaum längere Zeit aufzuhalten wünschen — nicht gerade der äußeren Physiognomie der Stadt wegen! Allerdings trägt dieselbe noch sehr deutlich die Spuren der Verwüstung, welche die Brasilier am Ende des Krieges dort angerichtet haben; der im Rohbau beendigte Lopezsche Kaiserpalast ist auf dem Wege, wieder völlige Ruine zu werden, wenn die Regierung dem oft geäußerten Plane, ihn als „cabildo“ (d. h. Capitolium, Sitz der obersten Behörden 2c.) ausbauen zu lassen, nicht baldigst näher tritt. Was dem Europäer in Asuncion unangenehm auffallen und ihm den längeren Aufenthalt dort unbequem erscheinen lassen wird, ist jeder Mangel gesellschaftlichen Lebens und einer noch so bescheidenen geistigen Atmosphäre. Künstlerische, wissenschaftliche, literarische Genüsse irgend welcher Art erwarte der Deutsche nicht, sofern er nicht im Stande ist, sie sich selbst zu bereiten. Indessen ist Aussicht vorhanden, daß die nicht ganz kleine Anzahl von Deutschen in und um Asuncion durch engeren Anschluß an einander in Form eines Vereins das Leben auch dem einzelnen dort wohnenden Deutschen bald zu einem angenehmeren machen wird.

An Bauten irgend welchen Charakters, irgend einer Größe fehlt es, abgesehen von der erwähnten, im italienischen Renaissancestil aufgeführten Kaiserpalast-Ruine vollständig in Asuncion wie in den übrigen mir bekannten Laplata-Städten. Lopez II. war ein König von Baulust, aber ein Plebejer an Baugesinnung; auch ist Asuncion wie alle Laplata-Städte nach dem einförmigen Schachbrettgrundriß gebaut (etwa wie Mannheim), so daß daneben schon die reichlich nüchtern gebauten brasilischen Hafenstädte Santos, Rio, Bahia höchst interessant erscheinen; freilich kommt diesen letzteren ihre unvergleichliche malerische landschaftliche Lage sehr zu Gute.

Die Umgebung von Asuncion ist recht anmuthig, nicht sowohl in Folge der Profilirung des Bodens, die hier so wenig wie in den meisten übrigen Theilen Paraguays zu interessanten Bildungen führt, als vielmehr in Folge der überraschend mannigfaltigen und dichten Vegetation;

die Wege werden durch hohe Hecken und schattige Bäume in prachtvolle, wechselreiche Alleen verwandelt; ganz allmählich löst sich die eigentliche Stadt, in welcher Haus an Haus steht, in eine lose Folge von Gärten, Landhäusern und „Ranchos“ (Lehm- und Strohhütten) auf, von welchen letzteren noch weiterhin zu sprechen sein wird (Cap. VI). Solche Wege bieten herrliche Gelegenheit zu Spazierritten, mehr als zu Spaziergängen; besonders beliebte Zielpunkte derselben sind die Vororte Recoleta und Trinidad; auch die quinta („Landhaus“) des deutschen Vice-Consuls Mangels, ca. 1 Meile von der Stadt, wird von den Deutschen viel besucht. Herr Mangels hat das Verdienst, zuerst in Paraguay metereologische Beobachtungen angestellt zu haben, auf welche weiterhin noch Bezug zu nehmen ist; auch hat er in seiner quinta zahlreiche Versuche gemacht, ausländische Pflanzen — vor Allem auch europäische Obstsorten — anzubauen, worüber ebenfalls weiterhin noch zu sprechen sein wird.

In Asuncion besteht eine kleine, aber seit einigen Jahren in Zunahme begriffene deutsche Colonie: außer den schon genannten Männern ein Apotheker, einige Kaufleute, einige selbständige Handwerker und mehrere Arbeiter. Lehrer, Priester und Arzt fehlen noch; letzterer würde in Asuncion sich vermuthlich eine leidliche Existenz begründen können; auch eine deutsche Schule würde mit der Zeit Aussicht auf Erfolg haben. Die in Asuncion lebenden Deutschen sind indessen nicht alle Kenner des Landes, und wer nach Paraguay kommt, um sich niederzulassen und sein Geld zunächst in Land und Vieh anzulegen, wird doch am besten thun, sich selbst ein Urtheil zu bilden, also eine Zeitlang im Lande zu leben, die verschiedensten Leute zu hören, Alles genau zu beobachten und zu prüfen. Wer, abgesehen von den zu diesem Zwecke unumgängliche Reisen, einen festen Wohnsitz sucht, wird statt Asuncion vielleicht lieber die deutsche Colonie San Bernardino wählen, wo er in anmuthigster Landschaft in einer der besser situirten Colonistenfamilien zwar einfach und sehr ländlich, aber doch ganz erträglich unterkommen kann.

Um sich einen Eindruck von der Hauptstadt des Landes zu verschaffen, genügen wenige Tage. Wer sich selbständig genug fühlt, also des Spanischen mächtig ist, etwas Guarani sprechen kann, die Landessitte einigermaßen kennt, der kaufe sich ein leistungsfähiges Pferd (etwa in Tacuarál bei Peter Meier), entwerfe seinen Reiseplan im Allgemeinen und reite in Gottes Namen drauf los: vor ihm liegt ein anmuthiges Land, gleich einem großen Garten, bewohnt von einem harmlosen, zufriedenen, allzu bescheidenen Völkchen; er kann das Land nach allen Richtungen hin, soweit es bevölkert ist, durchmessen, Gefahr von

Menschen erwartet ihn nicht, die von Thieren etwa drohende ist sehr gering; wegen der Sümpfe und unpassirbaren Flüsse sind genaue Erkundigungen einzuziehen. Der weniger Selbständige kann ohne einen vaqueano (d. h. einen Kenner der Wege) nicht reisen.

Betrachten wir das Land Paraguay!

Die republica del Paraguay besteht jetzt, nachdem sie in dem Friedensschluß von 1872 in Norden und Nordosten ausgedehnte, aber fast unbevölkerte Gebiete an Brasilien, in Südosten die schöne Landschaft zwischen dem Parana und oberen Uruguay (die heutige Provinz „Misiones Argentinas"), außerdem einen Theil des Gran Chaco an Argentinien eingebüßt hat, aus zwei an Ausdehnung ziemlich gleichen, an Werth, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung sehr verschiedenen Hälften, der westlichen und östlichen. Der Rio Paraguay trennt die parte occidental, d. h. den paraguayischen Theil des Gran Chaco, von der parte oriental, dem eigentlichen Paraguay.

Der Gran Chaco, ein welliges, wesentlich flaches Tiefland von geringer absoluter Höhe (im Mittel etwa 100—150 m), reicht vom Rio Parana bezw. Paraguay, welche es im Osten begrenzen, bis zu den Vorbergen der Anden, also etwa vom 58° bis zum 64° westlich von Paris. Im Norden wird er durch das Hügelland Boliviens und der brasilischen Provinz Matto Grosso begrenzt und geht nach Süden zu allmählich in die Pampasformation und das wellige Land der argentinischen Provinz Sa. Fé über. Zwei erheblichere Flüsse, deren Bedeutung für die Schifffarth indessen nach neuerdings von argentinischer Seite gemachten Untersuchungen nicht groß ist, der Vermejo und der Pilcomayo, durchströmen in langsamen Falle mit zahlreichem Windungen dieses Flachland in der Richtung von N.-W. nach N.-O., indem sie das in den Vorbergen der Anden gesammelte Wassen in leidlicher Menge, vermehrt durch die Zuflüsse aus dem regenreichen Gran Chaco selbst, dem Rio Paraguay zuführen. Der Gran Chaco hat neuerdings viel von seiner Unnahbarkeit und dem Geheimniß, das über ihm schwebte, eingebüßt; abgesehen von den beachtenswerthen Untersuchungen, welche die argentinische Regierung über den Lauf der beiden genannten Flüsse kürzlich hat anstellen lassen, verdanken wir der bolivianischen Expedition vom Jahre 1883 sehr dankenswerthe Aufklärungen. Im October des genannten Jahres langten in Asuncion eine Abtheilung von ca. 150 bolivianischen Infanteriesoldaten, geleitet von einem Oberst und mehreren anderen hohen Officieren an; als diplomatischer Vertreter war dem kleinen Corps Dr. Campos beigegeben, der französische Ingenieur Thouart bildete den technischen Beirath. Diese Expedition, mit deren

Leitern ich während ihres Aufenthaltes in Asuncion mehrfach gesprochen habe, hat den Weg von Sa. Cruz in Bolivia bis zum Rio Paraguay gegenüber Asuncion in 63 Tagen zurückgelegt; an Trinkwasser hat es auf dem ganzen gefährlichen Marsche im Wesentlichen nicht gefehlt, doch haben sie zuletzt an Nahrung Mangel gelitten und in Folge dessen einen Theil ihrer Saumthiere schlachten müssen, vermuthlich weil sie es nicht verstanden haben, den Kern und die jungen Triebe der im Chaco vorkommenden Palmenarten Pindó und Caranday zu genießen. Aus diesem „Palmenkohl", denn bekanntlich schon die 10,000 unter Xenophon in Mesopotamien schätzen lernten, läßt sich ein Gemüse oder auch ein Salat herstellen, der an Wohlgeschmack mit Artischoken und Spargel wetteifert, diese aber an Nährwerth zu übertreffen scheint und selbst in ungekochtem Zustande schon genießbar ist. Diese vortreffliche Kost wird indessen dort überall gering geschätzt, vermuthlich weil sie zu bequem zu erlangen ist und alles Grünzeug („verdura") für den Paraguayer wenig Werth hat. Mir hat es einige Male viel Mühe bereitet, den Leuten begreiflich zu machen, daß ein verwöhnter „Gringo" wirklich alles Ernstes eine so gemeine Kost genießen wolle. „Grünes ißt das Vieh, Christen essen Fleisch", — solche Aeußerungen kann man häufig hören. —

Die Bolivianer der Expedition schilderten mir den Chaco, soweit sie ihn kennen gelernt hatten, als ein durchweg günstiges, mit ausgedehnten Waldinseln und Palmaren durchsetztes, für Ackerbau größtentheils offenbar sehr geeignetes Terrain; zahlreiches Wild, auch viele Tiger seien dort zu finden; einen beachtenswerthen Reichthum bildet die treffliche Viehweide mit salzhaltigen Stellen, welche das Vieh schneller fett macht als irgend ein anderer Camp jener Breiten. Die im Gran Chaco schweifenden Indianer-Stämme hatten sich den Bolivianern gegenüber als wenig furchtbar erwiesen; es war nur zu einigen unblutigen Scharmützeln gekommen. Daß indessen nicht alle dort lebenden Indianer so ungefährlich sind, beweist das Schicksal des französischen Forschers Crevaux, der vor etwa 4 Jahren am oberen Pilcomayo durch Indianer vom Stamme der Toba seinen Tod fand. Die mir von den Bolivianern gegebene Beschreibung des Chaco entspricht den Beobachtungen, welche ich selbst zu machen zweimal Gelegenheit hatte (siehe unten Cap. X), sowie den sonstigen Beschreibungen, die mir geliefert wurden. Die Wälder des Chaco enthalten Nutzhölzer von hohem Werthe, vor Allem quebracho colorado; auch palo de rosa und palo santo. Die in Milliarden von Exemplaren in großen Hainen beisammenstehenden palma negra (caranday hŭ) liefert ein zu Pfosten, Telegraphenstangen, Dachbalken &c. bevorzugtes, fast unverwüstliches Material.

Von dieser großen Tiefebene des Gran Chaco gehört jetzt der Republik del Paraguay der nördlich von Pilcomayo gelegene Theil bis zur bolivischen bezw. brasilischen Grenze hin. Vor dem Kriege beanspruchten die Lopez den Chaco bis zum Rio Vermejo, nach dem Frieden verlangte Argentinien den ganzen paraguayischen Chaco für sich, bis die streitenden Theile sich dem Schiedsspruche der Amerikaner unterwarfen. Präsident Hayes entschied für Paraguay, und ihm zu Ehren erhielt die „villa Occidental“ (siehe unten), die einzige größere Ansiedelung Paraguays auf dem rechten Ufer des Rio, den Namen Villa Hayes.

Die genauere Feststellung der Grenze im Chaco zwischen Paraguay einerseits und Bolivien und Brasilien andererseits wird so bald noch nicht erfolgen, auch wird es noch Zeit haben, bis Axt und Spaten des Ansiedlers dort die Wildniß in Culturland verwandelt haben werden; denn der Plan, den die bolivianische Expedition verfolgte, einen Eisenbahnbau von Sa. Cruz bis zum Rio Paraguay vorzubereiten, wird bis zu seiner Verwirklichung noch Zeit brauchen! Von paraguayischer Seite ist zunächst an der einen eben erwähnten Stelle des Chaco, etwas oberhalb Asuncion, der Versuch gemacht worden, das fruchtbare Land zu bevölkern, über welchen weiterhin zu sprechen sein wird. Dann haben sich neuerdings dem Ufer entlang eine Anzahl sogen. „Obrajes“, d. h. Anstalten zur Verwerthung der Brenn- und Nutzhölzer, etablirt; unter diesen verdient Neu-Zarah, schon innerhalb der Wendekreise, unweit der villa de la Concepcion gelegen, einige Beachtung (siehe unten Cap. X). Der Gran Chaco ist zum größeren Theil noch ein Land der Zukunft; nur die rührigen Argentiner, die Yankees des Südens, fangen an, wenigstens die Ufergegenden schon zu Ländern der Gegenwart zu machen; von Resistencia, gegenüber Corrientes, bis zur Mündung des Pilcomayo werden stets neue Niederlassungen für Ackerbauer und Viehzüchter unter dem vorläufig unentbehrlichen Schutze militärischer Garnisonenen gegründet; denn den Indianern des Chaco ist, wie gesagt, noch immer nicht zu trauen. Für christliche Sendboten wäre hier ebensowohl ein fruchtbares Arbeitsfeld wie für Colonisationsgesellschaften, die im großen Stile mit hinreichendem Capitale wirthschafteten.

Der Boden des Chaco ist, wo ich ihn erkennen konnte, dunkler fetter Thonboden von großer Fruchtbarkeit, der freilich, soweit ich es zu beurtheilen vermag, weder sehr nasse, noch sehr trockene Jahre gut vertragen kann. Der Rio Paraguay nun bildet nicht an allen Stellen eine stricte Grenze der Bodenformation, die Chaco-Landschaft findet man zunächst auch noch auf dem linken Ufer des Stromes an einigen Stellen, während sie bei Asuncion selbst und überall weiter im Innern

[illegible] gesprochen
[illegible] Rio Paraguay
[illegible] hat es
[illegible] gefehlt, doch
[illegible] einen
[illegible] es nicht
[illegible] Chaco vor-
[illegible] Aus diesen
[illegible] Xenophon in
[illegible] noch ein Salat
[illegible] Smaragd wetteifert,
[illegible] ausgedachten
[illegible] dort
[illegible] zu erlangen ist
[illegible] wenig Werth
[illegible] begreif-
[illegible] Ernstes
[illegible] das Buch. Christen
[illegible] —
[illegible] soweit sie
[illegible] ausgedehnten
[illegible] offen-
[illegible] und viele Tiger seien
[illegible] die treffliche
[illegible] fett macht
[illegible] Gran Chaco
[illegible] gegenüber
[illegible] Schar-
[illegible] Indianer so
[illegible] Forschers
[illegible] durch Indianer
[illegible] von den Bolivianern
[illegible] Beobachtungen, welche
[illegible] siehe unten [illegible]
[illegible] geliefert [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Von dieser großen Tiefebene des Gran Chaco gehört jetzt der Republik del Paraguay der nördlich von Pilcomayo gelegene Theil bis zur bolivischen bezw. brasilischen Grenze hin. Vor dem Kriege beanspruchten die Lopez den Chaco bis zum Rio Vermejo, nach dem Frieden verlangte Argentinien den ganzen paraguayischen Chaco für sich, bis die streitenden Theile sich dem Schiedsspruche der Amerikaner unterwarfen. Präsident Hayes entschied für Paraguay, und ihm zu Ehren erhielt die „villa Occidental" (siehe unten), die einzige größere Ansiedelung Paraguays auf dem rechten Ufer des Rio, den Namen Villa Hayes.

Die genauere Feststellung der Grenze im Chaco zwischen Paraguay einerseits und Bolivien und Brasilien andererseits wird so bald noch nicht erfolgen, auch wird es noch Zeit haben, bis Axt und Spaten des Ansiedlers dort die Wildniß in Culturland verwandelt haben werden; denn der Plan, den die bolivianische Expedition verfolgte, einen Eisenbahnbau von Sa. Cruz bis zum Rio Paraguay vorzubereiten, wird bis zu seiner Verwirklichung noch Zeit brauchen! Von paraguayischer Seite ist zunächst an der einen eben erwähnten Stelle des Chaco, etwas oberhalb Asuncion, der Versuch gemacht worden, das fruchtbare Land zu bevölkern, über welchen weiterhin zu sprechen sein wird. Dann haben sich neuerdings dem Ufer entlang eine Anzahl sogen. „Obrajes", d. h. Anstalten zur Verwerthung der Brenn- und Nutzhölzer, etablirt; unter diesen verdient Neu-Zarah, schon innerhalb der Wendekreise, unweit der villa de la Concepcion gelegen, einige Beachtung (siehe unten Cap. X). Der Gran Chaco ist zum größeren Theil noch ein Land der Zukunft; nur die rührigen Argentiner, die Yankees des Südens, fangen an, wenigstens die Ufergegenden schon zu Ländern der Gegenwart zu machen; von Resistencia, gegenüber Corrientes, bis zur Mündung des Pilcomayo werden stets neue Niederlassungen für Ackerbauer und Viehzüchter unter dem vorläufig unentbehrlichen Schutze militärischer Garnisonenen gegr[illegible] denn den Indianern des Chaco ist, wie gesagt, noch immer nicht [illegible]. Für christliche Sendboten wäre hier ebensowohl ein [illegible]ares [illegible]d wie für Co[illegible]tionsgesellschaften, die im großen mit [illegible]em Capital [illegible]schafteten.

[illegible] Chaco ist [illegible] großer [illegible] ihn erkennen konnte, dunkler [illegible] it, der freilich, soweit ich es zu [illegible] un- [illegible] davon [illegible] gepflügt, [illegible] gab. Wie

des Landes einer anderen Beschaffenheit Platz macht. Der Boden ist hier nicht nur wellig, sondern vielfach hügelig, in einzelnen Gegenden sogar bergig. Mittelgebirge vulkanischen Ursprungs von etwa 5—600 Meter absoluter Höhe giebt es bei Acahay, Ybicui und jenseits Villa Rica. Das Stromgebiet des Rio Parana etwa von Encarnacion an aufwärts ist wesentlich verschieden von den weiter abwärts gelegenen Theilen und von dem Stromgebiete des Rio Paraguay. Die Zahl und Reichhaltigkeit der Nebenflüsse scheint in jenem bedeutender zu sein als in diesem; doch ist dieses räumlich von etwas größerer Ausdehnung. An einer Stelle an der Quelle des Tebicuary guazú tritt die Wasserscheide ziemlich nahe an den Parana heran.

Betrachten wir den Rio Paraguay von Süden her, so fällt uns zunächst der Tebicuary ins Auge, der längste und wohl auch wasserreichste aller Nebenflüsse des Paraguay innerhalb des Gebietes der gleichnamigen Republik. Nördlich von der Villa Rica sammelt der Tebicuary-mi die von der Cordillere von Caaguazu nach Westen abfließenden Wässer und führt sie südwärts, bis er sich mit dem nahe vom Parana her mitten aus den Yerbales kommenden Tebicuary guazu vereinigt und nun in vielen Windungen in westlicher Richtung dem Paraguay zuströmt. Das nächstfolgende beträchtlichere Gewässer ist der Paray, der Ausfluß des Sees Ypoá, welcher wiederum das Reservoir für zahlreiche von den Gebirgen von Ybicui und Acahay fließende Bäche, vor Allem den Cañabé bildet. Der genannte See hat geringe Tiefe, seine Ufer sind an den meisten Stellen versumpft und unzugänglich. Einen ferneren Ausguß eines flachen Sees lernen wir einige Meilen nördlich von Asuncion fast gegenüber der Villa Hayes kennen: der Rio Salado führt das Wasser der malerisch gelegenen, sich 3—4 Meilen von S.-O. nach N.-W. erstreckenden, etwa 1 Meile breiten Laguna Ypacaray in den Rio Paraguay. Dieser See, an dessen rechtes Ufer sich das Gebiet der Colonie San Bernardino anschließt, während an dem linken die Eisenbahn des Landes entlang führt, sammelt die Wässer, die zwischen der Cordillere von Altos (s. u.) und dem südlich sich von Asuncion nach Paraguari erstreckenden Hügelzug fließen, vor Allem den Pirayú. Nördlich der Cordillere von Altos führt der Piribebuy und wenige Meilen oberhalb desselben der Mandubira eine beträchtliche Wassermenge aus dem Innern des Landes heran; letzterer hat vermuthlich den Tobatiry und den Arrayo hondo (siehe Cap. XI) in sich aufgenommen. Die nächste größere Wasserader ist der viel als Schifffahrtsstraße benutzte, weit aus dem Innern kommende Jejui, der mit seinen wasserreichen Vasallen, dem Aguaray, Curuguaty u. A., herrliche Gefilde durchströmt. Etwa einen Breitengrad nördlich

davon treffen wir den Ypané, der seine klaren Gewässer durch ein in Felsengrund eingesägtes Bett dicht unterhalb der Stadt la Concepcion in den Rio Paraguay führt und etwa parallel mit dem Wendekreise läuft, während eine Tagereise nördlich dieser Stadt der Aquidaban, breit, mit flachen Ufern und nicht an allen Stellen passirbar, die reichen, aber noch wenig bevölkerten Gegenden des tropischen Theiles von Paraguay bewässert. Der Rio Apa endlich unter dem 22. Grade bildet jetzt die Grenze zwischen Paraguay und der brasilischen Provinz Matto Grosso. Mit Ausnahme des Paray, Salado und Peribebuy sind alle die genannten Flüsse ein beträchtliches Stück aufwärts schiffbar, der Tebicuary, Mandubira und vor Allem Jejui würden sogar für kleinere Dampfer geeignet sein, wie denn von der Villa Pilar bis Villa Florida am Tebicuary in der That vor einigen Jahren eine Dampferlinie bestanden hat. Allerdings fehlt es diesen Wasserstraßen noch an jeder Art der Regulirung, und da bei jedem Hochwasser Veränderungen des Canals und der Uferbildungen einzutreten pflegen, so ist auch bei der Fahrt mit flachen großen Kähnen (chatas), die bis 300 Centner laden können, einige Vorsicht geboten. Die größte Bedeutung als Wasserstraße hat wohl der Jejui mit seinen Nebenflüssen, der jetzt schon als Verkehrsweg zwischen den vielausgebeuteten Yerbales von San Tani in seinem oberen Gebiete und den bewohnteren Gegenden weiter abwärts, wie San Pedro 2c., vor dem Landwege bevorzugt wird.

Nördlich vom Mandubira und südlich vom Tebicuary-guazu ist die Profilirung des Bodens eine sehr unbedeutende; das Land ist wesentlich eben oder nur flach gewellt; die Höhen dieser Wellen sind vielfach mit dichtem Urwalde bestanden und haben rothen Lehmboden, der ein vorzügliches Ackerland hergiebt; in der Tiefe ist in der Regel noch schwarzer Boden und Gras- („Camp-") Land. Von dieser Regel giebt es bemerkenswerthe Ausnahmen: wir finden Hügelrücken (lomas) ohne Bewaldung, mit einzelnen Baumarten meist dürftigen Wachsthums: es ist hier eine der bösesten und schädlichsten Ameisenspecies „Ysaú", welche auf dem überaus reichen Lehmboden keine Waldvegetation aufkommen läßt. Andrerseits finden sich in den Niederungen ebenfalls größere Waldmassen, in denen einige der härtesten und werthvollsten Holzarten gedeihen; außerdem sind die Ufer der Gewässer fast stets mit Baumwuchs gesäumt.

Vielfach begegnet man der Meinung, daß das einfache Grasland, der sogenannte Camp, nur zur Weide tauge, zu etwaigem Ackerbau unbenutzbar sei. Dies ist ein Irrthum! Ich habe mich mehrfach davon überzeugen können, daß der gewöhnliche Campboden, einfach umgepflügt, resp. umgegraben, reiche Ernten an Gemüse und Getreide 2c. gab. Wie

viel Jahre solcher Campboden ungedüngt freiwillige Ernten giebt, habe ich nicht erfahren können, die Fruchtbarkeit des rothen Bodens im gerodeten Urwalde scheint keine Grenzen zu kennen. An solchen Stellen legt man denn in Paraguay auch fast ausnahmslos die Pflanzungen an, denn die einmalige große Mühe des Rodens und Brennens im Urwalde scheint, wenn man sonst den rechten Boden gewählt hat, reichlich zu lohnen.

Wenn es den in der Ebene ihren Pfad abwärts suchenden Wässern an bequemem Abfluß fehlt, so weichen sie aus, überströmen weite Strecken und bilden Sümpfe und Moräste, die namentlich dann bösartig und gefährlich werden, wenn sie sich im Lehm- und Thonboden ausbreiten. Einzelne sumpfige Stellen von geringerer Ausdehnung, die der Reisende aber immerhin zu beachten hat, finden sich über das ganze Land zerstreut, in größerem Maßstabe und von weit gefährlicherer Beschaffenheit zeigen sie sich in der Landschaft, welche im Norden und Süden von dem Jejui und Manduбira, und im Westen und Osten von dem Rio Paraguay und dem Hügellande von San Tani und San Joaquin begrenzt wird. Diese Sumpfgegenden haben eine große Zukunft als Reisfelder: man braucht nur die regellos aber unablässig fließenden Gewässer zu reguliren, um auf dem fetten Thonboden dauernde Gelegenheit zum Bewässern der Reissaaten zu haben. Reis ist ein Nahrungsmittel, das sich auch der ärmste Paraguayer ungern versagt; aber die Production, die sich auf Bergreis (rothen Reis) beschränkt, ist im Lande nur erst gering: es wird hauptsächlich der aus europäischen Häfen dorthin gebrachte ostindische Reis consumirt. Von diesen Sumpfgegenden wird gelegentlich meiner dritten Reise weiter unten noch zu sprechen sein.

Von der flachen, resp. leicht hügelig-welligen Beschaffenheit, welche der dem Stromgebiete des Rio Paraguay zugehörige Theil der Republik aufweist, macht der zwischen Piribebuy und Tebicuari gelegene Theil mit Einschluß der auf dem linken Ufer des Tebicuari mini gelegenen Länder eine Ausnahme. Hier ist zunächst die Cordillere von Altos bemerkenswerth, welche bei dem Orte Emboscado direct vom Rio Paraguay aufsteigend sich bis San José hin erstreckt. Sie ist im Westen steinig und wenig bewaldet, nach Osten zu nimmt die Fruchtbarkeit und der Waldwuchs zu; an Wasseradern fehlt es nicht, der Atira und Tobati vereinigen ihr Wasser mit dem des Peribebuy, der sie dem Rio Paraguay zuführt. Nördlich der Cordilliere von Altos zieht sich zwischen dem Piribebuy und Mandubira eine Hügelkette hin, welche aus dem besten rothen Boden besteht und mit reichstem Urwalde bestanden ist. Die Ausbeute des letzteren auf die zahlreichen Nutzstämme hin, die Be-

stellung des gerodeten überfruchtbaren Bodens mit Nährfrüchten, Tabak und Zuckerrohr und die gleichzeitige Ausnutzung des vortrefflichen am Mandubira gelegenen Campes als Viehweide hat jenen Gau zu dem wohlhabendsten des Landes gemacht; die beiden Ortschaften Arroyos y Esteros (gewöhnlich Capilla de Duarte genannt) und Caraguatay sind gut besiedelt und verwaltet und weisen eine glückliche und zufriedene Bevölkerung auf. Die Cordillere von Altos ist ärmer, doch haben es die Ortschaften: Barrero grande, San José, Piribebuy und Caacupé durch Ackerbau, namentlich Tabakscultur und Holzbearbeitung ebenfalls zu leidlichem Wohlstande gebracht; die beiden letztgenannten Ortschaften prägen sich dem Gedächtniß des Reisenden durch ihre anmuthig malerische Lage ein, Caacupé ist berühmt im ganzen Lande wegen seines — wunderthätigen Muttergottesbildes.

Weit ärmlicher sind die östlichen Gegenden der Cordillere, die Bezirke von Atirá, Altos, Emboscado.

Vor dem östlichen Ende der Cordillere führt ein verbindendes Hügelland nach Süden zu den Bergen von Ybicui und Ybitimi, welche letzteren im Gegensatz zu der Sandsteinformation der Cordillere vulkanischen Ursprungs sind. Dies kleine Gebirge, welches nach Süden und Osten zum Tebicuary abfällt und dort ein fruchtbar anmuthiges Hügelland mit reicher Bewaldung bildet, zeigt neben den vulkanischen Gesteinen Kalkformationen und enthält unsern Quiquio die zu Lopez' Zeiten ausgebeuteten Eisenbergwerke. Der westliche Abfall des Gebirges, die Costa Peña, führt uns in eine Ebene, die südlich bis zum Tebicuari, südwestlich bis zum Rio Paraguay sich erstreckt, die Laguna Ypoá einschließt und vom Cañabé durchflossen wird. Mitten in der Ebene erheben sich vulkanische Bildungen, zum Theil einzelne seltsam isolirte Kegel (Basalt); ferner eine der interessantesten Gebirgsformationen, der weithin sichtbare Berg von Acahay. Parallel mit der Cordillere von Altos im Süden zieht sich von Asuncion bis Paraguari ein niedrigerer Hügelzug, bewaldet und aus fruchtbarster rother Erde bestehend; diese beiden schließen das von dem Pirayu, der Laguna Ypacaray und dem Rio Salado durchflossene, ziemlich anmuthige und sehr bevölkerte Thal ein, durch welches sich die einzige Eisenbahn des Landes hinzieht.

Jenseits des Tebicuary-mi, etwa 10 km von der Stadt Villa rica entfernt, zieht sich von Norden nach Süden ein Gebirgszug, die Cordillere von Villa rica genannt, bewaldet wie alle Berge des Landes, im Mittel meiner Schätzung nach ca. 600 m hoch, ungefähr 6 deutsche Meilen lang. Indessen bildet diese zu dem höchsten Erhebungen des Landes zählende Bergkette nicht durchweg die Wasserscheide zwischen Paraguay

und Paraná; denn die östlich von derselben abfließenden Wässer werden noch theilweise durch den schiffbaren Pirapó dem Tebicuary-guazu zugeführt. Erst dicht vor Caaguazú gelangt man zu Bächen, welche dem Paraná zufließen und dort nicht ferne von ihrem Ursprunge wasserreich genug sind und so geringen Fall haben, daß sie der Schifffahrt dienen können; bis jetzt sind zwei Nebenflüsse des Paraná in jener Gegend als Wasserstraßen erkannt und benutzt worden: der Monday und der Acaray, beide schiffbar, freilich nur bis einige Meilen oberhalb ihres Einflusses in den Paraná, denn alle Nebenflüsse des letzteren von Corpus an aufwärts, und zwar auf beiden Ufern, scheinen kurz vor der Mündung Wasserfälle zu bilden. Dieses ganze Gebiet des Paraná, soweit es bis jetzt bekannt wurde, ist mäßig hügelig, hat im Durchschnitt eine absolute Höhe von etwa 250—300 m; angenehme Bodenverhältnisse, dichten, nur durch einzelne Lichtungen unterbrochenen Urwald, unter dessen Bäumen an Werth der Yerba-Baum (s. unten) die erste Stelle einnimmt, und treffliches Klima. Nach den Wasseradern zu schließen, sind die Niederschläge hier reichlicher als im westlichen Paraguay. Die Ansiedelungen gesitteter Menschen sind hier ganz vereinzelt und vorwiegend zur Gewinnung der Yerba angelegt, dagegen wohnen hier noch die Indianer vom Stamme der Gayngua im Norden, die Guayaqui im Süden, beide noch nomadisch lebend, obwohl jene anfangen sich seßhaft zu machen, zu pflanzen und das Christenthum zu bekennen.

Nördlich vom Mandubirá ist das Land nur dem Strome entlang, ferner den Jejui aufwärts bis Lima, und endlich in San Tani bewohnt. Ueber die Beschaffenheit dieses Theiles giebt die Beschreibung meiner dritten Reise Auskunft; auch über den wenig bewohnten, der tropischen Zone angehörigen Norden der Republik wird bei Gelegenheit der zweiten Reise das Nöthige sich im Zusammenhange sagen lassen.

V.

Flora und Fauna von Paraguay.

Von höchster Bedeutung für Klima und Besiedelungsfähigkeit eines Landes ist die Beschaffenheit des Pflanzenkleides, welches dasselbe bedeckt. In Paraguay ist beinahe kein Fußbreit Landes des Pflanzenwuchses völlig bar; theils halten dichter, vielfach noch völlig unberührter Hochwald, theils dünnere, leichtere Laubholz- und Palmenhaine, theils mannigfache Gräser den Erdboden bedeckt. Indessen bildet der Graswuchs keine geschlossene, dichte Rasennarbe, welche letztere wohl auch in Europa erst eine Folge der Wiesencultur ist. Für eine solche kostspielige, aber lohnende rationelle Behandlung der Weideflächen wird in jenen Ländern auch noch die Zeit kommen, wenn erst der Boden werthvoller geworden ist.

Hinsichtlich des Wechsels zwischen Waldland und Weidegrund, welche beide in den meisten Fällen zur Bodencultur wohl geeignet sind, zwischen trockenem, festem und feuchtem Boden ist Paraguay besonders günstig gestellt.

Innerhalb der wildwachsenden Pflanzenwelt nehmen die Bäume unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Ueber die Bewaldung des Landes ist schon im vorigen Capitel Einiges bemerkt worden; wenn die Hügel und Berge, von geringen Ausnahmen abgesehen, mit Wald bedeckt sind, so giebt es auch in der Ebene zahlreiche, theils inselartige, theils in größerem Umfange zusammenhängende Waldungen. Nach Nordosten zu nimmt der Waldreichthum zu und geht im Stromgebiete des Paraná oberhalb Encarnacion, im oberen Gebiete des Tebicuary, Jejui und Ypané in fast ununterbrochene Waldmassen über, welche ein reiches Material an Nutzholz und fruchtbaren Ackerboden bergen; ich schätze die Waldmenge des Landes auf $^1/_4$—$^1/_5$ der Gesammtoberfläche. Das unbewaldete Land wird „Camp" (= Grasland) genannt; man unterscheidet trockenen (festen) und nassen Camp (Wiese, Bruch). Auch der Camp ist selten völlig ohne Bäume, namentlich sind der Regel nach einige Palmensorten auf ihm, zerstreut oder gruppenweise, aufzufinden. Bei Betrachtung der Baumspecies fällt uns der völlige Mangel an Coniferen auf; die Versuche Araucarien anzupflanzen, haben ein günstiges Resultat ergeben; in den Misiones findet man noch aus der Jesuitenzeit einige Prachtexemplare dieser stattlichen Tannen. Somit zerfällt der ge-

sammte Wald- und Baumwuchs nur in die zwei der Art und der Physiognomie nach deutlich unterschiedene Classen: die Palmen und die Laubhölzer.

Palmenarten mag es in Paraguay etwa 8 geben, von denen der Häufigkeit des Vorkommens und des Nutzens wegen besonders folgende 4 Erwähnung verdienen. Der Coco (Guarani: „Mbocayá“) ist nicht zu verwechseln mit der uns bekannten, nur in der Nähe der Küste wachsenden Cocos-Palme mit den großen Früchten. Stamm und Blattzweige des Coco sind mit ca. 8 cm. langen spitzen Stacheln besetzt, welche sich am Stamm im späteren Alter verlieren; die Blätter sind gefiedert und zweigähnlich, bis 3 m lang, und wechseln jährlich. Die jung hervorsprießenden Triebe geben gekocht ein treffliches Nahrungsmittel als Gemüse oder Salat ab. Aus dem faserigen Stamme kann man durch Zerreiben ein Mehl gewinnen. Diese beiden oben genannten Nutzanwendungen theilt die Coco-Palme mit den meisten anderen Palmensorten Paraguays. Die Fasern der Blätter dienen den Eingeborenen zur Bereitung von Stricken, die indessen, vielleicht der unvollkommenen Zubereitung wegen, sich nicht sehr haltbar erweisen. Der Werth des Stammes als Nutz- und Brennholz ist ein geringer. Der Coco findet sich in großen Mengen auf rothem Boden, besonders wo derselbe sandig und trocken ist; massenhaft ist er in dem bewohnten mittleren Theile Paraguays vorhanden; auf schwerem, feuchtem, schwarzem Boden gedeiht er nicht. — Dem Coco ähnlich und auf den ersten Anblick oft mit ihm verwechselt ist der Pindó; ihm fehlen die Nadeln; die Blätter sind wohl noch länger und geschweifter; sie gelten als das beste Grünfutter für Pferde. Aus diesem Grunde ist die genannte Palmenart in der Nähe der bewohnten Ortschaften sehr selten geworden, da man, um die Blätter zu gewinnen, oft die Bäume fällte; auch ist der Stamm etwas dauerhafter als der des Coco. In großen Mengen sah ich den Pindo am Rande der ungemessenen Urwälder zwischen San Tani und Caaguazu; auch in den Wäldern des Gran Chaco und am alto Paraná fand ich ihn nicht selten. Die Palma negra und P. blanca (caranday hu und c. moroti) sind einander ähnlich, nur hat jene einen schlanken, sehr hohen, diese einen dickeren gedrungenen Stamm; die Blätter sind fächerförmig. Sie kommen nur auf schwarzem, etwas salzhaltigem, nicht zu trockenem Boden vor; man schließt von dem Vorkommen dieser Palmenart auf gute Viehweide. Sie begleitet den Rio Paraguay an beiden Seiten, wo derselbe flache Ufer hat, und dringt zwischen Mandubira und Jejui bis über Carayahó und zwischen Aquidaban und Apa weit ins Innere des Landes vor; im Gran Chaco ist sie in ungezählten Massen vorhanden.

Beide Arten geben ein gutes Nutzholz, doch ist das der Palma negra unvergleichlich härter und beständiger, es bleibt lange in der Erde ohne zu faulen. Beide Arten sind einigermaßen exclusiv, sie mischen sich nicht gern mit anderen Holzarten und dulden wenig sonstige Baumsorten unter sich, sondern bilden geschlossene durchsichtige Haine („Carandaysale“) während die erstgenannten Palmenarten in Form gesonderter Haine mit Ausschluß anderer Bauwarten nicht vorkommen. Von geringem Werth ist die Yatay-Palme mit niedrigem, meist krüppelhaftem Stamme, die auf trockenem rothen Lehmboden wächst und der schlimmen Ameise Ysau Widerstand leistet.

Die Früchte der genannten Palmenarten sind ohne Werth, nur die des Coco sind zu benutzen. Der Coco trägt einmal im Jahre 3 bis 6 mächtige schwere Trauben von Nüssen. Diese Nüsse haben eine weiche grüne und eine braune überaus harte Schale, welche den öligen Kern von der reichlichen Größe einer Haselnuß umschließt. Wenn die Früchte vom Baume gefallen sind, werden sie von dem Rindvieh der grünen Schale wegen mit Leidenschaft gegessen und beim Wiederkäuen wieder ausgespieen; die Kerne essen die Paraguayer gern und unterziehen sich der Mühe sie aufzuschlagen, auch gewinnt man aus ihnen ein als Lederöl, Schmieröl, sowie zur Seifebereitung, endlich als Medicament für Pferde sehr brauchbares Oel, das indessen leicht ranzig wird. Zum Speiseöl eignet es sich eines etwas starken Beigeschmacks wegen nicht, vielleicht ließe es sich reinigen; doch lassen sich in Paraguay Oelfrüchte anderer Art in genügender Menge ziehen.

Nichts verleiht der Flora eines Landes einen so bestimmten, eigenthümlichen, ausgeprägten Charakter, wie die Palmen in ihren verschiedenen Species, mögen dieselben nun in einzelnen Gruppen von verschiedener Höhe und Form sich zusammengesiedelt oder mit anderen Baumarten gemischt haben. In dem verwirrenden Durcheinander von Laubholz, Gestrüpp, baumhohen Cactuspflanzen, Schling- und Rankengewächsen werden die Palmen im Kampfe ums Dasein nicht selten genöthigt, um ihre Krone über das Niveau der Waldgewächse zum Lichte zu bringen, den Stamm zu erstaunlicher Höhe und Schlankheit emporzutreiben. Wird das an europäische Forsten gewöhnte Auge zunächst von dem bunten Durcheinander der verschiedensten Pflanzenarten verwirrt, so entdeckt es doch auch bald wieder Gruppen und Combinationen von höchster malerischer Schönheit, wie sie die gemäßigte Zone herzustellen außer Stande ist.

Die Species der Laubhölzer ist überaus mannigfaltig, ihre genauere Beschreibung und Klassificirung muß dem Botaniker überlassen bleiben;

zu der Ausstellung in Buenos Aires (1882) und jetzt (Sommer 1885) in Antwerpen sandte die paraguayische Regierung allein ca. 90 Muster von Nutzhölzern. Die harten und schweren Hölzer überwiegen; von den weichen Hölzern, welche schwimmen und sich leicht zu Brettern, Möbeln rc. verarbeiten lassen, nimmt der Cedro die erste Stelle ein, das bekannte Cigarrenkistenholz, eine dem Mahagoni ähnliche Holzart; ihm zunächst an Weichheit und Brauchbarkeit steht Peterivi; Timbó wird zu Canoas, Mulden, Schüsseln rc. verwendet. Von den harten Hölzern nimmt an Unverwüstlichkeit Palo espinillo die erste Stelle ein; wo man den Stamm dieses nicht großen, dornigen, auf feuchtem Wiesengrunde gedeihenden Baumes zu Pfählen benutzen kann, zieht man sein Holz dem jedes anderen Baumes vor; Stämme desselben von der Größe, daß sie zum Hausbau verwendbar wären, sind selten. Mächtige Stämme geben die an Härte und Dauerbarkeit obenan stehenden Quebracho colorado und Urundey; jener wächst nur auf feuchtem Grunde und liefert, abgesehen von seiner eminenten Brauchbarkeit zu Erd- und Wasserbauten rc., ein prachtvolles Material zum Gerben und einen rothen schweren, zum Färben der Seide geschätzten Farbestoff. Die beiden genannten Hölzer werden zu Hausbauten, Eisenbahnschwellen allen anderen vorgezogen. Ein vortreffliches hartes, aber gegen Feuchtigkeit nicht so widerstandsfähiges Material liefert der Lapacho (tayü G.), dessen starke Stämme sich wohl in allen Wäldern, besonders zahlreich am Alto Paraná, finden; auch der Curupay kommt so ziemlich in allen Theilen des Landes vor, und verschmäht selbst den schlechtesten und steinigten Boden nicht; sein Holz ist hart wie Eisen und giebt ein vorzügliches Brennmaterial, fault aber in der Erde nach einer Reihe von Jahren. Zahlreich sind die für Wagenbau und Stellmacherei geeigneten Hölzer; selbst die Axen der mit 25 Centnern beladenen zweirädrigen „Karreten“ werden zum größten Theil noch aus Holz gefertigt, müssen freilich ziemlich häufig ersetzt werden. Von den zu Luxuszwecken verwandten Hölzern kommt Palo de Rosa und Palo santo namentlich in den Wäldern des Nordens, auch im Gran Chaco vor.

Paraguay ist eines der wenigen Länder (vielleicht das einzige, wenigstens ist mir kein zweites bekannt), in dem nicht nur die bittere Orange, sondern, wenn auch nur an einzelnen bestimmten Stellen, die süße Apfelsine als Waldbaum ganz ungenirt wächst. Die bittere Orange findet sich so ziemlich in jedem Walde, die süße, und zwar als besonders wohlschmeckende schöne Frucht, ist mir in großen Gruppen bei Sa. Roso de las Misiones und am Alto Paraná oberhalb Encarnacion begegnet, außerdem ist mir ihr Vorhandensein noch glaubwürdig für den großen

Wald östlich von Acahay und den Urwald im N.-O. der Republik, in der Sierra Amambay bezeugt worden. Die viel nachgesprochene Angabe, die süße Apfelsine finde sich allerorts in Paraguay als Waldbaum, ist eine von den vielen fehlerhaften Mittheilungen flüchtiger Reisender. Wenn nun das Vorkommen der süßen Orange schon in den von den menschlichen Wohnsitzen nicht zu fern gelegenen Waldungen auffallen muß — denn die Uebertragung durch apfelsinenessende Papageien ꝛc. scheint ausgeschlossen, da alle diese Thiere beim Essen die Kerne sorgfältig vermeiden —, so läßt das sicher beglaubigte Vorhandensein des Apfelsinenbaums in der Sierra Amambay, sehr fern von dem Schalle der menschlichen Rede, kaum einen Zweifel, daß diese köstliche Frucht dem neuen Continent so gut wie dem alten angehört und nicht erst durch die Entdecker hinüber gebracht wurde. Eine Auctorität wie Victor Hehn scheint noch das letztere anzunehmen, wenn er Seite 366 seines bekannten Werkes sagt: „Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum ꝛc.“ Die Verwendung des Apfelsinenholzes zu Nutzzwecken ist sehr beschränkt, da es in größeren Balken nicht vorkommt; denn wenn auch der Apfelsinenbaum drüben die Höhe unserer Nußbäume erreicht, so bleibt der Stamm immer kurz und wenig umfangreich. Das Holz, weiß, dicht und von größter Elasticität und Widerstandsfähigkeit, fault in der Erde überaus schnell, würde aber dem Kunsttischler und Kunstdrechsler gute Dienste leisten, wenn man es vor dem Wurm schützen kann, der sich gern in ihm einnistet.

Abgesehen von diesem verbreitetsten und werthvollsten Obste des Landes bieten die Wälder noch mannigfache Früchte, welche den einsamen Wanderer, wenn er sie kennen gelernt hat, erquicken können. Sehr verbreitet ist die Cuyaba, ein an einem Strauche wachsendes quittenförmiges Obst, das, mit Zucker zu einer dicken Marmelade eingekocht, überall als Nachtisch sehr beliebt ist und auch exportirt wird. Vermuthlich bergen die Einöden und Urwälder Paraguays noch manches werthvolle, aber entweder ungekannte oder doch noch nicht genügend genützte Product des Pflanzenreiches. In dieser Hinsicht ist wohl an erster Stelle der Indigo zu nennen, der allerorts wild gedeiht und ein vorzügliches Material giebt, auch die bekannte gelbe Farbe Issipó-yú wird aus der Wurzel einer Schlingpflanze gewonnen, während die langen zähen Reben der anderen Issipo-Arten als Stricke Verwendung finden und von den Paraguayern unter Anderem zur Herstellung der Einfriedigungen verwendet werden.

Weitaus das wichtigste und lohnendste Waldproduct ist die Yerba, ein Baum, der auf bestimmte Breitengrade und Höhenverhältnisse an-

auszuzahlen, etwa $^1/_3$ oder $^1/_4$, für das Uebrige kann sich der Peon bei dem Patron Waaren aussuchen, und den Preis der Waare bestimmt natürlich wiederum der Patron. Es ist dies, wie man sieht, ein Verhältniß sonderbarster Art, bei welchem der Arbeitgeber fast ausnahmslos reich wird, der Arbeiter indessen selten auf einen grünen Zweig kommt. Denn in den 3 Ruhemonaten, die dem mühevollen, entbehrungsreichen Leben in den Yerbales folgen und voraufgehen, hat er das Bedürfniß sich schadlos zu halten; bald ist das baare Geld verthan, im November werden schon neue Schulden auf Conto der nächsten Arbeitsperiode contrahirt, und der Patron borgt einem tüchtigen Yerbatero ganz gern, weil ihm dies Schuldverhältniß nach dem Gesetze strenge Rechte über den Schuldner giebt. Der Yerbatero, der einem Patron verschuldet ist, darf nirgend anders Dienste nehmen, der Patron ist berechtigt, ihn überall greifen und zu seinem Dienste zwingen zu lassen.

Man sieht, daß man einem eingewanderten Europäer nicht rathen kann, sich der Arbeit in den Yerbales zu befleißigen, wohl aber ist es sehr nützlich, sich in der Nähe solcher Yerbales als Ackerbauer anzusiedeln, weil die Verwerthung der landwirthschaftlichen Producte, soweit sie Absatz in die Yerbales finden, eine sehr sichere und lohnende ist. Darüber wird weiterhin noch zu sprechen sein. —

Die Yerba bildet jetzt noch weitaus das werthvollste Ausfuhrproduct des Landes; der Werth der exportirten Yerba betrug 1883 fast 4 Millionen Mark (ca. 6 Millionen Kilogramm) d. h. ca. $^2/_3$ des Gesammtwerthes der exportirten Producte. Der Preis der Yerba stellt sich in den Yerbales auf 3—4 M., in Asuncion 6—10 M., in Argentinen 12—30 M. pro Arrobe (12 Kilogramm.) Allmählich fängt dies wohlthuende Getränk auch an sich in Europa einzubürgern.

Von den wildwachsenden Pflanzen Paraguays, soweit sie für den Menschen von Nutzen sind, mag schließlich noch die Tacuara, ein bis 15 m hohes und armstarkes, sehr dauerhaftes Rohr genannt werden; es ist der amerikanische Bambus, welcher zu Hausbauten, als Querholz zu Zäunen, Ruderstangen rc. rc. bequeme Verwendung findet. Die Tacuara wächst an vielen Stellen, meist an Flußufern; in besonderer Menge fand ich sie am oberen Paraná und im Stromgebiete des Jejui.

Vermuthlich nicht wild, sondern verwildert habe ich im Gran Chaco den Baumwollenstrauch gesehen, während der Kaffeestrauch, ein regelmäßiges, fruchttragendes Waldgewächs in einigen Theilen Brasiliens, mir in Paraguay in verwildertem Zustande nicht bekannt geworden ist. —

Von den Culturpflanzen sind zunächst die zu nennen, welche zur Erhaltung des Menschen dienen; es sind dies in erster Linie

folgende drei: Mais, Manioc, Bohnen, deren jedes in mehrfachen Arten vorkommt. Die beiden ersten sind sicher amerikanischen Ursprungs, die dritte vermuthlich in einigen Arten. Der für das subtropische Südamerika so wichtige Manioc, der dort schwer zu entbehrende Stellvertreter der Kartoffel, ist eine etwa 1 m hohe Staude, deren zerhackte Stückchen zugleich die Saat bilden. Diese Staude setzt 2—5 Wurzeln an, im ersten Jahre von der Größe und Gestalt großer gelber Rüben, im zweiten von Armeslänge. Diese Wurzeln werden geschält und gekocht oder in der Asche geröstet genossen; sie sind im Geschmack angenehm, der mehligen Kartoffel ähnlich, etwas härter aber nahrhafter, und geben wie diese ein sehr beliebtes Stärkemehl, den almidon, der bis Buenos Aires versandt wird. Von dem Mais (abbatí G.) hat man hauptsächlich zwei Arten: den weißen harten (a. tupi), der als Pferdefutter dient und von allen Paraguayern zu ihrem Lieblingsessen, den Maisgraupen (locro), verwendet wird, und den gelben weichen (abbatí morotí); letzterer giebt ein ausgezeichnetes Mehl, aus welchem die Ausländer sich meist ihr Brot backen und sonst noch viele Gerichte zubereiten. Die Paraguayer verzehren ihn vielfach geröstet, in einzelnen Körnern oder in Kolben; um aber diese „Zwiebäcke von Paraguay", wie sie scherzweise genannt werden, wohlschmeckend zu finden, muß man schon einen sehr gereizten Hunger als Zukost mitbringen. Dagegen geben die fast reifen Kolben (November—December) kurz vor der Ernte, gekocht oder am Feuer leicht geröstet, ein sehr wohlschmeckendes, leicht abführendes Essen, Maiz choclo (abbatí ghŷ). Die Maisstauden erreichen eine Höhe bis zu 3 Meter; die Blätter werden auch als Grünfutter für Pferde und Kühe verwendet. Von den Bohnen sind mir 4 Arten bekannt, von denen zwei auch als grünes Gemüse genossen werden können; alle geben sie überaus wohlschmeckende und sehr nahrhafte Körner, besonders die poroto de manteca, eine Stangenbohne.

Beliebte und allerorts cultivirte Nahrungsmittel sind ferner: 1) Die Batata, von den Deutschen vielfach in Folge der Aehnlichkeit „süße Kartoffel" genannt, indessen kein Solance, sondern ein Rankengewächs, dessen große wohlschmeckende Wurzelknollen wie unsere Kartoffeln genossen auch zur Bereitung von Compot (Dulce) verwendet werden. 2) Mani oder Mandubí, eine Erdnuß, die überaus reichliche Ernten giebt, keinen Boden verschmäht und von großem Wohlgeschmack ist, namentlich wenn man sie leicht röstet; auch läßt sich gutes Speiseöl aus diesen Mandeln gewinnen. 3) Mehrere Sorten Kürbis, von denen einer einen kartoffelähnlichen Geschmack hat; sie wachsen in großem Format und sind sehr nahrhaft. 4) Die Kartoffel, freilich nur auf leichtem Boden und selbst dann mit wässeriger, obwohl großer Frucht, zum Verkauf in-

dessen sehr geeignet, da sie selbst in geringerer Beschaffenheit in Asuncion dem Manioc vorgezogen wird. — Der Reis (Bergreis) wird nur erst sehr vereinzelt gebaut.

Von den Obstarten ist die Apfelsine bereits genannt worden: der Apfelsinenhain (naranjal) bildet die freundliche, Schatten und Frucht spendende Umgebung fast aller ländlichen Häuser Paraguays. Auch wenn dieses Haus längst zur Ruine zerfallen ist, legt der naranjal noch Zeugniß von dem ehemaligen Wohlstand ab und erquickt, bisweilen in tiefster Einsamkeit, den Wanderer. Die Größe der Bäume und die Beschaffenheit der Früchte kann zugleich den Kundigen über die Güte und Feinheit des Bodens aufklären.

Die Rebe giebt schon im zweiten Jahre sehr reichliche Trauben; man zieht sie lediglich nach italienischer Weise in Lauben; sie dicht am Boden zu ziehen, würde sich der zu großen Hitze wegen verbieten und wohl auch die Trauben den Ameisen 2c. zu sehr aussetzen. Außer einer gewöhnlichen, saftigen, aber zum Keltern vermuthlich wenig geeigneten Traube (eine Art „Gutedel") pflanzt man jetzt auch mit Erfolg die französische Moscatel-Rebe, welche zweimal im Jahre, Anfang Januar und Ende März, Frucht bringt. Versuche, Wein zu keltern, sind neuerdings nicht gemacht worden, wenigstens ist mir nichts davon bekannt; der Paraguayo versteht nichts vom Wein, und die wenigen im Lande lebenden Fremden haben die hierzu nöthigen Anlagekosten noch nicht daran wagen wollen. Doch erscheint es mir zweifellos, daß bei dem vortrefflichen Material ein Versuch, Wein zu keltern, gelingen würde. Abgesehen von dem Apfelsinenwein, der eine Zeitlang von einem Deutsch-Oesterreicher in der Colonie San Bernardino bereitet wurde, aber nicht nach Jedermanns Geschmack war, habe ich einen, aus einer mir unbekannten Waldfrucht fabricirten „Wein" getrunken, der einem guten Burgunder im Geschmacke nahe kam. Ueber die Wirkungen kann ich nichts aussagen, da es sich nur um eine ganz kleine Probe handelte.

Die nahrhafteste aller Obstarten, die Banane, eigentlich der tropischen Zone angehörig, gedeiht in Paraguay noch ganz leidlich, wennschon sie gelegentlich erfriert; die Frucht ist etwas klein, aber sehr wohlschmeckend. — Die Ananas giebt gleichfalls eine schöne Frucht, wenn sie auch mit den im tropischen Brasilien erzeugten nicht zu vergleichen ist. Die Melonen stehen hinter den im mittleren Argentinien gezogenen an Wohlgeschmack und Größe zurück; nur die Wassermelone (sandia) gedeiht vorzüglich und giebt Früchte bis zum Gewicht von 25 kgr. Pfirsiche wachsen in großen Mengen, doch sind die Früchte gering, unansehnlich und meist von Würmern bewohnt. Mit der Anpflanzung von

Obstarten, welche der mittleren gemäßigten Zone angehören, werden jetzt hie und da Versuche gemacht, namentlich erwirbt sich der deutsche Vice-Consul, Herr Heinrich Mangels, nach dieser Richtung ein Verdienst. Diese Bemühungen sind noch nicht zum Abschluß gediehen, doch hat es den Anschein, als würde es kaum gelingen, den Apfel in jenen niedrigen Breiten einzubürgern; auch mit der Birne ist mir's zweifelhaft, größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens bietet die echte Kastanie, der Mandelbaum und die Wallnuß. Ziemlich sicher ist es, daß zwei sehr werthvolle Früchte, welche in der alten Welt der subtropischen Zone angehören, sich in Paraguay werden mit Erfolg ansiedeln lassen, die Dattelpalme und die Olive. Die von Herrn Mangels gesäeten Dattelpalmen entwickeln sich vortrefflich und geben bereits im vierten Jahre Früchte, auch die von ihm gepflanzten Oelbäume lassen nichts zu wünschen. Abgesehen von den dankenswerthen Bemühungen des genannten und einiger weiterhin zu nennenden Herren ist offenbar nach dieser Richtung in Paraguay bis jetzt noch sehr wenig gethan worden, und dem unternehmenden Gärtner bietet sich hier ein interessantes und lohnendes Versuchsfeld.

Die beiden im neuen Continente einheimischen Culturpflanzen, welche in Paraguay vortrefflich gedeihen und in nicht ferner Zeit vermuthlich als Exportartikel ihren Rang neben der Yerba behaupten werden, der Tabak und die Baumwolle, bedürfen noch sehr der eifrigen Cultur bezw. besseren Behandlung. Der Tabak giebt ein ausgezeichnetes Product, aber die Paraguayos geben sich noch nicht die geringste Mühe mit einer genügenden Fermentirung; so kommt die Waare sehr billig in den Handel. Der Preis, den der Bauer beim Kaufmann dafür erhält, ist je nach Beschaffenheit und Entfernung 1—5 M. für die Arrobe von 12 kgr. Im Jahre 1883 wurden ungefähr 200,000 Arroben (à 12 kgr) im Werthe von ca. 1,200,000 M. exportirt; der Wohlstand einiger Districte beruht lediglich auf dem Tabaksbau, aber den Hauptgewinn davon haben jetzt nicht die Bauern, sondern die Zwischenhändler und Exporteure.

Die Baumwolle Paraguays wird von allen Kennern als ein vorzügliches Product gerühmt und von den fleißigen Frauen des Landes gesponnen und verwebt. Der Baumwollenstrauch bringt schon im ersten Jahre Frucht, erreicht die Höhe von $1/2$—2 m und trägt 6—8 Jahre lang; dann muß er durch neue Pflanzen ersetzt werden. Die Pflanzung erfordert 2—3malige jährliche Reinigung von Unkraut; die Arbeit des Pflückens muß einige Monate lang (Januar—Juni) täglich gethan werden, aber sie ist leicht, schon Kinder kann man dazu verwenden. Den Gedanken, die Baumwolle in größeren Pflanzungen zu cultiviren und

zum Exportartikel zu gestalten, hat meines Wissens Karl von Gulich zum ersten Male ausgesprochen. Dann hat der in der Colonie S. Bernardino wohnende ehemalige Hamburger Carl Coryn die Sache praktisch in die Hand genommen und eine größere Pflanzung angelegt; ihm folgten eine Anzahl anderer Colonisten, nachdem die Bank von Paraguay sich verpflichtet hatte, für die Arrobe (12 kgr.) ungereinigte Baumwolle 1 Pat. (= 4 M.) zu zahlen. Die Arbeit der Reinigung von den Kernen wird mit diesen selbst bezahlt, da sie bekanntlich ein ausgezeichnetes Oel geben. Vermuthlich wird der Wohlstand des Landes später auf der Baumwollencultur begründet werden, denn diese Pflanze gedeiht dort in jedem, besonders auch in dem ganz leichten Boden, wie sie denn auch in verwildertem Zustande noch Wolle giebt.

Kaffeepflanzungen, die ein erträgliches Resultat geben, habe ich nur in der Nähe von Asuncion in Trinidad, Recoleta und Limpio gesehen; die Pflanzung des Piemontesen Sartorio am Aguaray-mi (s. unten) ist noch in der Entstehung begriffen. Der Kaffee verlangt guten Boden und ist gegen Frost überaus empfindlich. Nun wirkt die Nähe der beiden großen Ströme aber, welche aus den geringeren Breiten gewaltige Mengen lauwarmen Wassers herabwälzen, im Winter temperirend; deshalb sind die bis ca. 1 Meile von den Strömen entfernten Ländereien die günstigsten Orte für Kaffeepflanzungen. In kleinem Maßstabe (20—30 Sträuche) findet man den Kaffee vielfach in den Gärten, selbst in den südlichen Theilen des Landes, dennoch ist das geringe Bedürfniß des Landes noch lange nicht gedeckt. Da nun der paraguayische Kaffeestrauch ein vorzügliches feinschmeckendes Product giebt, so würde er sich auch wohl zum Export eignen, selbst bis Europa, und man könnte Jeden zu erneuten Versuchen, Kaffee zu pflanzen, ermuthigen, natürlich nur denjenigen Colonisten, der so situirt ist, daß er 3 Jahre auf die erste Ernte warten und dann ein etwaiges Mißlingen verschmerzen kann. Unter der Calamität unzeitiger Nachtfröste leidet auch die unter gleicher Breite gelegene brasilische Provinz Sao Paolo, das kaffeereichste Land der Welt; im letzten Jahre ist dort fast die ganze Ernte erfroren, wie man mir sagte; dennoch wird dort nach wie vor mit Gewinn Kaffee gebaut. Wer in Paraguay Kaffee pflanzen will, suche einen vor Südwinden geschützten, nach N.-O. zu offenen Abhang von reichem, tiefem Humusboden, möglichst von Bäumen umgeben und mit einzelnen Bäumen besetzt.

Vainille habe ich nur einmal in Paraguay wachsen sehen, nämlich in der Capilla von Rosario; es war dies aber eine geringere Art, sogen. Vainillon. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man auch die besseren

Arten aus den tropischen Theilen Amerikas mit Erfolg in die wärmsten Gegenden Paraguays verpflanzen könnte; jedenfalls hätte man dann ein Product, welches wegen seines zum Volumen verhältnißmäßig hohen Werthes den weitesten Transport vertragen würde.

Weniger günstig gedeiht in Paraguay die von der Westküste stammende Kartoffel; sie giebt nur, wie schon bemerkt, auf leichtem, etwas gedüngtem Boden eine Frucht, welche, trotzdem sie wässerig und nach unserem Geschmack wenig werth ist, dennoch gesucht und gut bezahlt wird, so daß der Anbau, wenn man den richtigen Boden hat und des Absatzes sicher ist, immerhin lohnt. Die Saat wird besser durch neu eingeführte ersetzt.

Der Feigencactus (tuna) wächst nur ganz vereinzelt im Lande wild; die Paraguayos verschmähen seine saftigen Früchte. —

Eins der werthvollsten und nährstoffhaltigsten Producte endlich, der Cacao, ist meines Wissens noch nicht mit Erfolg außerhalb der tropischen Theile Amerikas angebaut worden. Versuche in Paraguay, natürlich nur in den nördlichen Gegenden bezw. dicht am Rio, würden immerhin einigen Erfolg als möglich erscheinen lassen. Der Verbrauch an Cacao bezw. Chocolade im Lande selbst ist fast noch gleich Null.

Unsere europäischen Gemüsearten gedeihen wohl alle mehr oder weniger gut, wenigstens auf dem rothen und dem leichten schwarzen Boden. Nur in den 3—4 heißesten Monaten, December—März, werden die Pflanzen, wenn man ihnen keinen Schatten und gelegentliche Bewässerung verschaffen kann, meist von der Hitze getödtet.

Von den Futterkräutern wird außer dem schon genannten grünen Mais mit Erfolg und Vorliebe Luzerne (alfalfa) gebaut, deren Cultur sich gut bezahlt macht. In den größeren Orten, namentlich in Asuncion, wird die Arrobe (12 kgr) trockener Alfalfe mit M. 1,60 bezahlt. Doch erfordert die Alfalfa schweren rothen oder gedüngten leichten Boden und viel Arbeit, um sie von Unkraut rein zu halten.

Die Fauna des neuen Continents verglichen mit der des alten charakterisirt sich bekanntlich durch den Mangel an großen interessanten Arten unter den Mammalien und durch einen üppigen Reichthum der Vogel- und Insekten-Species. Die sogenannten „wilden Thiere“ bereiten dem Deutschen nicht viel Kummer; der amerikanische Tiger (der in Amerika unbekannte Ausdruck Jaguar ist aus dem Guarani-Namen des Tigers Jaguá-reté, d. i. „Körper des Hundes“, gebildet), der namentlich in den einsameren Gegenden noch in großer Anzahl sein Jagdgewerbe treibt, ist scheu und wird einen reisigen Menschen nicht leicht angreifen; die Unglücksfälle durch Tiger, welche mir berichtet

wurden, bezogen sich immer auf schlafende Menschen. Ich selbst habe bei meinen vielen Ritten in der Einsamkeit nur einmal zwischen San Joaquin und San Tani einen Tiger gesehen, er sprang etwa 15 Pferdelängen vor mir im Gras auf und eilte mit langen Sätzen dem nahen Walde zu. Wo der Tiger den jungen Heerdenthieren (an erwachsene wagt er sich nicht heran) Gefahr bringt, stellt man ihm mit dem Gewehr, mit Fallen oder am sichersten mit vergiftetem Fleische nach. Von dem amerikanischen Löwen, der ebenfalls in Paraguay zu finden ist, soll dem Menschen niemals, wohl aber gelegentlich den Heerden Gefahr drohen. Auch die große Fuchsart (aguâra guazú G.) von der Größe eines Neufoundländers wird Kälbern gefährlich. Uebrigens kann das Raubthierzeug seinen Hunger noch an dem reichlich vorhandenen Wild stillen. Hirsche und Rehe sind in den weniger bevölkerten Theilen in Massen vorhanden; dazu kommt das Wasserschwein (carpincho), der Tapir (gran bestia; — mborevi G.), das Wildschwein und mehrere Affenarten, welche letztere, so drollig und freundlich sie sonst sind, man des großen Schadens wegen, den sie den Maispflanzungen anthun, verfolgen muß.

Am auffallendsten pflegt dem Auge des Europäers der meist in kleineren Gruppen vereinigte, mit unnahbarer Eile flügelschlagend über die Grasflächen laufende amerikanische Strauß zu sein (avestruz, — ñandú. G.); er findet sich überall in minder bewohnten offenen und ebenen Gegenden. Schon einige Meilen hinter Paraguarí auf dem Wege nach Acahaý sah ich Gruppen dieser imponirenden Vögel; zahlreich sind sie in den Misiones und auf dem Wege vom Aquidabán nach San Salvador. Da man Nester bis zu 50 Stück mitten im Camp findet, so ist anzunehmen, daß die Straußinnen sich die gewiß langwierige Arbeit des Brütens durch Gesellschaft zu verkürzen suchen. Doch wird diesen Nestern nachgestellt, zunächst natürlich von dem gefährlichsten Raubthier, dem homo sapiens. Da eine Familie mäßigen Umfanges von einem Straußenei eine ausreichende Eierspeise bereiten kann und der Geschmack, namentlich des Gelben, ganz angenehm ist, so lohnt das Eiersuchen in diesem Falle. Vermuthlich wissen auch die Füchse den Genuß dieser Eier zu schätzen. Eine seltsame Beobachtung machten wir auf der Estancia Coba-cué nördlich von Aquidabán; ein Peon fand ein Nest mit 42 Straußeneiern und raubte zunächst, soviel er zu Pferde ohne vorbereitet zu sein, fortbringen konnte, etwa 6 Stück, von denen ich eins mit mir nahm, während einige andere im Haushalt verwendet wurden. Als er nach 2 Tagen abermals dorthin kam, um den Rest des Nestes auszuheben, fand er die Masse bis auf einige

wenige spurlos verschwunden. Die Möglichkeit, daß andere Menschen den Raub ausgeführt hätten, ist bei der völligen Verlassenheit jener Gegend ausgeschlossen; gefräßige Raubthiere würden Spuren der Verwüstung zurückgelassen haben; es bleibt nur die eine Erklärung, daß die braven Straußinnen, nachdem sie den Diebstahl bemerkt haben, vielleicht mit Hilfe ihrer Ehegatten, die Eier entfernt haben. Bekanntlich beweisen auch die Hühner im Wegschaffen der Eier ein großes Geschick.

Die Federn des amerikanischen Straußes haben nicht den Werth der des afrikanischen, kommen aber doch in den Handel und gehen als Putzfedern bis Europa; aus dem Fell verfertigen sich die Indianer des Gran Chaco einen festen Schlauch oder Sack.

Der Strauß ist der interessanteste und massigste Repräsentant der bunten paraguayischen Vogelwelt; nächst ihm an Größe kommt der Tuyuyú, ein dem Pelikan ähnlicher, schneeweißer Wasservogel, dessen Fleisch gerühmt wird; die sonstigen überaus zahlreichen, zum Theil wunderbar gestalteten und köstlich befiederten Bewohner der Sümpfe und Gewässer kann ich nicht aufzählen; entzückt hat mich stets die pato real („Königsente") mit prachtvoll rosarothen Federn.

So mannigfaltig wie in den Gewässern ist die Vogelwelt in den Wäldern: die Buntheit des Gefieders, die prachtvoll leuchtenden Farben und wunderbaren Formen der großen und kleinen Vögel sind dem Reisenden stets von Neuem ein Gegenstand der Bewunderung. Am meisten fesseln uns die verschiedenen Papageienarten, von den großen Arras bis zu den kleinen von der Größe eines stattlichen Sperlings. Alle Papageien lassen sich zähmen, werden dann liebe und freundliche Genossen der Menschen und haben von allen Vögeln die menschenähnlichsten Manieren; fast alle lernen, jung in die Lehre genommen, einige menschliche Worte und führen die Speisen stets mit den Füßen zum Munde; sie sind die Affen der Vogelwelt. Von den sonstigen gefiederten Waldbewohnern erwähne ich den lieblich gestalteten und gefärbten Cardinal, weit anmuthiger als die Exemplare, die mir in Bahia unter dem gleichen Namen angeboten wurden; ferner den Tucá mit seinem ungeheuren Schnabel.

Das Gefieder jener Wald- und Feldbewohner zeigt eine Pracht, von der wir Bewohner der höheren Breiten des alten Continents uns keine Vorstellung machen können; aber die Natur ist ewig gerecht, jenen verlieh sie den Glanz und die Fülle und versagte ihnen der Lieder süßen Mund: die paraguayische Vogelwelt ist stumm, oder schlimmer als stumm: gerade den Schnäbeln der am schönsten gefiederten Zweifüßer entschlüpfen nur häßlich rauhe Töne. Allerdings ist mir der Name der

Nachtigall (ruiseñor) genannt und eine Beschreibung gegeben worden, die etwa zutreffend war; aber es ist mir nie gelungen, die Singstimme eines Vogels in Wald und Flur zu erlauschen.

Häßlich von Gestalt, mißtönig von Stimme, aber sehr nützlich und allein von allem Gethier in Paraguay durch das Gesetz geschützt ist der Cuervo, eine Art Aasgeier, der sich in großen Schaaren sofort auf jeden Cadaver niederläßt und ihn verzehrt, so daß die Luft sehr selten vom Leichengeruch gestorbener Thiere verpestet wird.

Der König der Reptilien ist das amerikanische Krokodil, in Paraguay yacaré genannt, der seinem Bruder der alten Welt nicht an Größe, wohl aber an Gefährlichkeit nachsteht; man trifft sie in der Nähe aller großen Gewässer; wer an einem sonnigen Tage bei flachem Wasser auf dem Rio Paraguay fährt, kann sie in unglaublichen Massen schlafend am Ufer lagern sehen. Beim Anblick des Menschen ergreifen sie eilig die Flucht, und ich habe nicht gehört, daß sie etwa einem Badenden gefährlich geworden wären. Die Lengua im Gran Chaco essen das Fleisch dieser Krokodile! Eine ca. 1 Meter lange Eidechse findet sich allerorts im Lande; sie stiehlt Eier und stellt jungem Federvieh nach; überhaupt ist sie tapfer: ich sah wie sie meinem schnell herantrabenden Pferde gegenüber, als sie nicht mehr ausweichen konnte, sich in Angriffsstellung setzte. Die stehenden Gewässer und feuchten Wiesen sind angefüllt mit Fröschen, Unken, Molchen, Eidechsen aller Art, welche am Abend ein höchst spaßhaftes Concert aufführen, bei dem ein Capellmeister genau dem Tact angiebt. Die Insectenwelt, von unglaublicher Mannigfaltigkeit, vervollständigt die Stimmen und übernimmt gewissermaßen die Rolle der Streichinstrumente. Nicht ungefährlich sind die Schlangen; an giftigen Species ist in Paraguay kein Mangel; man schützt sich vor ihnen, indem man die Umgebung der Wohnungen frei von Gestrüpp hält, — auf kurzem Rasen oder glattem Erdboden halten sie sich ungern auf, — und in das hohe Gras oder den Busch nur mit hohen rindsledernen Stiefeln geht; übrigens ist es unter allen Umständen räthlich, ein Mittel gegen Schlangenbiß zur Hand zu haben. Fehlt ein solches Antidot, so sauge man die Wunde sofort aus und brenne sie aus. Die Klapperschlange soll vorkommen, doch habe ich keine gesehen, dagegen habe ich schlimme Giftschlangen anderer Art etwa 5—6 Mal zu Gesicht bekommen, man tödtet sie mit dem Hiebe der Reitpeitsche, wenn man keine andere Waffe zur Hand hat; sonst ist es nützlich, immer ein langes Messer mit sich zu führen. Im Osten und Norden kommt auch die Boa vor. Ich habe einmal am Aguaray und einmal in den Yerbales von San Joaquin Schlangen gesehen, deren

Länge ich auf ca. 5 m schätzte und ihre Dicke an ihren dicksten Theilen etwa von dem Umfange eines Oberschenkels. Die Leute behaupteten mehrfach, daß eine solche Schlange einen Stier zu zermalmen im Stande sei, doch fand ich Keinen, der es wirklich gesehen hatte; dergleichen Angaben sind mit weisem Mißtrauen aufzunehmen. Die in den Gewässern ziemlich zahlreich lebenden großen Schlangen gelten für ungefährlich, dagegen giebt es unter den Fischarten der größeren Gewässer zwei sehr schlimme und menschenfeindliche: die Palometa und die Raya. Jene, ein mäßig großer runder Fisch, benutzt seinen mit spitzen langen Zähnen besetzten Rachen, um dem Badenden mit großer Dreistigkeit ein Stück Fleisch oder ein Glied zu rauben. Doch meine ich, daß, wer sich heftig im Wasser bewegt, vor diesem Räuber noch ziemlich sicher ist. Die Raya hat einen langen, mit einem spitzen Stachel, etwa von der Länge eines Zeigefingers, besetzten Schwanz; wen sie mit diesem giftigen Stachel verwundet, der soll unsägliche Schmerzen zu ertragen haben, auch soll die Wunde nur sehr schwer heilen. Die Furcht vor diesen Fischen bei den Paraguayern ist eine sehr tiefgehende und allgemeine, der Anblick des Thieres ist ein unheimlicher; doch ist man in allen kleinen Wässern sicher vor ihnen, und ich persönlich habe, so oft ich mich in den beiden großen Strömen badete, nichts zu leiden gehabt. Diese Ströme bergen außerdem noch zahlreiche Fische von großem Wohlgeschmack, auf welche man indessen in Asuncion kein großes Gewicht legt; Feinschmeckerei ist nicht das Laster der Paraguayer.

Unter der Insectenwelt fällt auch dem Laien die Mannigfaltigkeit der Käfer, die Größe und Schönheit der Schmetterlinge auf; namentlich in den Urwäldern flattern große Schaaren prachtvoll blauer Schmetterlinge, wogegen man sehr wenig Raupen entdecken kann. So sehr indessen der Entomologe wissenschaftlich in Paraguay in Anspruch genommen wird, der nicht wissenschaftliche Beobachter wird pathologisch noch weit schneller und intensiver interessirt. In der That, die Insectenplage ist wie in allen tropischen und subtropischen Ländern in Paraguay vorhanden, ob etwas mehr oder weniger, als anderwärts unter gleichen Breiten, vermag ich nicht anzugeben, da ich andere Länder desselben Klimas nur flüchtig kenne. Leugnen kann man die Sünden der Insectenwelt nicht, aber so ärgerlich sie auch zu Zeiten sind, sie lassen sich noch immer ertragen und machen den dauernden Aufenthalt dort keinesfalls unmöglich. Am gefürchtetsten und verrufensten sind die Mücken (mosquitos); in der That, wer sie an einem windstillen schwülen Sommerabend am Rio Paraguay in ihrer ganzen Menschenfreundlichkeit, Fülle und Arbeitsamkeit kennen gelernt und ihre Wirkung in schlafloser Nacht

am eigenen Leibe erfahren hat, der wird sie wohl nie wieder vergessen. Nun ist zu bemerken: die Mücken sind weder überall noch zu allen Zeiten des Jahres noch zu allen Stunden des Tages zu finden. Es giebt Orte genug, wo man nie etwas von den Mücken spürt, und man kann bei Anlegung des Wohnhauses hierauf achten; bei Südwind verstecken sie sich, ihre Arbeitsstunden, selbst an ihren gewöhnlichsten Aufenthaltsorten, sind die nach Sonnenuntergang bis gegen Morgen, so daß man sich durch einen sogen. mosquitero, ein Mückennetz aus feiner Gaze, welches über das Bett gehängt wird, schützen, oder auch den ganzen Raum durch Fenster von Drahtgaze absperren kann. Hauptsächlich sind sie in der Zeit November—Februar zu bemerken und zeigen sich in den übrigen Monaten nur bei anhaltend heißem windstillen Wetter. Am peinlichsten habe ich die kleinen Blutsauger im Gran Chaco und auf dem Rio Paraná in der Breite zwischen Lapaz und der Stadt Paraná bemerkt. Die zahlreichen anderen blutgierigen Mücken und Fliegen, welche hauptsächlich im Frühjahr October—December thätig sind, beschränken sich jetzt auf die großen zusammenhängenden Walddistricte des N.=O, und sind auch dort dem Vieh peinlicher als dem Menschen. Allerdings mußte ich den Kummer erleben, daß mein Pferd Anfang December 1884 auf dem Ritt durch die Urwälder von Cuaguazu und San Joaquin ꝛc. ganz furchtbar durch einige große Fliegenarten litt, bis ich ihm dadurch Erleichterung verschaffen konnte, daß ich ihm die empfindlichsten Theile: Kopf, Ohren uud Hals mit einer Mischung aus Glycerin und Carbol bestrich, welche das Ungeziefer fern hielt. Diese Mischung wird von den Viehzüchtern Argentiniens zur Desinficirung der Wunden ihres Viehes mit Erfolg angewendet.

Den nächst schlechten Ruf unter dem Ungeziefer (bichos) genießt der bei uns unbekannte „pique“, von den Deutschen Sandfloh genannt. Das ziemlich kleine Insect bohrt sich in das Epiderm der Füße bei Menschen und Thieren und setzt allmählich seine Eier ab. Von dem Einbohren haben die meisten gar keine und Niemand eine schmerzliche Empfindung; erst in dem Maße, wie das Insect durch Eierbildung zunimmt, beginnt es sich fühlbar zu machen, und dann wird jeder aufmerksame und reinliche Mensch es entfernen oder von kundiger Hand entfernen lassen; man pflegt diese Operation nach einiger Uebung mit Hilfe einer Nadel oder eines spitzen Messers zu erlernen, und sie ist in den meisten Fällen schmerzlos. Nun sind freilich nicht alle in den tropischen Ländern wohnenden Deutschen verständig und reinlich genug, und wer diese kleinen Parasiten sich in Masse vermehren läßt, kann seine Unsauberkeit mit vielen Schmerzen büßen. Peinliche Sauberkeit

des Fußbodens und der Umgebung der Wohnungen mindert die Gefahr der Pique sehr, welche in Kehricht, Abfall 2c. brüten; die Einheimischen und die längere Zeit im Lande Lebenden pflegen nur sehr wenig von ihnen zu leiden, am meisten fallen sie den Neuling an, und sie können den Ungewohnten im Anfang wohl zur Verzweiflung bringen; deshalb will ich auch ein von mir angewandtes und approbirtes Mittel nicht unerwähnt lassen. Man trägt in den Laplata-Ländern gern als Schuhwerk die alparjate, leichte Leinwandschuhe mit Sohlen aus Hanfgeflecht; es empfiehlt sich, diese Sohlen mit Theer zu tränken und dann einige Tage trocknen zu lassen, um in ihnen ein gutes, freilich nicht völlig sicheres Schutzmittel gegen den Pique zu haben. Ueberhaupt ist Bestreichen des steinernen oder lehmeren Fußbodens mit Theer ein treffliches Schutzmittel gegen alle Bichos. Mit allem sonstigen, auch uns im Sommer wohlbekannten sechsfüßigen Gelichter, das nach Menschenblut dürstet, wird man um so eher fertig, je engere Bundesgenossenschaft man mit der Reinlichkeit schließt, die ja überhaupt im heißen Klima eine noch viel strengere Forderung des Wohlbefindens wird, als selbst bei uns.

Weniger feindlich benimmt sich das Insectenvolk der Pflenzenwelt gegenüber; die Phylloxera und der Colorado-Käfer haben Paraguay noch nicht heimgesucht, die Heuschrecke kommt ab und zu, aber weit seltener als in Argentinien; während meiner Anwesenheit ist mir von Heuschreckenfraß nichts bekannt geworden. Schlimm ist die Ameise, d. h. die eine raubgierige Art „Ysaú“ genannt. Wo sie haust, erkennt man ihre Verwüstungen schnell, sie frißt junge Pflanzungen, die Rinde und Blätter vieler Bäume auf und schleppt den Mais aus der Wohnung fort. In Brasilien soll man ein Mittel gefunden haben, sie durch Einpumpen von Schwefeldampf in ihren Bau zu vernichten. Die zahlreichen anderen Ameisensorten erweisen sich nicht als schädlich; natürlich muß man fette und süße Stoffe vor ihnen schützen.

Die Hausthiere Paraguays sind im Wesentlichen die nämlichen wie in Europa, nur ist ihre Zucht, Behandlung und Bedeutung etwas von der bei uns üblichen verschieden. Während wir dem neuen Continente den Puter, der jetzt noch als häufiges Wild in allen Wäldern desselben anzutreffen ist, als einziges Hausthier verdanken, brachten die Eroberer zuerst Rindvieh, dann Pferde, Esel, Geflügel, Schafe, Schweine, Ziegen hinüber. Keins dieser Thiere hat sich in den grasreichen Ebenen des Laplata-Gebietes so wohl fühlen gelernt und bei Festhaltung der guten Rasse-Eigenthümlichkeiten so vermehrt, wie das Rindvieh; es gedeiht bis weit in den Tropengürtel hinein ganz vortrefflich, entwickelt sich schnell

und dient fast allerorts noch als alleiniges Zug- und Arbeitsvieh; in Matto Grosso, wo die Pferde theuer sind, werden junge Ochsen sogar zum Reiten verwendet. Die Kuh wirft in Paraguay vom vollendeten zweiten Jahre an jedes Jahr ein Kalb; für die Heerde ist kein Stall nöthig, man treibt das Milchvieh jeden Abend, die übrigen Glieder der Heerde einige Male der Woche in einen Pferch (Corral), sondert jene des Nachts von den Kälbern, um sie morgens melken zu können, und überläßt es ihnen im Uebrigen, sich ihr Futter selbst zu suchen. Nur Salz muß man ihnen etwa 2—3 Mal im Monat füttern, sofern der Camp nicht genügend salzhaltige Stellen aufweist; solche Salzlecken (Barreros) gelten deshalb mit Recht als ein besonderer Vorzug des Campes, dem man zur Viehzucht benutzen will; denn auch Schafe, Ziegen und Pferde wollen das Salz nicht entbehren. Der Viehreichthum Paraguays zu Zeiten des Francia und Lopez I. muß ein enormer gewesen sein; dann hat der mörderische Krieg denselben fast völlig vernichtet, und seitdem ist der Bedarf des Landes trotz beständiger Einfuhr von Süden und Norden noch nicht wieder gedeckt. Doch ist Aussicht, daß dies in kurzer Zeit der Fall sein wird. Die in Paraguay durch Vieh aus Matto Grosso und Corrientes entstandene Mischrasse trägt im Wesentlichen die Merkmale der großhörnigen podolischen Rasse; sie ist ansehnlich, knochig, größer als das deutsche Durchschnittsvieh; man giebt sich jetzt vielfach Mühe, die Laplata-Rasse durch englische Bullen zu veredeln, und wird wohl mit der Zeit auch noch günstigere Milchresultate erzielen. Da man die Kälber ausnahmslos am Leben läßt und den Kühen Extrafutter nicht bietet, so ist der Milchertrag nicht bedeutend und sehr von der Beschaffenheit der Weide abhängig. Selten wird man der Kuh mehr als höchstens 4 Liter abnehmen können. Die Verwerthung der Milch als Käse ist in den bewohnteren und zugänglichen Theilen sehr lohnend und sicher, da der Paraguayer fast alle Gemüse und sein Brot (chipa) mit weißem süßen Käse zubereitet. Wer 30 Stück Vieh, darunter 8 Milchkühe (lecheras) hält, dieselben am Abend zusammentreibt, früh melkt und Käse bereitet, wird von dieser geringen Arbeit, namentlich wenn er sich 1—2 Morgen Land mit Nährfrüchten bepflanzt, bequem leben können. Ein nicht sehr großer weißer Käse wird z. B. in Tacnarál mit 1 Real (M. 0,40) bezahlt. Man rechnet, daß ein in Vieh angelegtes Capital sich mit 20—30 % verzinst, ungerechnet den Milchertrag, der in kleineren intensiveren Wirthschaften etwa 50 %, selbst darüber beträgt. Neuerdings hat auch die Butterfabrikation einigen deutschen Colonisten zu guten Einnahmen verholfen. — Man kauft jetzt in den Misiones gutes Vieh per punta (d. h. heerdenweise, wobei das

saugende Vieh nicht mitgezählt wird) zu etwa 40 Mark pro Stück, in Corrientes zu 24—28 Mark pro Kopf; der fette Schlachtochse und die gute Milchkuh mit Kalb gilt ca. 100 Mark im Einzelverkauf; ein guter Zugochse ca. 100—130 Mark. Rindviehzucht ist augenblicklich noch der erprobteste und sicherste wirthschaftliche Betrieb in Paraguay; doch ist es zweifelhaft, ob man in der Folge die gleich günstigen finanziellen Resultate wird erzielen können.

Die Pferde, welche durch die mannigfachen Farbenschattirungen auffallen (Schweißfüchse, Isabellen, Schecken („overos") und Dunkelbraune („zainos") sind wohl am häufigsten), gedeihen vorläufig noch weit weniger gut in Paraguay als das Rindvieh; die dort einheimische Rasse ist wesentlich kleiner und weniger leistungsfähig, als die in Europa geschätzten und gezüchteten Rassen; dazu kommt, daß seit dem Kriege, angeblich von den Brasiliern importirt, eine den Pferdebestand decimirende Seuche, die mal de cadera, im Lande wüthet: die Pferde werden hüftenlahm („cadera" = Hüfte), fallen zu Boden und verschmachten. Die Ursache dieser, wie man sagt, contagiös ansteckenden Krankheit zu erkennen, war bis jetzt ebenso unmöglich, als man außer Stande war, ein Heilungsverfahren zu finden. Die Krankheit soll hauptsächlich in den heißesten Monaten December—März auftreten, ohne daß sie in den anderen Jahreszeiten ganz ausgeschlossen wäre; indessen giebt es eine ganze Anzahl größerer Districte, namentlich die triftenreiche Gegend von Caapucu, die Misiones u. A., in denen die mal de cadera für völlig erloschen gilt. Daß eine sorgfältige Behandlung der einzelnen Thiere, wie sie auf den größeren Wirthschaften schwer durchführbar ist, die mal de cadera nicht aufkommen läßt, geht aus der Thatsache hervor, daß in den größeren Ortschaften, selbst wenn die Umgegend sehr heimgesucht ist, die Krankheit fast nie Eingang findet. Dies gilt z. B. von Concepcion.

Bis jetzt reicht die einheimische Zucht noch nicht aus, um den Bedarf der Republik an Pferden zu decken, und es werden aus dem rossereichsten Lande Südamerikas, aus der argentinischen Provinz Entrerios, beständig stattliche Pferdeheerden herangetrieben, die bis zu der brasilischen Provinz Matto Grasso hinaufziehen, wo die Verhältnisse der Pferdezucht noch ungünstiger sind.

Will man der vernachlässigten Pferdezucht Paraguays aufhelfen und sie mindestens auf den Stand Argentiniens bringen, so würde nicht nur die Heranschaffung guter Rassethiere, sondern auch eine sorgfältigere Behandlung des heranwachsenden Viehes (zeitiges Körnerfutter ꝛc.) nöthig sein.

Esel sind in Paraguay verhältnißmäßig wenig in Gebrauch und

die vorhandenen sind nicht von hervorragender Rasse; Maulthiere (mulos) werden gut bezahlt und würden sich als Saumthiere an Stelle der schwerfälligen, mit 4—8 Ochsen bespannten Karreten vortrefflich verwerthen lassen. Eine gute „Mule“ gilt 100 M. und darüber. Esel und Maulthiere unterliegen der mal de cadera, wie die Pferde.

Schafzucht ist in Paraguay vor dem Kriege in größerer Ausdehnung betrieben worden; jetzt werden nur so viel unterhalten, als nöthig sind, um den geringen Bedarf des Landes an Wolle zu decken; diese Wolle ist grob und zum Export schwerlich geeignet; indessen giebt es eine Anzahl Gegenden, die zur Schafzucht taugen und eine Veredelung der Rasse lohnend erscheinen lassen. Ziegen als Schlachtvieh werden vielfach unterhalten, aber nur in kleineren Heerden. Schweinezucht ist sehr bequem und lohnend, doch scheint das Schweinfleisch bei den Paraguayern nicht sonderlich beliebt; die im Lande lebenden Fremden züchten und schlachten gern Schweine.

Von dem Geflügel gedeihen besonders die Hühner gut und vermehren sich rapid, da sie oft brüten; auch eine große (türkische) Entenart findet man fast in jedem Gehöft. Gänse und Puten sind selten, obwohl der wilde Vetter der letztgenannten in allen Wäldern lebt.

Die Hauskatze findet sich allerorts; der treueste Freund des Menschen, der Hund, gedeiht ebenfalls, erfordert aber einigen Schutz vor der strengen Hitze des Sommers; gute Rassehunde sind nicht sehr häufig im Lande, beliebt sind diejenigen Arten, welche sich zur Tigerjagd eignen.

VI.

Der paraguayische Mensch.

Als die spanischen Entdecker und Eroberer zum ersten Male ihren Fuß auf das Land zwischen Paraná und Paraguay setzten, fanden sie dasselbe bewohnt von Menschen aus dem Stamme der Guaraní, welche, nach zahlreichen noch heute bestehenden Fluß- und Ortsnamen zu schließen, sich einerseits nach N.-O. bis an die Küste des atlantischen Oceans, andrerseits bis südlich von dem Rio de la Plata in die Gegend von Buenos Aires erstreckten. Dieser Stamm bildet durch seine Charakter-

eigenthümlichkeiten und seine Geschichte ein sehr beachtenswerthes Glied innerhalb der großen amerikanischen Völkerfamilie.

Der amerikanische Mensch, wie groß auch immer die Varietäten innerhalb der Stämme zwischen der Magelhaens-Straße und der Hudsonsbai sind, hebt sich als eine Rasse-Einheit unverkennbar und ganz bestimmt von den sonstigen Menschen-Sippen ab. Allerdings fällt jedem in Amerika Reisenden die mehrfach gemachte Bemerkung auf, daß einzelne Züge im Charakter und Gesichtsausdruck der „Indianer“ — um diesen ungewöhnlich unpassenden, aber kaum noch zu umgehenden Ausdruck anzuwenden — an den mongolischen Menschen erinnern, und daß die von Gobineau als glaubhaft hingestellte Möglichkeit, daß Amerika das Mutterland der gelben Rasse sei, mancherlei Anmuthendes hat; aber zu einem greifbaren, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Resultate wird man hier schwerlich jemals gelangen können, schon deshalb nicht, weil das für den Anthropologen und Ethnographen nöthigste Vehikel, die Sprachforschung, uns hier im Stiche läßt. Dem Amerikaner südlich vom Isthmus ist die Kunst des Schreibens erst von den Eroberern gebracht worden, und auch die Schrift der Mexikaner war stets nur eine Zeichenschrift, keine Lautschrift. Die neueren Idiome sind so völlig verschieden von einander und sollen sich so schnell ändern, daß man sie zu einer gültigen Erklärung der Herkunft der amerikanischen Völker schwerlich jemals wird verwenden können. Wenn somit hier ein ganz fruchtbares Feld für unnütze Phantastereien und ethnologische Tüfteleien vorliegt (natürlich sind von den Keltomanen die Uramerikaner zum Theil schon zu Kelten gemacht worden!), so wird es dienlich sein, wenigstens den ganz spärlichen Thatbestand kurz festzustellen.

Obwohl andere Beweise als die durchgehend gleichartige Beschaffenheit der Haare und der Hautfarbe, sowie die unverkennbare Verwandtschaft der Physiognomie nicht vorliegen, so ist doch an der Rasse-Einheit des amerikanischen Menschenstammes nicht zu zweifeln. Jedem unbestochenen Beobachter hat sich wohl noch diese Ueberzeugung aufgedrängt, und Oscar Peschel bemerkt einmal ganz zutreffend, daß man innerhalb der verschiedensten amerikanischen Stämme stets auf den nämlichen Familientypus treffen und daß ein Uramerikaner dem andern gleiche wie ein Rasse-Jude dem andern. [1]) Diese Verwandtschaft erstreckt sich,

[1]) Der unbefangene und tapfere Reisende Damian von Schütz stellt diese Thatsache für Hoch-Peru in Abrede. Freilich giebt es innerhalb des Rassetypus erhebliche Varianten und Nüancen; aber ich bezweifle, daß man jemals irgend einen Vertreter des amerikanischen Typus für einen Neger, Weißen oder Mongolen halten könnte; Farbe, Haar, Blick des Auges, Haltung, Gesichtsbildung würden uns, so sehr sie auch variiren mögen, doch den Amerikaner sofort melden.

wie gesagt, von Labrador bis Cap Horn. Aber innerhalb dieser großen Sippe ist dem einzelnen Geschwistern und Vettern eine recht verschiedene Erziehung und ein ungleiches Loos zu Theil geworden. Von der erstaunlichen Cultur der Tezcucaner und Azteken mit ihren jetzt noch nicht völlig erkannten und erklärten Baudenkmälern, von dem unheimlich entwickelten, consequent durchgeführten Staatssocialismus der Incas bis zu der theilweise benutzten Entwickelungsfähigkeit der Guarani und von diesen wieder bis zu der Rohheit einiger nordamerikanischer Stämme und der Feuerländer und Patagonier führen Pfade, wie sie länger und steiler die Entwickelung der menschlichen Cultur nur an einzelnen Stellen aufzuweisen hat. In der That bleiben die größten Gegensätze, welche jene Eine Völkersippe birgt, den absoluten Gegensätzen innerhalb der ganzen Menschheit nicht gar zu fern. Zu welcher Stufe der Cultur es die amerikanische Familie in ihren entwickelteren Gliedern am Ende noch gebracht hätte, wenn sie weitere Jahrhunderte ohne Berührung mit den europäischen Menschen geblieben wären, ist freilich eine müßige Frage, aber doch eine solche, deren Beantwortung der denkende Beobachter, wenn er etwa Prescotts lebendige und gewissenhafte Schilderungen oder Felix Oswalds Reisen in Mexico und Centralamerika gelesen hat, nicht völlig wird abweisen mögen.

Unter den „Indianern" Südamerikas kann man mindestens drei größere Gruppen unterscheiden: die Bewohner der Pacific-Küste, die Guarani und die ihnen verwandten Stämme, welche von der Küste des atlantischen Oceans bis zum Rio Paraguay und an einzelnen Stellen wohl noch über diesen hinaus gewohnt haben, und endlich zwischen diesen nach Süden sich erstreckend die Gruppe der sogenannten Pampas-Indianer. Während die Urbewohner Perus aus eigener Kraft zu einer relativ hohen und sehr merkwürdigen Cultur gelangten, während ein Theil des Guarani-Stammes, den Anweisungen der frommen Väter vom Orden Jesu folgend und weiterhin unter dem strengen Regiment der aufgeklärten Despoten Francia und Carlos Antonio Lopez sich zu einer Halbcultur nach europäischem Vorbilde langsam entwickelten, sind die Pampas-Indianer bis heute den Verlockungen des neben ihnen sich gestaltenden europäischen Lebens unzugänglich geblieben und zeigen nicht selten noch eine wilde Grausamkeit, die wohl freilich von Anfang der europäischen Einwanderung an durch die Habgier und Treulosigkeit der Eroberer gereizt und gesteigert worden sein mag.

Wer in persönlichen Verkehr etwa mit den halbcivilisirten Guarani des Staates Paraguay oder mit einem der noch völlig uncultivirten Stämme des Gran Chaco tritt, dem werden folgende Merkmale des

amerikanischen Menschen auffallen: körperlich sind sie normal entwickelt; sie zeigen in der Regel große Kraft, bisweilen auch körperliche Schönheit, doch nur selten Lust zu andauernder Arbeit. Die Stirnbildung verräth hie und da größere Intelligenz. Die Sinne sind durchweg entwickelt, der Gesichtssinn von einer erstaunlichen Schärfe, der Ortssinn dem des Culturmenschen im Ganzen auch weit überlegen. Ihr Eigennutz ist naiv und kindlich, deshalb weniger beleidigend; unangenehmer ist der Mangel an Offenheit, das Hinterhaltige und Lauernde ihres Wesens, die „Treulosigkeit", wie wir es nach unserer Auffassung nennen würden. Daß der amerikanische Mensch überhaupt für die wissenschaftlichen Betrachtungen der Dinge nicht unempfänglich ist, haben die Tezcucaner in Mexico bewiesen, ebenso wie diese auch den Sinn für Kunst und Poesie entwickelt haben; bei den Guaranis ist nach beiden Hinsichten kaum ein Ansatz zu entdecken: sie sind unmusikalisch wie die gefiederten Bewohner ihrer Wälder, von poetischer Veranlagung ist mir nichts bekannt geworden, von Verständniß für bildende Kunst oder auch nur von einer Aneignungsfähigkeit läßt sich in höherem Sinne nicht sprechen, dagegen ist ihre Veranlagung für manuelle Fertigkeiten eine erstaunlich große und beachtenswerthe.

Die Lengua des Chaco gegenüber Concepcion, mit denen ich auf ihrem Grund und Boden mehrere Tage zu verkehren Gelegenheit hatte, können zu der den Guarani verwandten Gruppe gehören, so verschieden auch die Idiome dieser beiden Stämme sind; jedesfalls trennt ihr Charakter sie von den südlich wohnenden Stämmen. Sie sind gutmüthig, zutraulich und liebenswürdig. Sie halten sich Schafe und Ziegen, leben von dem Ertrage ihrer kleinen Pflanzungen und der reichlichen Jagdbeute und verfertigen ohne Anwendung der Töpferscheibe Thongeschirr, welches sie ziemlich roh zu ornamentiren wissen. Aus den Fasern der Pflanze Caraguatá bereiten sie sich überaus feste Reisetaschen und Hängematten, in denen sie ihre geringe Habe, sowie auch ihre kleinen Kinder mit sich führen, wenn sie einmal ihr improvisirtes Strohdach im Stiche lassen, um sich anderwärts mit geringem Fleiße ein anderes flüchtig construirtes Schutzdach gegen Sonne und Regen aufzurichten. Aus der Wolle ihrer Schafe verstehen sie sehr feste, ansehnliche und interessante Gewebe herzustellen, große „ponchos", Umschlagetücher, mit denen sie sich, ähnlich wie die Griechen mit dem himation, geschickt und malerisch zu bekleiden wissen; die Erwachsenen habe ich am Tage auch bei großer Hitze nie unbekleidet gesehen. Die mit roher Spindel gesponnenen Fäden färben sie mit den allerorts in jenen Ländern gewonnenen Pflanzenfarben Issipoyú, Indigo und anderen,

und stellen dann aus ihnen ohne Webstuhl feste Gewebe her. Es ist schwer, aber nicht unmöglich, sich solche Ponchos durch Kauf oder Tausch zu erwerben; Papiergeld nehmen sie nicht, eisernes Kochgeschirr, Feuerwaffen, die sich nur erst vereinzelt bei ihnen finden, vor Allem aber Feuerwasser wird von ihnen gern in Tausch genommen. Zum Schmuck tragen sie Federn in den Haaren, thalergroße Holzklötzchen in den durchlöcherten und unnatürlich erweiterten Ohrläppchen, und Halsbänder von perlmutterähnlichen Muscheln; auch bemalen sie bei festlichen Gelegenheiten die Haut mit bunten Pflanzensäften, während ich von Tättowirung nichts bemerken konnte. Als Waffen benutzen sie Pfeile mit Widerhaken und Bogen, sowie Speere, die sie sich aus den unvergleichlich harten Hölzern ihrer Wälder zu verfertigen wissen. Der weiter abwärts bei Asuncion wohnende Stamm der Paya-guá mustert die Bogen ganz geschmackvoll mit Umwickelung bunter wollener Fäden, doch nicht zum Gebrauch, sondern als Prunkstücke.

Die zwischen dem Rio Paraguay und Paraná im Nordosten der Republik wohnenden Gaynguá habe ich nur flüchtig persönlich kennen gelernt, sie gehören derselben Sippe wie die Guarani an, können sich diesen mit Hilfe ihres Idiomes vollkommen verständlich machen und fangen an, sich nach und nach zu einem seßhaften Leben zu verstehen und die nöthigsten Nährfrüchte selbst zu pflanzen. Einige von ihnen sollen auch das Christenthum bekennen; doch haben sie keine Priester. Ein in San Joaquin an der Grenze des cultivirten Theiles nach der Wildniß zu lebender Paraguayer versicherte mir: sie bekennen Jesum Christum, wollen aber von der heiligen Jungfrau nichts wissen. Welche Bewandtniß es mit dieser nicht-katholischen Auffassung des Christenthums hat, ist mir nicht klar geworden. Uebrigens helfen die Gaynguá bei der Arbeit in den Yerbales und zeigen sich durchweg friedlich und höflich. Ein Trupp derselben, dem ich auf einem völlig einsamen Ritt jenseits San Joaquin begegnete, blieb mit allen Symptomen der Verwunderung und Ehrfurcht stehen, als ich bei ihnen vorbeipassirte; ein Versuch meinerseits, mit Hilfe meiner wenigen Guaraniworte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, führte zu keinem Erfolge. —

Wesentlich verschiedener Herkunft müssen die auf dem rechten Ufer des Parana nördlich von Encarnacion lebenden Guaya-qui sein. Darf man den mehrfach gehörten, zum Theil wohl etwas übertriebenen Berichten Glauben schenken, so besteht jener Stamm aus kleinen verkümmerten, blonden (?) Menschen, von völlig uncultivirter Lebensweise, deren Idiom ihnen einen Verkehr mit den Guarani nicht gestattet; sie sollen auf Bäumen wohnen und nur mit Hilfe von Stöcken, ähnlich wie die Affen,

aufrecht gehen können; Einige dichten ihnen sogar kleine Schwänze an! Was an diesen, mir von verschiedenen Seiten gemachten Mittheilungen wahr ist, bin ich außer Stande ganz bestimmt zu erkennen; die Existenz eines Menschenstammes wesentlich verschiedener Art scheint außer Zweifel, und die Untersuchung desselben auf Körperform, Sprache rc. hin würde nicht ohne anthropologisches Interesse sein.

Wir können annehmen, daß die Guarani bei der ersten Ankunft der Conquistadores in ihrem Lande im Jahre 1525 eine ähnliche Entwickelungsstufe der Cultur eingenommen haben, wie sie jetzt die Lengua und Gayguá noch einnehmen. Die spanischen, vermuthlich mit zahlreichen anderen europäischen Elementen gemischten Entdecker und Eroberer schlugen hier verständigere und friedlichere Bahnen ein, als an manchen andern Stellen der neuen Welt; nach den unvermeidlichen Kämpfen der ersten Begegnung kam es allmählich zu einer Art Verständigung und hie und da zu einer Vermischung. Das Volk der Guarani erwies sich als gelehrig und nahm eine Anzahl Culturelemente der Europäer in sich auf; vielleicht ließen sie damals auch mancherlei von ihrer eigenen geistigen Habe fallen. In großartiger Weise führten diesen Erziehungs- und Assimilirungs-Proceß der Guaranibevölkerung die Jesuiten weiter, denen vom Anfang des 17. Jahrhunderts an die schönen Gaue zu beiden Seiten des oberen Paraná bis zum Tebicuary hin und zu beiden Seiten des oberen Uruguay überlassen wurden; Distrikte, welche heute noch den Namen „las Misiones" führen, und theils zu Paraguay, theils zu Argentinien und Brasilien gehören. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jesuiten hier aufopfernd, mit weisem Verständniß für das Wesen kindlicher Völker und durchaus segensreich gewirkt haben. Mag man ihre Vertreibung in Europa beurtheilen wie man will, die Ausdehnung dieses Verbotes auf das Land ihrer fast zweihundertjährigen erfolgreichen, aber zur Zeit ihrer Vertreibung noch keineswegs abgeschlossenen Thätigkeit war nicht blos ein Akt brutaler Roheit, sondern auch kurzsichtiger Thorheit. Die Franciskaner, welche zum Theil an ihre Stelle traten, waren nicht im Stande, die liegen gebliebene merkwürdige Aufgabe zu lösen, die weltlichen Behörden noch weit weniger, und so wurde ein verständig angelegter, mit tausend hoffnungsvollen Keimen besetzter Garten verödet und zerstört — ein Verlust für immer. Die Culturgeschichte ist zugleich um die interessante Erfahrung ärmer, wie sich der amerikanische Mensch entwickelt haben würde, wenn man ihn nicht mit Zusatz direct importirter europäischer Civilisation, sondern aus seinem eigenen Wesen heraus allmählich reifen und sich läutern läßt. Jetzt liegen jene klimatisch angenehmen Gegenden

von günstiger Bodenbeschaffenheit zum großen Theil öde, und außer der Tradition legen nur einige groß angelegte Bauten noch Zeugniß von der Thätigkeit der frommen Väter ab. Die Mehrzahl der Kirchen, Schulen, Seminare ꝛc. ist bereits wieder eine Beute der Zerstörungslust der Menschen, des Feuers, der Zeit geworden. Gerade in dem Gebiete der ehemaligen Jesuitenmissionen wäre ein fruchtbares Feld für deutsche Colonisationsarbeit!

Wo die europäischen Einwanderer sich auf dem platten Lande ansiedelten, haben Vermischungen mit den Eingeborenen schon aus dem Grunde stattfinden müssen, weil jene nur ausnahmsweise Frauen mitgebracht haben werden. Dieser Zusatz weißen Blutes zu der braunen Rasse hat verschiedene Abstufungen der Mischung ergeben; leidlich europäische Gestalten und Typen traf ich, abgesehen von Asuncion und Umgegend, in dem Theile jenseits des Tebicuary bei Yuty, Caazapa und Villarica; die Bewohner des letztgenannten Ortes — die „Guaireños“, weil sie sich ursprünglich am Wasserfall Guairá am oberen Paraná angesiedelt hatten, dann aber der Feindseligkeit der Indianer nachgebend sich weiter rückwärts festsetzten — gelten für besonders angenehme und freundliche Menschen, eine Thatsache, die sich durch meine Beobachtungen bestätigt fand. Nach den von den ersten Europäern gemachten Ansiedelungen, in denen das arische Blut wenigstens noch einen erheblichen Bestandtheil bildete, wurden auch außerhalb der Misiones einzelne Ansiedelungen von reinen Indianern gegründet, die man zum Christenthum gewonnen, an regelmäßige Bewirthschaftung des Bodens gewöhnt und seßhaft gemacht hatte. Diese Verwandlung schweifender Nomaden in ackerbauende Christen bezeichnet man im Spanisch-Amerikanischen mit dem Worte „reducir“; die so entstandenen Ansiedelungen heißen reducciones. Im Süden des Landes zwischen Tebicuary und Paraná, in den sogen. Misiones, rühren diese Reductionen von den Jesuiten her, anderwärts haben sich auch andere Orden an der verdienstvollen Arbeit betheiligt; als Gründungen der Franciskaner sind mir ausdrücklich die Kirchen von Yuty, die Reduction von San José unweit des Jejui und die Reduction von Lima bezeichnet worden.

Es ist nicht auffallend, daß man die Orte, in denen Europäer sich ansiedelten, von denen, die durch Indianer gebildet wurden, auch heute noch nach den Physiognomien ihrer Bevölkerung unterscheiden kann. Unter dem Worte „Paraguayer“ kann man somit etwas in anthropologischer Hinsicht recht Verschiedenes verstehen: von dem noch völlig unverfälschten, reinen amerikanischen Typus, wie er den Deutschen unter Anderen seiner Zeit durch die herumziehenden Feuerländer bekannt wurde,

giebt es in Paraguay allmähliche Uebergänge zu völlig europäischen Gesichtern, wie man sie in größerer Anzahl vor Allem in und um Asuncion findet. Dort in der Hauptstadt des Landes tragen die Mehrzahl der wohlhabenden Bewohner ein mehr oder weniger europäisches Antlitz und weiße Haut; auch ist man sich des Gegensatzes zu der andern Rasse wohl bewußt: die braune uncultivirte Dame vom Lande, welche in die Stadt kommt, um Dienst zu nehmen oder ihre Waare zum Verkaufe anzubieten, nennt man „China", ein Wort, dem ein verächtlicher Beigeschmack anhaftet. Eigentlich bezeichnet freilich dieser Name Mischlinge zwischen Negern und Indianern. Die Negerbevölkerung im Lande ist gering, da es niemals einen großen Sklavenstand gegeben hat; jetzt ist die Sklaverei längst aufgehoben. Schon vor der Emancipation sind einmal eine Anzahl freigelassener Neger in einer besonderen Ortschaft, Emboscado am westlichen Ende der Cordillere von Altos, angesiedelt worden, wo man jetzt noch vorwiegend Schwarze und Mischlinge aus Schwarzen antrifft; einzelne Neger wohnen im ganzen Lande zerstreut, meist sind es arbeitsame, gefällige Leute.

Soll ich nach einer ungefähren Schätzung — von einer Statistik ist in Paraguay keine Rede — das arithmetische Verhältniß der drei angegebenen Bevölkerungselemente bestimmen, so kann man etwa 70 % Guaraní, über 25 % Europäer und höchstens 5 % Afrikaner annehmen. Von den beiden letztgenannten sind die Exemplare ganz reinen Blutes nicht allzu häufig, dahingegen giebt es Leute rein amerikanischen Geblütes, ohne irgend welchen Zusatz fremder Rasse, in Menge.

Den eben gegebenen Auseinandersetzungen zufolge wird es schwierig sein, allgemeine charakteristische Merkmale für die Gesammt-„Nation" der Paraguayer aufzuzählen; dennoch darf es in diesem Zusammenhange nicht unversucht bleiben, jenes harmlose Mischvölkchen zu kennzeichnen.

Gemäß den angegebenen Bevölkerungsverhältnissen überwiegt in der Nation das Element der Indolenz, Trägheit und Gleichgültigkeit über das der Thatkraft und des vorwärts strebenden Fleißes. Dem amerikanischen Menschen überhaupt gebrechen die Tugenden der Arbeitskraft, der Trieb sich die umgebende physische und geistige Welt als Herrscher anzueignen nicht, wie es die schon mehrfach angezogenen Beispiele der Incavölker, der Tezcucaner und Azteken bezeugen, der Guaraní aber ist träge; er zeigt nicht das Bestreben, der Natur mehr abzugewinnen, als sie gern und freiwillig giebt, er ist ohne den Trieb zu herrschen und aufzubauen. Da nun die Natur in jenen Breiten für den Menschen so viel gethan hat, wie nur sonst an wenigen Stellen des Erdenrundes, so hat der Mensch keine zwingende Veranlassung, sich noch außerdem

sehr viel abzumühen. So läßt es denn den braven Paraguayo an sich kommen; er ist mit Wenigem zufrieden, aber diese Zufriedenheit will uns oft mehr ein Fehler als eine Tugend erscheinen. Der paradiesische Zustand, der dem arbeitsscheuen Juden als ein Ideal erschien, zu leben ohne harte Arbeit, ist in jenen tropischen und den Tropen nahe gelegenen Zonen beinahe zu ermöglichen: die Lengua und Gaynguá existiren ohne eigentliche Arbeit, — freilich ist die Existenz auch armselig und würde einem Arier unerträglich sein. Hat man sich etwa eine Milchkuh erworben, einen Apfelsinen- und Bananenhain gepflanzt, so braucht man sich nur noch eine strohgedeckte Lehmhütte als Schutzdach gegen Sonne und Regen aufzurichten (2 Männer können eine solche primitive Architektur in 2—3 Tagen herstellen), sich eine kleine Mais- und Manioc-Pflanzung anzulegen und man ist wenigstens vor dem Verhungern gesichert. Es finden sich Leute in Paraguay, die mit diesem dürftigen Lebensunterhalte zufrieden sind, welche mit einem geringsten Maße von Anstrengung ihr Leben fristen. Indessen dank der Zumischung besseren arischen Blutes, dank auch dem Beispiel, welches die Weißen seit Jahrhunderten den Indianern geboten haben, zeigt sich an den meisten Stellen eine weit stärkere Bethätigung des Fleißes, nicht selten findet man sogar eine Entwickelung der Arbeitskraft und -Lust, die den besten Leistungen deutscher Bauern ebenbürtig zur Seite steht; es ist dies nachweislich vor Allem da der Fall, wo ein stärkerer Zusatz arischen Blutes zu der eingeborenen Bevölkerung gekommen ist. Wenn trotzdem die rein bäuerliche Bevölkerung, soweit sie das Hauptgewicht auf Ackerbau, nicht auf Viehzucht legt, also Districte wie Itá, Itaguá, Yaguaron, Piribebuy, Caacupé, Villarica u. a., nicht schon zu größerem Wohlstande gekommen sind, so liegt dies einmal an der Unsicherheit, in dem noch dünn bevölkerten Lande jeder Zeit, namentlich während der Ernte, Arbeitskräfte in genügender Zahl zu finden, ferner in der Schwierigkeit des Absatzes und in der Vertheuerung der Producte durch den Zwischenhandel, Punkte, über welche weiterhin noch zu sprechen sein wird.

Alles in Allem sind die nicht allzu seltenen Beispiele von Bauern, welche durch regelmäßige und gleichmäßige Arbeit vorwärts zu kommen, sich zu einer immer behäbigeren, auskömmlicheren Existenz durchzuarbeiten streben, gegenüber der Masse der Bevölkerung doch nicht ausschlaggebend. Es ist dem echten Paraguayer schwer, verdientes oder erspartes Geld bei sich zu dulden, er ist sehr geneigt, es in Wetten bei Rennen oder in thörichtem Luxus darauf gehen zu lassen. Seine Neigung treibt ihn weit mehr zu behaglichem Ausruhen, zum Tanzvergnügen, zur Guitarre und Harmonika und zu stundenlangem Geplauder. Von dem Inhalte

desselben erhält der objective Zuhörer selten mehr als eine Ahnung, da das schnell gesprochene Guarani auch dem kaum verständlich wird, der sich einige Kenntniß desselben angeeignet. Die Lust zur Mittheilung mit seines Gleichen ist so lebendig, daß man einen Knecht oder eine Magd allein ohne anderes Gesinde schwer auf die Dauer wird festhalten können, da sie die Wohlthat der Unterhaltung entbehren müßten. Ganze Nächte kann man die Peone um das Feuer sitzen und Mate schlürfen sehen, sie erzählen sich dann von ihren Fahrten, ihren Erfolgen bei den Schönen des Ortes u. s. f. und verlangen kaum nach Schlaf. Wenn ihre Kost eine außerordentlich einfache zu sein pflegt, so sind sie gegen Genüsse des Gaumens keineswegs unempfänglich. Die erwünschteste Nahrung für den Paraguayo ist Fleisch, und zwar vor Allem Rindfleisch, dergestalt, daß er jede andere Nahrung verschmäht, sofern er gekochtes oder gebratenes Rindfleisch haben kann. Wenn irgendwo eine arme Familie etwas Geld verdient hat, so ist ihr erster Gang in die nächste Capilla, um sich Fleisch zu kaufen. Auch auf größeren Estanzien werden die Knechte erwarten, mit Fleisch genährt zu werden; zur Conservirung desselben hat man ein für jene Gegenden sehr praktisches Verfahren: die mageren Stücke werden in lange Streifen oder dünne Scheiben geschnitten und dann wie unsere Wäsche auf Stangen 2c. an die Luft und Sonne zum Trocknen gehängt; dies dürre Fleisch hält sich ungesalzen monatelang und schmeckt wenigstens im Anfange des trockenen Zustandes, wenn es tüchtig gekocht wird, nicht so schlecht, wie man denken sollte. In Argentinien bildete dieses „carne seco", „tasajo", „charque" bis vor Kurzem einen Hauptausfuhrartikel nach Nord-Brasilien und Centralamerika hin; neuerdings hat die Nachfrage nach diesem bedenklichen Essen bedeutend nachgelassen; es hängt dieser verminderte Verbrauch mit der Emancipation der Sklaven zusammen, denn Dörrfleisch war ein Haupt-Sklavenfutter.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Paraguayos sind Maisgraupen (locro), Bohnen mit weißem süßen Käse gekocht, Manioc an Stelle des Brotes, — das paraguayische Brot (chipa), sehr wohlschmeckend aus Mehl, Käse, Eiern 2c. bereitet, ist vorwiegend Festspeise, — ferner Reis und ein aus Mehl, Käse und Zwiebel bereiteter Brei, „maipui" genannt, ferner Früchte, vor Allem Apfelsinen. Kalte abgekochte Milch wird meist nach den Mahlzeiten getrunken. Als Nachtisch findet man häufig Syrup aus Zuckerrohr (miel), in welchen weißer Käse geschnitten oder Manikörner gestreut werden; das süße Gericht wird wie Suppe mit Eßlöffeln genossen. An alle diese zum Theil fremdartigen Gerichte pflegt sich der Europäer bald zu gewöhnen; selbst die Kost des ganz Armen,

ein am Feuer gerösteter Maiskolben und Coco-Kerne, schmecken gut — wenn man einen lebhaften Hunger dazu mitbringt.

Als Getränk dient Milch und Wasser; die Mate ist schon früher erwähnt worden, sie wird regelmäßig nüchtern am Morgen und Nachmittags nach der Siesta gesaugt und sonst so oft sich Gelegenheit bietet: ein „matecito“ wird fast nie verschmäht. Im Norden und in den Yerbales trinkt man den Yerba-Aufguß auch kalt und benutzt dazu als Gefäß ein Kuhhorn; hat man auf der Reise kein wohlschmeckendes Trinkwasser gefunden, dann ist es freilich ganz angenehm, mit der Würze der Yerba den schlechten Wassergeschmack verdecken zu können. Die Yerba mit kaltem Wasser heißt Tereré. — Schnaps wird im ganzen Lande viel getrunken, besonders der „Caña“, d. h. der aus Zuckerrohr-Syrup destillirte, ein Getränk, welches man in seinen besseren Formen Rum nennen könnte. Mancherlei Schnapsarten werden aus Europa eingeführt, besonders „Bitter“, ein Wort, das man mit eigenthümlicher Betonung der letzten Silbe in das Spanisch-Amerikanische aufgenommen hat. Es scheint, daß der übermäßig starke Alkohol-Verbrauch allmählich Land und Volk ruiniren muß; eine Schnapsfabrik gehört zu den allersichersten industriellen Anlagen. — Verhältnißmäßig groß ist der Import deutscher Biere; diese nämlich haben im ganzen Bereiche der Laplata-Länder die englischen Biere beinahe vollständig verdrängt; meist findet man Marken, die in Deutschland wenig bekannt sind; die beliebteste Sorte ist zur Zeit die „cerveza imperial“ von Küpper in Elberfeld. Das stark eingebraute Bier kommt in Rothweinflaschen in großen Kisten dort an, muß einen starken Eingangszoll tragen und erreicht schließlich im Detail einen Verkaufspreis von 0,60—0,70 Peso = M. 2,40—2,80 pro Flasche. Trotz dieses nach deutschen Gewohnheiten enormen Preises wird das deutsche Bier in Paraguay von Jahr zu Jahr ein beliebterer Trunk, selbst die gewöhnlichen Arbeiter sieht man bisweilen Bier trinken. Die Versuche, im Lande selbst Bier zu brauen, sind noch in den Anfängen, versprechen aber ein günstigeres Resultat, wenn einmal sich der Hopfen im Lande selbst ziehen ließe, was ich für wahrscheinlich halte, und wenn ferner eine Brauerei in der Nähe von Asuncion in Verbindung mit einer Eisfabrik von größeren Capitalisten angelegt würden.

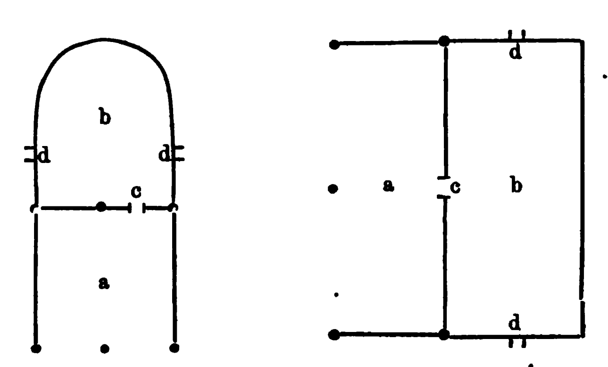
Wein wird in Paraguay dem Namen nach getrunken; nicht unwahrscheinlich ist es, daß gelegentlich auch wirklicher Wein aus Europa dorthin kommt; was aber dem Reisenden als vino frances oder vino carlon (spanischer Wein) verkauft wird, theilt mit wirklichem Weine nur die Eigenschaften der Flüssigkeit und der Farbe. So gering schätzen

die Fabrikanten die Zungen ihres Publikums, daß sie in vielen Fällen sich gar keine Mühe geben, dem grauenhaften Getränk auch nur einen annähernd weinähnlichen Geschmack zu geben. Daß es möglich sein wird, den im Lande selbst reichlich und leicht wachsenden Wein zu keltern, bemerkte ich schon oben. Zu Obstweinen liefern die Apfelsinen und einige Waldfrüchte ein brauchbares Material. Kaffee und Thee wird von eingeborenen Paraguayern wohl niemals getrunken, die eingewanderten Europäer pflegen sich diese Genüsse auf dem Lande auch bald abzugewöhnen. In Asuncion sind beide Getränke sehr gewöhnlich; doch thut der, welcher den Thee nicht glaubt entbehren zu können, wohl, sich einen reichlichen Vorrath aus Europa mitzunehmen.

Ein Genuß, den der Paraguayer schon von Jugend an schätzt und nie missen möchte, ist der Tabak, der lediglich in Gestalt von Cigarren genossen wird; eine Cigarre etwas roherer Form pflegt dem Fremden sehr bald nach seinem Eintritt in das Haus mit den Worten: „un cigarro de Paraguay le gusta?“ angeboten zu werden; sind sie nicht vorräthig, so ist jede Frau im Stande, sie schnell herzustellen. Abgesehen von dieser bescheidenen Hausindustrie wird das Giftkraut auch mit größerer Sachkenntniß von Europäern behandelt und verarbeitet, namentlich haben neuerdings die Erzeugnisse einer Fabrik in Carapeguá den Beifall der Kenner erworben. — In keinem Lande ist wohl das Laster des Rauchens allgemeiner: eine nichtrauchende Frau ist in Paraguay noch seltener als ein nichtrauchender Mann.

Die Wohnungen sind in Paraguay überaus einfach und schmucklos, in den Städten allerdings wesentlich stattlicher und bequemer als auf dem Lande, aber keineswegs mit dem Comfort ausgestattet, den wir in Deutschland kennen — von England ganz zu schweigen. Es ist dies eine einfache Consequenz des freundlichen Klimas: bei uns muß das Haus den Schutz gegen mannigfache, lang andauernde Unbill des Wetters übernehmen; dort ist es lediglich ein Sonnenschirm und ein Regendach. Die Frage des Daches ist in der That die erste und mächtigste, wichtiger als die der Wände. Wenn man zumeist die Strohdächer den Ziegeldächern vorzieht — selbst einige strohgedeckte Kirchen habe ich gesehen —, so ist es nicht nur die Billigkeit, sondern auch der Nutzen, welcher dazu räth. Das Stroh wird auf den Grasflächen von Januar bis März geschnitten, getrocknet und dann entweder auf die Dachsparren gebunden oder mit nassem Lehm einfach aufgelegt; jenes hält länger als dieses, erfordert indessen mehr Stroh und gilt für feuergefährlicher, obwohl mir überhaupt nur Ein Fall einer Feuersbrunst bekannt geworden ist. Das Strohdach isolirt vortrefflich vor Hitze und Kälte; selbst im heißesten

Sommer hält sich der Raum unter dem Strohdach angenehm kühl. Die Wände werden bei den ländlich einfachen Wohnungen von Stakenwerk und Lehm hergestellt, dann mit weißer Kalkfarbe angestrichen, die Fenster sind klein ohne Glas, nur mit Läden verschlossen, der Fußboden ist nur selten von Backsteinen hergestellt, meist besteht er in fester Lehmtenne; Holzdielen sind sehr selten. Die innere Ausstattung ist bei den Landbewohnern sehr einfach, oft geht sie nicht über eine oder einige Bettstellen und Hängematten, Tisch, Bank und einige Stühle hinaus; sehr häufig kommt der kleine sorgfältig gehütete Hausaltar mit dem Muttergottesbild oder irgend einem „Santo“ hinzu. Ein kleines ländliches Haus, welches aus Holz, Stroh und Lehm hergestellt ist, nennt man einen rancho (spr. „Rantscho“); gewöhnlich besteht er nur aus zwei Räumen, dem Gemach (aposento) und der offenen Halle, welche zumeist nach Norden zu orientirt ist, weil von Süden und Südwesten die schlimmsten Unwetter kommen. Somit ergeben sich für diese Strohhütten folgende einfache Grundrisse:



wobei a die offene Vorhalle, b das Gemach, c die Thüren, d die Fenster bedeutet. — Ist der Bau aus Material, gebrannten oder lufttrockenen Lehmsteinen (adobes), aufgeführt, mit besseren Thüren und Fenstern versehen ꝛc., so nennt man ihn casa = Haus.

Die Kopfzahl der Familien, die sich in einem solchen Hause oder Rancho zusammenfinden, ist oft beträchtlich, die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Familienglieder lassen sich nicht immer gleich erkennen, weil außer der eigentlichen Familie auch noch fernere Verwandte oder Freunde mit in dem Hause zu wohnen pflegen. Die Zahl der Frauen ist überraschend groß; nicht selten findet man in einem Rancho eine ganze Menge Frauen und Kinder, bis man zuletzt auch ganz gelegentlich einen Mann entdeckt. Dies ungleiche Verhältniß liegt nicht etwa in der Rasse, sondern ist ein trauriges Vermächtniß des großen Krieges,

der die männliche Bevölkerung zum größten Theil vernichtet hat; augenblicklich ist nach der Versicherung eines Geistlichen das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Geburten wie 13 zu 12, so daß sich nach einem Menschenalter das normale, annähernd gleiche Verhältniß wieder hergestellt haben wird. Es mag nicht nur in der starken numerischen Ueberzahl, sondern auch in der Rasse seinen Grund haben, daß die Frau wesentlich geringer geschätzt wird als der Mann; sie wird zu schweren Arbeiten herangezogen, während der Mann nicht selten in süßem Nichtsthun seine Tage vollbringt. Auch die ehelichen Verhältnisse haben durch diese Unregelmäßigkeit sich nicht gebessert; es kommt dazu, daß die Kosten der legitimen, kirchlichen Verheirathung unverhältnißmäßig hoch und für den armen Mann schwer zu erschwingen sind. So trifft man wohl Haushaltungen an, welche sich hinsichtlich der ehelichen, bezw. geschlechtlichen Zustände mit einem Karnickelstall vergleichen lassen; wie es ja leider auch in Deutschland Gegenden der Armuth und Verkommenheit giebt, von denen sich kaum etwas Besseres aussagen läßt. Andererseits findet man auch Familien, in denen geläuterte, ja rigorose Auffassungen von ehelicher Treue herrschen; dies gilt namentlich von Asuncion, wo mindestens der äußere Anstand streng gewahrt wird, strenger jedenfalls von den Paraguayos als von den Gringos. —

Die ländliche Bevölkerung wohnt nicht in geschlossenen Ortschaften, sondern zerstreut über das Land, soweit dasselbe überhaupt bewohnt ist. Etwa wie Tacitus die Sitte unserer Vorfahren beschreibt und wie es wohl überhaupt arische Eigenart gewesen ist, bevor directe oder indirecte Berührung mit dem Semitismus das Arierthum verdarb, hat dort sich Jeder niedergelassen „ut fons ut nemus ut campus placuerunt“. Für die Verwaltung und Jurisdiction ist das Land in größere Bezirke eingetheilt, welche wieder in kleinere Abtheilungen zerfallen; der Bezirk bildet zugleich der Regel nach eine kirchliche Parochie. An der Spitze des Bezirkes steht der jefe politico, Orts- und Bezirksvorsteher, und der juez de paz, Friedensrichter — beide Aemter sind häufig in einer Person vereinigt; beide sind mäßig besoldet und pflegen mit der Regierung in Asuncion zu wechseln. An der Spitze der kleineren Abtheilungen stehen sogen. Sergeanten oder Commisarii. Als geschäftlicher, religiöser, richterlicher und administrativer Mittelpunkt eines Districtes dient eine Art Ortschaft, die man mit unseren Städten und Dörfern nicht ohne Weiteres vergleichen kann. Man denke sich einen Platz von ungefähr 6—800 m im Geviert mit grünem Rasen bewachsen, von einstöckigen, Giebel an Giebel gebauten Häusern eingegrenzt; in der Mitte eine von Holz und Backsteinen aufgeführte, höchst schmucklose Kirche,

überall genau nach demselben Schema gebaut, der Glockenthurm in Gestalt eines einfachen Holzgerüstes daneben, so hat man die normale paraguayische Ortschaft, die sich fast ohne Variationen durch das ganze Land wiederholt. Man nennt einen solchen Ort nach dem Hauptgebäude, der Kirche oder Capelle: „capilla“. Außer dem Pfarrer und Lehrer, hie und da der Lehrerin, den schon genannten obrigkeitlichen Personen wohnen dort vor Allem eine Anzahl von Kaufleuten, welche gegen die vom Volke beliebten und gewünschten Artikel heimischer und fremder Industrie (Gewebe, Eisenwaaren, Hüte, Salz, Seife, Schnaps 2c.) Landesproducte in Kauf nehmen; derartige Läden müssen meist auch als Gasthäuser in Anspruch genommen werden. Mindestens die Hälfte dieser Kaufleute sind Italiener. Außerdem haben sich meist noch eine Anzahl Districtsbewohner, denen das Alleinleben drückend ist, fest in der Capilla angesiedelt, dennoch mag die Seelenzahl der fest Zusammenwohnenden selten 500 übersteigen; nur hie und da, wo günstigere commerzielle Verhältnisse sind, bilden sich außerhalb jenes Häuserquadrates noch Straßen oder wohl gar noch ein zweiter gleichartiger Platz, der dann an Stelle der Kirche die Fleischverkaufshalle als Mittelpunkt hat. Einige dieser Ortschaften tragen den stolzen Namen „villa“, der freilich auch allen neueren Ortsgründungen gegeben wurde, selbst wenn sie es nicht zu erheblicher Ausdehnung gebracht. Abgesehen von Asuncion können auf einen mehr stadtähnlichen Charakter, resp. auf Anfänge einer Stadtbildung Anspruch erheben die Hafenstädte Encarnacion am oberen Paraná, Pilar und Concepcion am Paraguay und San Pedro am Jejui, einige Meilen von seiner Mündung in den Rio. Im Innern der Republick sind Paraguari, Villa rica und San Estanislao (= San Tani) die bedeutendsten Orte mit annähernd städtischem Charakter.

In diese Capillen oder Villen strömt nun das Landvolk gelegentlich, um zu kaufen, zu verkaufen, um die Behörden in Anspruch zu nehmen, endlich der kirchlichen Feste halber. Denn die ganze Bevölkerung ist dem Namen nach christlich, und zwar „römisch-katholisch-apostolisch“; von den Protestanten haben sie vielfach die Vorstellung, als seien dieselben Freimaurer, Atheisten 2c., die ihren Spott mit dem Heiligsten treiben und mit der Cigarre in die Kirche gehen. Ob es nun in Paraguay viele Leute giebt, welche durch die äußere Form zum Wesen der christlichen Lehre gedrungen sind, ist mir sehr zweifelhaft. Die religiösen Acte sind nach unseren Begriffen unsäglich widerwärtig, von einer ganz unglaublichen „Musik“ begleitet und lediglich als Befriedigung der Schaulust angesehen. Als ich einmal eine Frau, die in einem neu angelegten Orte ohne Kirche wohnte, wegen ihres Fleißes lobte, er-

widerte sie höchst naiv: „Ja, was will man machen? Wir haben hier kein Theater, keine Kirche, folglich muß man arbeiten, um sich die Zeit zu vertreiben!“ An den Gottesdienst („funcion“ — dieses Wort bedeutet gleichzeitig auch Theateraufführung!) schließt sich in den meisten Fällen ein Hahnenkampf, ein in Paraguay höchst beliebter Sport, Nachmittags vielfach das noch beliebtere Pferderennen, beide mit den obligaten Wetten (tout comme chez nous!), und Abends der „baile“; — womit keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch noch bei allen möglichen sonstigen Gelegenheiten Bälle abgehalten werden; dazwischen durch und nebenher beständiger Alkohol-Consum. Diese Tanzvergnügungen auf dem platten Lande sind anspruchslos und ganz heiter; die Nachbarschaft eilt von nah und fern herbei, kein Costüm schließt von der Theilnahme aus, mit der Cigarre im Munde, in Hemdärmeln, mit Poncho oder Rock, meist barfuß schwingen sich die Paare langsam und gemessen im Kreise, ohne zu sprechen, den Tact geben eine Ziehharmonika, das in Paraguay verbreitetste Musikinstrument, und Händeklatschen an. Die Bewirthung übersteigt selten eine Cigarre, ein Glas Schnaps oder „vino“ und eine Mate.

Das Benehmen der Gastgeber wie der Gäste ist bei solchen „fiestas“ höchst ungezwungen, freundlich, anständig; namentlich zeichnen sich die Frauen durch ein decentes anmuthiges Betragen aus.

Eine Vergleichung zwischen den paraguayischen Männern und Frauen wird wesentlich zu Gunsten der letzteren ausfallen. Die Frauen sind hilfreich, gefällig, sehr gutmüthig und über Erwarten arbeitsam; diese letztere Eigenschaft wird nicht selten von den Männern in einer Weise benutzt, die uns Deutschen durchaus als Mißbrauch erscheinen muß. Die Frau hält nicht nur das Haus, die Küche, die Wäsche des Mannes in Ordnung, und unterzieht sich der Regel nach diesen Obliegenheiten in musterhafter Weise, sondern arbeitet auch in der Pflanzung, trägt Wasser und Holz herbei, melkt die Kühe ꝛc. Daß sie der Pflege der Kinder obliegt, versteht sich von selbst; auch hier kann man viel Sorgfalt und Mutterliebe beobachten. Die schwersten Lasten (bis zu einem Centner!) werden von den nicht allzu robusten Gestalten auf dem Kopfe oft meilenweit getragen; wenn eine Kleinigkeit zu verdienen ist, können sie stundenlang laufen, während vielleicht der werthe Gatte oder Bruder daheim sich behaglich in der Hängematte schaukelt. Auch in industrieller Beziehung sind die Frauen den Männern voraus; alles was Handwerk, Kunstfertigkeit, Gewerbe heißt, liegt in Paraguay noch im Argen, nach dieser Seite ist noch viel zu thun, aber die Gewerbe, in denen allenfalls etwas Ordentliches geleistet wird, die Töpferei und

Weberei, sind vorwiegend Frauenarbeit. Hierüber wird im nächsten Capitel zu reden sein.

Mit der oben erwähnten Genügsamkeit des Paraguayers hängt seine Passivität zusammen; es wird ihm schwer, die Initiative zu ergreifen, er ist vielleicht der regierlichste Mensch auf Gottes Erdboden, regierlicher noch als der Deutsche, dessen Geduld und Nachgiebigkeit in Europa sprichwörtlich ist. Während kleinere Vergehen gegen das Eigenthum in Paraguay zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen gehören, kommen schwerere Einbruchsverbrechen, Raubanfälle ꝛc. wohl überhaupt nicht vor; man kann, wenn man von dergleichen hört, mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß Fremde die Urheber gewesen sind. Man reist aus diesem Grunde in Paraguay sicherer als in irgend einem Lande Europas; auf meinen monatelangen einsamen Reisen ist mir nur Ein Mal die Gefahr durch einen Menschen nahe getreten; im Uebrigen habe ich mich so sicher gefühlt, wie es mir unter ähnlichen Verhältnissen in Deutschland kaum möglich gewesen wäre.

Eine uns wenig wohlthuende Eigenschaft zeigt der Paraguayer als Erbtheil seiner Rasse: es ist dies das Versteckte, Lauernde seines Wesens; offen seine Meinung zu sagen, vielleicht auf die Gefahr hin, den Andern zu beleidigen, ist nicht seine Sache. Beim Wort kann man den Paraguayer nicht halten; es ist ihm sehr geläufig, irgend etwas fest und sicher zu versprechen, ohne die bestimmte Absicht, sein Versprechen auch einzulösen. Andererseits fällt uns eine gute Eigenschaft des Paraguayers schnell in die Augen: die Bereitwilligkeit zu helfen und die Gastfreiheit. Allerdings wird sich die letztgenannte Tugend mehr oder weniger in jedem Lande entwickeln, in welchem das Reisen in ursprünglichster Weise und ohne ausreichende Herbergen geübt werden muß; man kommt dann ganz von selbst dazu, sein Haus dem Reisenden als Obdach anzubieten und die Gastfreundschaft gegebenen Falls von Fremden in Anspruch zu nehmen; aber die in Paraguay geübte Gastfreundschaft geht doch in ihrer Naivetät und Selbstverständlichkeit weit über das Durchschnittsmaß hinaus. Trotz alledem ist es wünschenwerth, sich beim Antritt einer Reise mit Empfehlungen an besser situirte Beamte, Estancieros, Kaufleute ꝛc. zu versehen; ist man indessen nicht im Besitze solcher Briefe, oder hat man die Wohnung eines Bekannten nicht in Sicht, wenn die Sonne sich neigt, so reitet man an das nächste, Vertrauen erweckende Haus und erlebt in der Regel folgenden Gang der Unterhaltung: buenas tardes („guten Abend") — apēese Ud. („steigen Sie ab") — adelante („treten Sie näher"). Man erkundigt sich gegenseitig nach dem Befinden, es wird dem Gaste eine Cigarre, etwa eine

Mate oder Apfelsinen angeboten, und vielfach führt es dann der Gang des Gespräches mit sich, daß man dem Reisenden aus freien Stücken das Obdach für die Nacht (la posada) anbietet. Geschieht dies nicht, so fragt man gelassen, ob man für sich und sein Pferd (welches inzwischen schon von dienstbaren Händen abgesattelt, auf grüner Weide angebunden bezw. zum Wasser geführt zu werden pflegt) Unterkommen für die Nacht finden kann. Eine solche Bitte wird in den bei Weitem meisten Fällen erfüllt, mir ist sie zweimal bestimmt ohne Vorhandensein mildernder Umstände verweigert worden gegenüber zahllosen Fällen, in denen sie ohne Weiteres gewährt wurde. Auch die im Lande wohnenden Fremden, Brasilier, Engländer, Deutsche, Argentiner, Spanier ꝛc., fand ich jederzeit ebenso bereitwillig, mich aufzunehmen. Im Allgemeinen wird der europäische Reisende bei den in Paraguay angesiedelten Europäern besser und bequemer unterkommen, als bei den eigentlichen „hijos de pais“ (Landeskindern), — schon wegen der Möglichkeit sich zu verständigen. Die in Paraguay gültige und gewöhnliche Sprache ist die der Guarani, ein Indianer-Idiom, welches der, welcher bequem im Lande reisen und von Allen verstanden sein will, zu erlernen hat. Man kann schon daraus den geringen Zusatz europäischen Blutes in der paraguayischen Bevölkerung erkennen, daß es nicht gelungen ist, das Spanische an Stelle des Guarani zur Landessprache zu machen, trotzdem es schon seit Jahrhunderten die Sprache der Regierung, der Schulen, des gesammten officiellen Verkehrs ist. Allerdings verstehen die besser situirten Klassen sämmtlich und von den geringeren Leuten die große Mehrzahl mindestens etwas Spanisch, aber Allen ist das Guarani die Muttersprache geblieben, welches sie außerhalb des officiellen Verkehrs sofort gebrauchen. In den Familien selbst der höchstgestellten und wohlhabendsten Paraguayer in Asuncion wird nur Guarani gesprochen. Bei den Frauen ist schon des mangelhafteren Schulunterrichts halber die Kenntniß des Spanischen in weit geringerem Maße vorhanden als bei den Männern. Wennschon in den entfernter liegenden Landestheilen Männer nicht allzuselten sind, welche kein Wort Castilianisch verstehen, so ist diese mangelnde Sprachkenntniß bei den braven Frauen die Regel. Der Reisende, welcher also nach langem Reiten und vielleicht nach einer schlimmen Verirrung endlich ein Haus entdeckt, freudig darauf los reitet, um sich Kunde des Weges zu erfragen oder auch ein Nachtquartier zu erhalten, dann aber nur einige Frauen vorfindet, welche auf seine im besten Spanisch vorgetragenen Fragen und Wünsche lächelnd mit „ndai cuai“ — („ich verstehe nicht“) antworten, ist in einer übeln Lage und verliert oft den Humor. Man muß, wenn man ohne Begleiter im

Lande reist, sich wenigstens ein Dutzend der gebräuchlichsten Worte und Wendungen anzueignen suchen, um im Nothfalle nicht allzu sehr verrathen zu sein.

Trotzdem begegnet man allenthalben der Ansicht, daß das Guarani in Paraguay auf dem Aussterbe-Etat stehe; das Vordringen der europäischen Einwanderung, die Verbreitung der Schulbildung &c. wird allmählich dem Spanischen das Uebergewicht über die alte Indianersprache verschaffen. Eine Literatur der letzteren giebt es nicht, der Versuch des zweiten Lopez, während des Krieges eine Zeitung in Guarani herauszugeben, ist ohne Folgen geblieben. Die Jesuiten haben ihrer Zeit eine Art Grammatik, ein Lexikon, ferner Uebersetzungen von Gebeten &c. drucken lassen (Leipzig bei Teubner); doch soll die Sprache seitdem schon beträchtliche Umwandlungen erfahren haben. In der Nähe von Asuncion werden von den Guarani zahlreiche castilische Worte in ihre Sprache aufgenommen, so daß man vermuthet, durch diese Eindringlinge allein werde allgemach das eigentliche Guarani zerstört werden. Von einer wissenschaftlichen Behandlung der Sprache in neuerer Zeit ist mir nichts bekannt geworden.

Das in Paraguay in dem eben erwähnten beschränkten Umfange gesprochene Spanisch ist dürftig, wortarm, mit zahlreichen dialektischen, an das Andalusische erinnernden Eigenthümlichkeiten. Sehr auffallend ist die Neigung zu Verkleinerungsworten, welche mir in anderen spanischen Dialekten nicht in dem Umfange bekannt geworden ist; das „-ito“ und „-cito“ wird nicht nur an Substantiven aller Art, sondern auch an Adverbien und Ausrufe angewendet; man sagt z. B. „ahorita“ jetzt gleich (ahora jetzt); „despaciito“, langsam, „adiocitos“, adieu von „a dios“ u. a. m. — Es ist bekannt, daß die amerikanisch-spanischen Idiome ein von dem Spanischen des Mutterlandes ziemlich abweichendes Vocabularium haben; die Worte, welche entweder im Altspanischen gar nicht, oder in wesentlich anderer Bedeutung angewendet werden, sind in Amerika sehr zahlreich, angeblich einige Tausende; und zwar haben hier wieder Mexico, Peru, Bolivia &c. ihre besonderen Worte und Ausdrücke. Ob das paraguayische Spanisch hier noch private Eigenthümlichkeiten aufweist oder sich an den argentinischen Dialekt anschließt, vermag ich nicht zu sagen.

VII.

Viehzucht, Ackerbau, Gewerbefleiß, Hausindustrie.

Daß der im vorhergehenden Abschnitte geschilderte paraguayische Mensch sich nicht zu großen Arbeiten menschlicher Cultur emporgeschwungen hat, und daß selbst die bescheidenen Anfänge dazu nur unter arischem Einflusse und Vorbilde entstehen konnten, wird nicht verwunderlich erscheinen. Immerhin genügt das bereits Erreichte den bescheidenen Ansprüchen der halbcultivirten harmlosen Naturkinder.

Die Gewinnung der Rohproducte zur Befriedigung der drei nothwendigsten Lebensbedürfnisse: Wohnung, Nahrung, Kleidung bildet den Anfang und die Grundlage jeder höheren Gesittung. Vieh- und Ackerwirthschaft stehen in Paraguay durchweg noch auf einer Stufe geringerer Entwickelung, indessen sind sie in der jetzt betriebenen Weise im Stande, den Bedarf des Landes so ziemlich zu decken. Ein erheblicher Theil der Arbeitskräfte wird jetzt durch Gewinnung der Waldproducte Yerba und Nutzholz absorbirt, und die für diese Arbeiter erforderlichen Nahrungsmittel an Cerealien und Fleisch werden noch nicht vollständig von der übrigen Landbevölkerung aufgebracht, müssen zum Theil noch aus den Nachbarländern eingeführt werden. Wenn das gesammte Laplata-Gebiet bis weit in den Tropengürtel hinein ungemein günstige Bedingungen für die Rindviehzucht aufweist, so macht Paraguay davon keine Ausnahme; die Aufzucht des Hornviehes ist ein Geschäft von so zweifelloser Rentabilität (bis 40%; siehe oben S. 64), daß naturgemäß Jeder, der einiges Capital anzulegen hat, es in eine Viehheerde steckt. Je dichter die zahlreichen noch unbesetzten Cämpe des Landes mit Rindvieh besiedelt werden, je lebhafter der Wettbewerb beim Verkauf dieser Thiere wird, desto mehr wird man sich bemühen, durch bessere Fütterung, durch Veredelung der Rassen die Thiere an Fleischwerth und Milchertrag vorwärts zu bringen. Von einer derartig intensiveren Viehwirthschaft sind eben erst die Anfänge zu entdecken. Daß die Pferdezucht bei verständigerer Behandlung der Thiere bei Einführung besseren Blutes ꝛc. für Paraguay sehr wohl möglich ist, daß dann jene Pest, die „mal de cadera“, verschwinden wird und das Land mindestens den eigenen Bedarf erzeugen, wahrscheinlich auch noch Matto Grosso und Bolivia mit Pferden und Maulthieren versehen kann, steht für mich außer jedem Zweifel. Bisher ist nach dieser Richtung hin noch so gut wie nichts

geschehen, aus dem einfachen Grunde, weil bis jetzt noch Entrerios so wohlfeile Pferde liefert und die Rindviehzucht so lohnend war, daß es Keinem einfallen konnte, das Sichere an Stelle des Unsicheren zu wählen. An Schafen weiden im Lande etwa so viele, als nöthig sind um den Bedarf an Wolle zu decken; daß die Producte der Schaf- und Rindviehzucht einmal exportfähig werden können, ist nicht unwahrscheinlich; bis jetzt wird nur ein Theil der Ochsenhäute ausgeführt, der größte Theil im Lande selbst verbraucht. Die Nothwendigkeit, Rindvieh einzuführen, wie dies bis jetzt von Matto Grosso und Corrientes aus noch geschieht, wird schon in einigen Jahren nicht mehr vorhanden sein; die Pferdeeinfuhr wird vermuthlich noch lange andauern.

Augenblicklich ist der Betrieb einer Viehwirthschaft, gleichviel in welcher Ausdehnung, ein sehr einfacher mit verhältnißmäßig geringen Anlagekosten. Man kauft oder pachtet einen entsprechenden Camp, errichtet einige menschliche Wohnungen, die zunächst sehr einfach sein können, sogen. Ranchos (s. o.), und vor Allem Pferche (Corrales) für das Vieh, — Ställe sind unnöthig —; dann kauft man aus einer guten Zucht eine Heerde, wirbt einen zuverlässigen Capataz (Aufseher) und die nöthigen mit Viehwirthschaft vertrauten Knechte, Frauen zum Melken, überzeugt sich, daß das Vieh mehrfach die Woche auf seine Gesundheit hin untersucht wird, und sorgt dafür, daß die Milch als Käse oder neuerdings auch als Butter zur Verwerthung komme. Wenn der Camp selbst barreros (salzhaltige Stellen) nicht aufweist, muß man dem Vieh etwa alle 10 Tage Salz füttern. Bei günstigen Campverhältnissen bleibt das Vieh das ganze Jahr über in gutem Zustande, auf geringeren Cämpen werden sie im Winter mager, weil bei den zeitweiligen Reifen Juni — August das Gras erfriert. Die Feinde der Rindviehwirthschaft in Paraguay sind die Insecten, namentlich muß man bei neugeborenen Kälbern scharf aufpassen, daß sie nicht an Maden leiden, und sie deshalb so oft wie möglich untersuchen; auch in wunde Stellen der erwachsenen Thiere legen sofort Fliegen ihre Eier. Zum Desinficiren der Wunden braucht man Tabakssaft und eine Mischung von Carbol mit Glycerin, welche eigens für Estancieros angefertigt wird. Wenn es kleineren Heerdenbesitzern stets möglich sein wird, ihre Kälber rein zu halten, so ist bei größeren Heerden ein gewisser Procentsatz an jungem Vieh, welches in Folge der Würmer umkommt, in Abzug zu bringen. Zeitweilig wird auch die „Garrapata“, eine Art Zecke oder Holzbock, gefährlich, welche die Kühe bevorzugt, ohne andere Thiere, selbst den Menschen, ganz zu verschonen; dieser Blutsauger soll früher sogar große Heerden decimirt haben, für die neuere Zeit sind mir derartige Klagen

nicht zu Ohren gekommen; auch pflegt man die Garrapata nur auf den Cämpen, auf denen rothes Stroh wächst, zu finden.

Die meisten Rindviehzüchter halten nebenher kleinere Heerden von Schafen und Ziegen, letztere namentlich zur Aushilfe des Fleischbedarfs, der schnelleren Vermehrung halber. Mit Landwirthschaft pflegen sich die großen Heerdenbesitzer nicht abzugeben, wenigstens nicht in erheblichem Maßstabe; sie kaufen zur Zeit der Ernte den Mais und die Bohnen so wohlfeil, wie sie dieselben mit gemietheten Arbeitern kaum erzeugen könnten. Landwirthschaft ist, abgesehen von den dichter bevölkerten Theilen des Landes, augenblicklich in Paraguay wesentlich noch Sache des Aermeren, der sich eine größere, ihn ernährende Rindviehheerde nicht kaufen kann; Landwirthschaft wird fast durchweg erst noch in kleinerem Stile betrieben; es erscheint augenblicklich noch unsicher, ob man unter Anwendung bezahlter Kräfte mit Gewinn pflanzen kann. Ueber die neuerdings lediglich von Ausländern gemachten Versuche, größere Pflanzungen anzulegen, wird weiterhin zu sprechen sein.

Wer sein Leben auf landwirthschaftlichen Betrieb gründen will, suche sich in dem noch wenig dicht bevölkerten Lande eine Stelle aus, die ihm als geeignet erscheint. Die Landeskinder wählen gewöhnlich den Saum eines Waldes, der an gute Viehweide grenzt; eine solche Lage bietet den Vortheil, daß das nach drei Seiten vom Walde umgrenzte Ackergrundstück nur nach der vierten Seite zum Schutze gegen das weidende Vieh eingefriedigt zu werden braucht. Ist freilich der Wald nicht dicht genug, so ist die Einfenzung nach allen Seiten hin die erste unerläßlichste Arbeit; denn da das Vieh frei zu weiden überall berechtigt ist, wird von dem Viehbesitzer am Tage für den Schaden, den die Thiere etwa anrichten, nicht aufgekommen. Es ist aber ein sehr anstrengendes Stück Arbeit, einen längeren Zaun von einer Festigkeit herzustellen, die genügend wäre, um hungrigen Kühen und halsstarrigen Ochsen auf die Dauer Widerstand zu leisten. Namentlich der Unerfahrene hat hier viel zu thun, ehe er nur den ersten Axthieb und Spatenstich zur eigentlichen Pflanzung thun kann. Die Paraguayer stellen diese Zäune meist in folgender Weise her: es werden Pfähle einer harten Holzart, am besten Palo espinillo, Urundey, Quebracho, Tatané, in Entfernungen von ca. 1 Meter vertikal in die Erde befestigt, so daß sie ca. 1½ Meter über dieselbe emporragen, dann werden horizontale Stangen an diese Pfähle mit einer Schlingpflanze (Issipó) festgebunden. Die hierzu taugliche Art des Issipó wächst in den meisten Urwäldern, doch ist es keine kleine Arbeit ihn aus dem Gestrüpp herauszuholen.

Die eingewanderten Europäer sowie die fortgeschritteneren Paraguayer vertauschen deshalb auch vielfach diese rohere Form des Zauns mit dem Drahtzaun (alambrado); um diesen herzustellen, werden die Pfähle mit dem Centrumsbohrer durchbohrt und durch die Löcher werden vier parallele Drähte gezogen; eine einfache Maschine erleichtert das Verfahren. Ein solcher Drahtzaun ist auch von dem stärksten Stier nicht zu durchreißen, hält sehr lange und ist, da der Draht (alambra) keinen Eingangszoll bezahlt, verhältnißmäßig wohlfeil. Eine verbesserte und noch wohlfeilere Form des Drahtzaunes ist neuerdings in der Colonie San Bernardino von dem Director Schärer in Anwendung gebracht und mehrfach nachgeahmt worden. Für Vieh-Corrale nimmt man natürlich die denkbar widerstandsfähigste Form der Umzäunung, meist so, daß Pfahl dicht an Pfahl vertikal in die Erde befestigt wird.

Ist das zu bepflanzende Land gegen Eindringlinge von Außen gehörig geschützt, so wird es gereinigt; ist es mit Urwald bestanden, so erfordert diese Reinigung eine enorme Arbeit, die freilich in der großen Fruchtbarkeit des gerodeten Urwaldbodens ihren Lohn findet, weshalb die Paraguayer, wenn sie die Wahl haben, doch dem Urwalde den Vorzug vor dem Camp für Pflanzungen geben. Danach beginnt die Bearbeitung des Bodens mit dem Pflug oder, wenn sich dieser wegen der Wurzeln und Stubben noch nicht führen läßt, mit Hacke und Karst. Man beginnt zu pflanzen, sobald keine Nachtfröste mehr für die aufgehenden Saaten zu erwarten sind; die Hauptbestellzeit ist von Mitte Juli bis Ende August. Eine solche Pflanzung heißt Chacra; ist die Chacra um das Häuschen ausgebaut, oder verträgt sie keine Ausdehnung, weil die Nachbarn sich schon zu dicht angesiedelt haben, so legt man weiter im Walde eine neue Rodung mit Pflanzungen an, die dann Capuera genannt wird. Die Hauptpflanzungen der Chacra sind: Mais in 2 Sorten, Bohnen in 2—3 Sorten, Manioc, Bataten, Mani, Tabak; außerdem dicht um das Haus die früher erwähnten Obstarten. Als Hauptgegenstände zum Verkauf dienen Tabak, Miel (Rohrsyrup). Almidon (das aus Manioc bereitete Stärkemehl) und etwa noch Mani, Bohnen und Mais, doch gelten die drei letztgenannten Producte nicht für sonderlich einträglich. Nur an den Stellen, wo die großen Straßen in die Yerbales führen, oder in den Yerbales selbst, natürlich auch nahe bei den größeren Ortschaften, kann die Landwirthschaft, auch wenn sie nicht auf Viehwirthschaft beruht, sehr rentabel werden. Ich habe beobachtet, wie u. A. am oberen Aguaraÿ (s. u.) Landwirthe durch vortheilhaften Verkauf ihrer Producte in die Yerbales, oder noch besser durch Umtausch derselben gegen Yerba, welche letztere allezeit ein sicher

verkäufliches Product ist, in wenigen Jahren zu Wohlstand gelangten. Wo sehr fruchtbarer Boden ist, gilt der Anbau von caña dulce (Zuckerrohr) für eine einträgliche Cultur. Das Zuckerrohr dauert mehrere Jahre und giebt auf gutem Boden ein treffliches Product, dessen Werth bisweilen durch Fröste beeinträchtigt wird; in diesem Falle ergiebt das Schilf zwar einen guten Syrup (miel), aber nur einen geringen Zucker. Die Ernte des Schilfes ist im Winter, Ende Juli bis September, und wird als eine Art Fest betrachtet, zu der die Nachbarschaft herbeiströmt, theils um zu helfen, theils um sich bei Musik und Tanz zu erheitern. Eine roh aus Holz gezimmerte, von einigen Ochsen in Bewegung gesetzte Zuckermühle preßt unvollkommen aus dem Schilfe den Saft, welcher in große Kessel geleitet und zu dickem, sehr wohlschmeckendem Syrup eingekocht wird. Dieser Miel wird theils in großen Quantitäten im Haushalte verbraucht, — er ersetzt den meisten Paraguayern den Zucker — theils zu Schnaps verarbeitet. Bei der „cochēza" — so heißt man dort dieses Zuckerrohr-Erntefest — darf die Arbeit Tag und Nacht nicht unterbrochen werden, man löst sich gegenseitig beim Umrühren der Kessel, der Unterhaltung des Feuers 2c. ab, und kürzt die Zeit inzwischen durch Spiel, Tanz und Minne.

Miel, Tabak, Almidon und getrocknete Luzerne (alfalfa) sind die vier Producte, welche dem Bauer am ehesten einen baaren Erlös für seine Arbeit bieten. Bei Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit kommt er nach einigen Jahren dahin, seinen Viehstand zu erweitern, und kann dann sorglos leben und mit bezahlten Knechten leicht so viel arbeiten, daß sein Fortkommen gesichert ist.

Dem einsichtigen Landwirth werden sich bei genauerer Kenntniß des Landes, des Klimas, der Absatzverhältnisse 2c. offenbar noch mancherlei Pflanzen als lohnend für den Anbau erweisen; so vor Allem und in erster Linie die Baumwolle. Zum Zwecke des eigenen Verbrauches bauen die Paraguayer schon von jeher ihre vortreffliche feine Baumwolle; die Anpflanzung dieses Strauches in größerem Maßstabe ist neuerdings zum Zwecke der Ausfuhr angeregt und ins Werk gesetzt worden. Auf Anregung des deutschen Colonisten Alfred Coryn in der Colonie San Bernardino hat die Bank von Paraguay sich bereit erklärt, rohe Baumwolle mit Kernen zu 1 Patacon per Arrobe (etwa 16 M. für den Centner) in Kauf zu nehmen. Darauf begannen außer dem Genannten auch andere Colonisten Baumwolle zu pflanzen; endlich sind kurz vor meiner Abreise eine Anzahl schon lange Jahre in Sa. Fé ansässige Europäer hinauf gekommen, haben von der Regierung ein mehrere □-Legua großes Terrain erhalten und legen auf demselben Baum-

wollenpflanzungen an. Da die Baumwolle in Paraguay auf jedem Boden gut gedeiht, ihr Absatz in Europa sicher ist und das Product den Transport verträgt, so ist an dem endlichen Erfolg jener Pflanzungen kein Zweifel, sofern sich die nöthigen Arbeitskräfte gewinnen lassen. Da die Hauptarbeit, das Pflücken der reifen Wolle, Frauen- und Kinderarbeit ist, die sich in die kühlen Stunden des Tages verlegen läßt, so empfiehlt sich diese Cultur recht eigentlich für Bauernfamilien von vielen Gliedern.

Ueber Kaffeeanpflanzungen wird im ferneren Verlaufe des Buches noch zu sprechen sein; von Vainille, Cacao, Indigo war schon oben im 5. Capitel die Rede.

Der landwirthschaftliche Betrieb in größerem Maßstabe wird in den dünnbevölkerten Theilen des Landes zunächst noch keine Stelle finden, weil die Arbeitskräfte des Landes, an sich gering, durch die Arbeit in den Yerbales und auf den Estanzien zum großen Theil absorbirt werden; Maschinenarbeit scheint wohl bei eigentlicher Ackerwirthschaft, nicht aber bei Pflanzungen anwendbar. Von den europäischen Getreidearten haben die Versuche mit Weizen und Gerste ein genügendes Resultat geliefert, man wird jederzeit so viel bauen können, daß man den eigenen Bedarf decken kann, zum Export indessen bestenfalls nach Matto Grosso, da Argentinien für sich selbst und zur Ausfuhr nach den anderen südamerikanischen Häfen den Weizen in Menge und mit Leichtigkeit producirt. Einen wesentlicheren Exportartikel als bisher werden für die Zukunft die tropischen Obstarten bilden, frische sowohl als eingemachte. Außer den Apfelsinen, von denen viele Millionen Stück jährlich stromab verschifft werden, könnten hier auch noch Ananas und Bananen in Betracht kommen. Eingemachte Früchte bilden jetzt schon einen, wenn auch nur geringfügigen Exportartikel nach Matto Grosso und nach Buenos Aires.

Das Verarbeiten der verschiedenen Obstarten zu Eingemachtem („Dulce“) ist eine der wenigen Industrien, die bereits in Paraguay geübt werden. Außer diesem kommen vor Allem die Seifensiederei, Töpferei, Gerberei, Sattlerei, die Silberschmiede-Arbeiten und die textilen Frauenarbeiten in Betracht. Die Seifensiederei wird augenblicklich in 2 größeren Etablissements in Asuncion selbst und nahe dabei in Recoleta mit Dampfmaschinen betrieben. Der Seifeverbrauch ist wegen der saubern Wäsche, die an dem Paraguayer beiderlei Geschlechts angenehm auffällt, ein nicht geringer, und augenblicklich wird wohl das Bedürfniß des Landes der Hauptsache nach durch die eigene Fabrikation gedeckt. Verwendung finden außer den thierischen Fetten vor Allem die Pflanzenöle, an denen das Land reich ist, namentlich das aus den Früchten der

Coco gewonnene sehr brauchbare Oel. Späterhin wird vielleicht das Baumwollenöl in der nämlichen Weise verbraucht werden; auch den allerorts ohne besondere Cultur wachsenden Ricinusstrauch und -Baum wird man weiterhin wohl zu ähnlichen Zwecken cultiviren. Zur Töpferei hat man fast allerorts ein vortreffliches Material in Gestalt eines weichen plastischen Thones; aber die Bearbeitung desselben ist noch eine sehr unzulängliche. Ohne Scheibe werden die Gefäße ziemlich roh geformt und geringwerthig ornamentirt und dann in dem nicht genügend heißen Backofen gebrannt. Das so entstandene Geschirr taugt nicht viel und ist von geringer Haltbarkeit, nur die großen Wasserkrüge (cantaros) erfüllen ihren Zweck, weil sie das Wasser ganz leicht durchsickern lassen und den Krug angenehm kühl halten. Die von dem Brasilier Travassos begründete, neuerdings in andere Hände übergegangene Fabrik von Backsteinen, Dachziegeln ꝛc. in Areguá, das größte industrielle Etablissement des Landes, wird in der Folge auch Geschirr anfertigen. Da das harte Brennholz im ganzen Lande noch wohlfeil ist und sich auch Porzellanerde findet, so könnte eine rationell angelegte und umsichtig betriebene Töpferei auch auf Absatz außerhalb des Landes rechnen. Das bessere Geschirr wird noch durchaus von Europa importirt.

Das seltsame Mißverhältniß, daß die trockenen Häute in Schiffsladungen aus den Laplata-Ländern nach Europa gehen, um als gegerbtes Leder zurückzukehren, während die Wälder eine reiche Auswahl von Gerbeholz und -Rinde bergen, schwindet von Jahr zu Jahr mehr. In Argentinien wie in Paraguay fangen die dort ansässigen Ausländer mehr und mehr an, sich der Lohgerberei zu befleißigen, und machen dabei gute Geschäfte, denn nach Leder ist überall starke Nachfrage, weniger des Schuhwerks halber, da in Paraguay die Mehrzahl der Menschen barfuß geht, als des Sattel- und Zaumzeuges wegen. Wenn auch die Wohlhabenden ganz gern auf den aus Europa eingeführten englischen oder deutschen Sätteln reiten, der im Lande übliche „Recado“ wird von dem weitaus größten Theil der Einheimischen noch bevorzugt. Auf den Rücken des Pferdes legt man zunächst die Jerga, eine aus dicker, grober Wolle oft recht künstlich gewebte Decke; darüber die Corona, ein aus zwei Stücken derart zusammengenähtes Leder, daß die Naht dem Rückgrat parallel läuft; hierauf kommt endlich der eigentliche Recado, ein mit Leder überzogener Sattelbock aus Holz und Stroh, bei den Wohlhabenderen ist derselbe an beiden Kopfenden mit Silber beschlagen und stellt bisweilen einen hohen Werth dar. Das Leder der Corona und des Recado wird mit Gravirungen oder Pressungen verziert. Der Recado wird mit einem Obergurt und kleinen Riemen auf dem Pferd

befestigt, nicht geschnallt; auf das Ganze legt man endlich eine Art Schabracke, die aus einem Thierfell oder gefranzter Wolle gefertigt wird. Da in Paraguay so ziemlich Jeder, der es irgend erschwingen kann, reitet und ein Pferd kaum zu den Luxusartikeln gezählt wird, so ist die Nachfrage nach dem Sattelzeug eine stetige und der Sattler einer der gesuchtesten Handwerker. An ihn schließt sich der Silberschmied an; denn abgesehen von dem schon erwähnten Recado-Beschlag trägt auch der Zaum des Wohlhabenden reichste, oft recht werthvolle Silberverzierung; auch die Bügel bestehen oft aus massivem Silber oder versilbertem Metall. Als Zaumzeug findet man im Lande stets die Kandare. Ungeheure Sporen, die oft genug am nackten Fuße getragen werden und das Gehen zu Fuße kaum möglich erscheinen lassen, und eine ebenfalls oft aus massivem Silber gearbeitete Reitpeitsche vervollständigen die Tracht des Reiters. Will der Caballero ganz standesgemäß auftreten, so trägt er weite Pumphosen, Stiefeln, die bis zur halben Wade reichen, eine schwarze Tuchjacke, ein fein geplättetes Oberhemd mit buntseidenem Halstuch und einen schwarzen Schlapphut. Als Ueberkleid, das ihn vor Staub, Regen und im Winter vor Kälte schützt, dient in Paraguay wie überall in Südamerika auf dem Lande der „Poncho“, ein längliches wollenes oder auch baumwollenes Tuch, mit kaffeefarbenen, helleren und dunkleren Streifen, welches in der Mitte einen Schlitz hat; durch diesen steckt man den Kopf, läßt das Tuch nach allen Seiten herabfallen und hat auf diese Weise eine ebenso praktische, wie einfache und malerische Tracht. —

Die Gold- und Silberschmiede, von denen eben die Rede war, beweisen nicht selten eine auffallende Geschicklichkeit namentlich für Frauenschmuck; auf Grundlage europäischer Vorbilder hat sich hier in der Zeit vor dem großen Kriege eine sehr beachtenswerthe nationale Technik entwickelt, und der Liebhaber stößt bisweilen auf sehr interessante und geschmackvolle Ohrgehänge, Ketten und Ringe. Bekannt und gelegentlich auch nach Europa exportirt sind die aus 5, 7, 9 oder 11 dünnen Reifen sich zusammenfügenden goldenen Fingerringe. Eine beliebte Arbeit der Silberschmiede ist ferner der Beschlag der Mates; diese kleinen Kürbisse, von denen oben die Rede war und deren Gebrauch zum Saugen des Yerba-Thees im ganzen Lande verbreitet ist, werden von den Reicheren mit Silberbeschlag versehen, der mit Ornamenten gravirt wird.

Andere Metallarbeiten als die angeführten sind mir in Paraguay nicht bekannt geworden, sämmtliche Eisenwaare kommt fertig aus Europa nach Paraguay. In der Holzarbeit sind die Paraguayer für die gröbere Zimmermannsarbeit nicht ungeschickt, alle besseren Möbel ꝛc. kommen ebenfalls von Buenos Aires herauf, trotzdem Paraguay schöne

Hölzer für Möbel erzeugt und fertige Möbel einen Eingangszoll von 100% des Werthes zu tragen haben. Indessen fangen die Arbeiten eines sehr fleißigen und geschickten deutschen Tischlers in Asuncion neuerdings an zu gefallen und Eingang zu finden. Ueberhaupt besteht der größte Theil der in Asuncion ansässigen Handwerker aus Eingewanderten, oder wenn sie sich auch „criollos" nennen, stammen sie erweislich von fremden Eltern ab; das Ueberlegen, der nachhaltige Fleiß, der zu jedem Handwerk nöthig ist, stimmt nicht zu dem Wesen des echten Paragayos, dessen Charakter zur Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit neigt.

Beachtenswerth ist die Hausindustrie, die zum größten Theil in den Händen der Frauen liegt. Die ursprünglichen kunsttechnischen Leistungen der Guaraní nach dieser Seite hin bei ihrer ersten Berührung mit den Europäern werden wir uns den oben flüchtig beschriebenen der Lengua nicht allzu fern stehend zu denken haben. Seitdem haben sie offenbar mancherlei gelernt, vielleicht haben sie indessen auch so manche Technik fallen lassen. Es giebt noch einzelne Werkstätten, in denen die großen „ponchos criollos" (d. h. einheimische, im Lande verfertigte Tücher) mit Geschick und Geschmack gewoben werden, obwohl gerade diese Technik unter dem Drucke, den die aus Europa eingeführte Maschinenarbeit ausübt, auf dem Aussterbe-Etat zu stehen scheint. Von weit höherem Interesse sind diejenigen Techniken, welche sich innerhalb der fleißigen, geduldigen, kunstfertigen Frauenwelt Paraguays auf Anregung der aus Europa kommenden Einflüsse entwickelt haben. Im Sticken, Klöppeln und Nähen beweisen die braven Bewohnerinnen Paraguays eine Ausdauer, gleichzeitig Geschick und Phantasie, der wir unsere Bewunderung nicht versagen dürfen. An erster Stelle verdient hier die Arbeit „ñanduti" genannt zu werden: „Spinnwebe" bedeutet dieses Wort der Guaraní-Sprache; in der That werden von leinenen Fäden Nadelarbeiten hergestellt, welche das Gewebe der Spinnen mit ihren concentrischen Kreisen und Radien nachzuahmen scheinen. Aus derartigen Quadraten oder Rosetten, in denen zahlreiche, fast stets verschiedenartige und nur selten sich wiederholende Muster angewendet sind, setzt sich die ganze Arbeit — Schleier, Besatz für Kleider, Hemdenkoller, Taschentücher, Kreuzbinden für Gräber 2c. — zusammen. Die Mannigfaltigkeit und der Aufwand an Phantasie im Zusammenordnen der verschiedenen kleineren ñanduti-Rosetten zu einem wohlgeordneten Ganzen haben um so mehr Bedeutung, als die Arbeit freihändig ohne Vorzeichnung geschieht und unsäglich mühsam ist. Auf einem Kissen steckt sich die Arbeiterin die Maße mit Stecknadeln zurecht und beginnt dann mit der Nähnadel ihr complicirtes, mühsames Werk. Zahlreiche gröbere und feinere solcher Ar-

beiten befinden sich in meinem Besitze, darunter ein Prachtstück, welches wohl die ununterbrochene Anstrengung einer Arbeiterin mindestens 2 Jahre lang in Anspruch genommen haben mag. Verglichen mit der ganz unglaublichen Mühe und dem emsigen, darauf verwandten Fleiße sind die Preise solcher Arbeiten nicht hoch. Daneben kommen noch andere mit der Nähnadel gearbeitete Spitzen („encaje“ genannt) in Betracht, welche häufig, vereint mit jener obra de ñanduti, angewendet werden, so namentlich bei den Luxus-Handtüchern („tohalla“), deren einige und zwar in ganz ausgezeichneten Exemplaren in meinem Besitze sind. An ein verhältnißmäßig kleines Stück einheimischen baumwollenen Stoffes (lienzo criollo), der in solchen Fällen als feiner Batist gewoben und nicht selten noch mit eigenthümlichen Stickereien versehen wird, setzen sich lange kostbare Besätze aus „ñanduti“ und „encaje“. Solche „Handtücher“ dienen selten ihrem angeblichen Zwecke; häufiger sieht man sie als Schleier, Kopftücher u. dgl. verwendet. In derselben Weise, nur von kleineren Dimensionen (etwa in dem Maße von 0,50 × 0,20 m), sind die Binden für Grabkreuze gearbeitet. Diese Form des Todtencultus ist eigenthümlich genug. Friedhöfe nach unserem Muster giebt es allerdings in der Nähe jener Centren des geschäftlichen Verkehrs und der ländlichen Obrigkeit, welche mit dem Namen „capilla“ bezeichnet werden (siehe oben); doch sind die Kosten eines Begräbnisses auf denselben sehr hoch, auch wohnt die über weite Bezirke versprengte bäuerliche Bevölkerung vielfach zu entfernt, um das an demselben Tage vorzunehmende Begräbniß daselbst zu ermöglichen. So wird denn irgendwo, gewöhnlich hart an dem Wege, ein Grab angelegt und mit einem rohgezimmerten Kreuze aus Holz versehen, an dessen Fuße man einen kleinen Haufen von Kieselsteinen sammelt und gelegentlich eine Kerze anzündet. Um die Arme des Kreuzes windet man weiße, mehr oder weniger sorgfältig gearbeitete, auch wohl gestickte Binden.

Sehr gern wird die oben beschriebene Arbeit ñanduti als Kollerbesatz für Frauenhemden verwendet und erreicht gerade in dieser Verwendung eine treffliche Wirkung, da die braune Haut der Trägerinnen die feinen Muster der Spinneweben-Rosetten besser hervortreten läßt, als es die weiße Hautfarbe der Europäerinnen zu thun im Stande wäre. Doch scheint die andere Klasse von Frauenhemden, bei welcher der Koller eine schwarze Stickerei von wollenen Fäden auf weißem Grunde aufweist, noch gebräuchlicher zu sein. Dieses Hemd heißt tipoy. Das paraguayische Frauenhemd wird unter der Hüfte gegürtet, reicht bis auf die Knöchel, hat kurze, verzierte Aermel und bildet, ganz ähnlich dem griechischen chiton, das einzige Kleidungsstück der Frau im Hause.

Wenn sie ausgeht, vervollständigt sie ihre Tracht durch das himation, wie wir es nennen dürfen, ein großes Stück groben baumwollenen Stoffes, das als Umschlagetuch über die Schultern oder als Kopftuch über Kopf und Oberkörper getragen wird, — eine Frauentracht, wie sie mir in der Gegenwart malerischer und kleidsamer nicht bekannt ist, und die, wie ich schon andeutete, ihr offenbar nicht beabsichtigtes Vorbild in dem alt-hellenischen Costüm findet. Während Reinlichkeit zu den Vorzügen des Paraguayers nicht gehört, sind Männer und Frauen in ihrer Kleidung und Wäsche außerordentlich sauber, und wenn wirklich der Seifeverbrauch der Culturmesser für ein Land sein sollte, wie man ja gelegentlich behauptet hat, so würde das kleine Paraguay wohl nicht die letzte Stelle einnehmen.

Die Sitte der Frauen von Paraguay, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, wurde schon oben erwähnt. Begegnet man nun, wie es in dem Abend- und Morgen-Zwielicht nicht selten geschieht, einer Reihe zierlicher Frauengestalten in blendend weißem griechischen Costüm, den braunen großen Wasserkrug (cantaro) auf dem Haupte, zierlichen Schrittes über die üppig grünen Rasenflächen mehr dahintrippelnd, als schreitend, — so hat man einen Anblick, wie ihn sich der Figurenmaler nicht schöner wünschen kann.

Die Vermuthung, die ich von Anfang an hatte, daß die Europäer (etwa die Jesuiten) diese Techniken nach Paraguay gebracht haben, scheint sich durch zwei interessante Thatsachen zu bestätigen. In der Sammlung textiler Arbeiten, welche Frau Frieda Lipperheide in Berlin in ihrem Hause begründet hat und stets vervollständigt, befinden sich ñanduti-Arbeiten ganz analoger Art und von ähnlicher Feinheit, welche aus der brasilischen Provinz Ceará dorthin gesandt worden sind, und Herrn Jacob Krauth in Frankfurt verdanke ich die schätzenswerthe Mittheilung, daß ganz ähnliche Arbeiten noch im vorigen Jahrhundert in Nordspanien angefertigt wurden. So hätte denn die französische Revolution mit ihren Folgen eine Industrie in Europa vernichtet, welche sich in der verhältnißmäßig friedlichen Einsamkeit der Creolenstaaten lebendig erhalten konnte. Auch wäre es nicht undenkbar, daß belgische Väter aus ihrer brabantischen Heimath die Kenntniß der Spitzenverfertigung mitgebracht hätten, um dann an dem braunen Frauenpublikum gelehrige Schülerinnen zu finden.

Von den sonstigen Frauenarbeiten verdienen vor Allem noch die Hängematten rühmliche Erwähnung. Die prachtvolle Baumwolle, die jede paraguayische Bäuerin zum eigenen Bedarf in ihrem Garten baut, wird zu starken Fäden gesponnen, und aus diesen, ungebleicht wie

sie sind, ohne Webstuhl eine sehr bequeme weiße (oder auch weiße und braune) Hängematte von ca. 3—4 m Länge und ca. 1 m Breite verfertigt, sodann der Länge nach an den Seiten mit geklöppelten Spitzen besetzt. Eine solche saubere, bequeme und weiche Hängematte ist namentlich in der heißen Zeit die angenehmste, wohl auch gesündeste Ruhestätte.

Von all den genannten Dingen ist es mir möglich gewesen, treffliche instructive Muster zu erwerben; auch bin ich bereit, Sammlern und Liebhabern Angaben über die Möglichkeit solcher Ankäufe zu machen. Alle diese Techniken textiler, keramischer ꝛc. Art werden gegenüber dem Eindringen europäischer Fabrikate nicht mehr lange Stand halten, sondern allmählich aussterben; die Tage der Indianer des Gran Chaco sind überhaupt vermuthlich gezählt, es ist Zeit, die letzte günstige Gelegenheit zu benutzen, um sich eine Vorstellung von dem bescheidenen, aber sinnigen Kunstempfinden einer dem Untergange geweihten Völkerfamilie zu bilden.

VIII.

Handel und Verkehr.

In commercieller Hinsicht ist Paraguay fast noch ohne jede Selbständigkeit und vollständig abhängig von Argentinien. Der Markt für das Land ist, sowohl was den Einkauf als auch den Absatz anlangt, zunächst die Laplata-Mündung, vor Allem Buenos Aires; Buenos Aires ist für die Phantasie des gewöhnlichen Paraguayers der Inbegriff alles Reichthums, alles Luxus, jeder höheren Bildung, darüber hinaus geht sein Horizont selten. Je mehr Rosario de Sa. Fé einen Theil der Aufgabe von Buenos Aires übernimmt und das Emporium für die eigne Provinz sowie für die Cuyo- und Anden-Provinzen der Argentinischen Republik wird, desto mehr wird sich auch der Verkehr Paraguays mit dem Auslande in Rosario vollziehen. Natürlich könnte Paraguay auch in directen Verkehr mit Europa treten: es müßten an einem der drei Häfen Montevideo, Buenos Aires, Rosario Anstalten getroffen werden, daß Waaren und Passagiere unmittelbar von dem Seeschiff auf den Flußdampfer und vice versa befördert würden, und daß man in Asuncion directe Passage nach den wichtigsten westeuropäischen Häfen

nehmen und direct dorthin verfrachten könnte, während jetzt die unnatürlich hohen Tarife der Flußdampfer und der Agenten in Buenos Aires, Montevideo oder Rosario die Kosten der Transporte derartig vertheuern, daß einerseits viele europäische Waaren in Paraguay ungewöhnlich hohe Preise haben, andererseits eine Anzahl Producte dieses Landes den Transport nach Europa nicht ertragen können. Der Plan, Asuncion auf diese Weise gewissermaßen zum Seehafen zu machen, ist schon seit Jahren überlegt worden und soll binnen Kurzem seiner Verwirklichung entgegengehen; die bekannte französische Dampfschiff-Gesellschaft „Chargeurs réunis“, welche regelmäßige Fahrten von le Hâvre nach dem Laplata bis Rosario schon jetzt unterhält, will die Flußfahrt bis Asuncion in directer Verbindung mit ihrer Seelinie ebenfalls in die Hand nehmen und dann den unmittelbaren Verkehr des oberen Laplata-Gebietes mit Europa betreiben. In Paraguay erwartet man von diesem, in nicht ferner Zeit bevorstehenden Ereignisse den Anbruch eines neuen besseren Tages für das commerciell und wirthschaftlich seit dem Kriege noch immer tief darniederliegende Land, und in der That ist die Hoffnung auf eine günstigere Gestaltung der Exportverhältnisse in diesem Falle völlig berechtigt. — Die Schifffahrt auf dem Paraná ist frei.

Was zunächst die Gesammtbilanz zwischen Ausfuhr und Einfuhr anlangt, so stellt sich dieselbe, soweit man den officiellen Angaben Glauben schenken darf, für Paraguay günstig, indem laut den amtlichen Mittheilungen der Consularberichte der Werth der exportirten Artikel in den drei Jahren 1880, 1881, 1882 in Pesos fuertes (à 4 M.) bezw. rund 1,163,000 1,930,000 und 1,651,000 betrug; wogegen der Werth der importirten Waaren in der nämlichen Zeit nur folgende Ziffern aufweist: 1,030,408 — 1,290,000 — 1,230,000; — Zahlen, welche trotz großer Schwankungen in den einzelnen Jahren eine bedeutendes Uebergewicht der exportirten über die importirten Werthe, also eine erhebliche Zunahme des Nationalwohlstandes nachzuweisen scheinen. Man darf dabei freilich nicht außer Acht lassen, daß bei dem in Paraguay wie in allen Creolenrepubliken betriebenen Schmuggel, der bei den hohen Eingangszöllen sehr einträglich ist, die Angaben der importirten Werthe schwerlich als ganz correct anzunehmen sind.

Den Haupteinfuhrartikel bilden Gewebe aller Art; in erster Linie baumwollene Waaren, die sämmtlich aus Europa, zum größeren Theil wohl aus England kommen; der Werth sämmtlicher wollener, baumwollener, leinener ꝛc. Waaren beträgt für 1882: 497,000 P. f. Dann

kommen Eisenwaaren mit rund 80,000 P. f.; weiterhin Getränke, Luxusartikel u. s. f.

Die Zahl der Importhäuser, welche sämmtlich in Asuncion ihren Sitz haben — nur in Concepcion und Pilar importiren einige Kaufleute ebenfalls — ist sehr groß, zu groß für die Bedürfnisse, wie man mir sagte. Die Folge dieser starken Concurrenz sind häufige Zusammenbrüche der nicht genügend fest begründeten Häuser und Verschleuderungen der lagernden Waaren zu jedem Preise in den jede Woche vorkommenden sogen. „Remates" (Versteigerungen), in denen man bisweilen spottbillig kaufen kann. Die Inhaber der meisten Importhäuser sind nicht eingeborene Paraguayer, sondern Italiener, Basken, Spanier; als das angesehenste Geschäftshaus in Asuncion gilt das des Basken Uribe, welches zugleich die Yerbales von Tacuru-pucú ausbeutet, von denen weiterhin noch die Rede sein wird. Wenn diese Importeure ihre Waaren mit Wechseln oder Gold bezahlen müssen, so kommen sie des hohen Wechselcurses und der unsicheren Valuta wegen schlecht weg; sie suchen deshalb die paraguayischen Producte, welche in Buenos Aires beliebt sind, als Rimessen zu benutzen; in erster Linie Tabak und Yerba, ferner Eisenbahnschwellen und Häute. Die Ziffern für Quantum und Werth der wichtigsten Exportartikel stellten sich für 1883 folgendermaßen:

518,000 Arroben (à 12 kgr)	Yerba	im Werthe von	964,800 P. f. (à 4 M.)
200,000 „	Tabak	„	398,000 „

Hierzu kamen 10 Millionen Stück Cigarren im Werthe von 11,844 P. f. und 25 Millionen Orangen im Werthe von ca. 25,000 P. f.

Wer genöthigt ist, baares Geld nach Buenos Aires zu senden, wird immer große Verluste zu verzeichnen haben, denn mit der Valuta ist es, wie gesagt, noch immer schlimm bestellt. Die Regierung prägt, abgesehen von broncenen Scheidemünzen, kein Geld; man läßt aber jedes fremde Goldgeld im Lande cursiren, vor Allem sind die englischen Goldstücke („esterlinas") beliebt. Das gewöhnliche Verkehrsmittel indessen sind die Noten der Bank von Paraguay, welche im Werthe von einem „medio" (à M. 0,20) an aufwärts im ganzen Lande cursiren, außerhalb desselben aber nicht zu verwerthen sind. Diese Bank hat den größeren Theil der laufenden Noten durch Edelmetall gedeckt und gilt durchweg für ein sicheres Geldinstitut, dem man getrost Deposita anvertrauen kann. Da die Bank deponirte Gelder nur mäßig verzinst[1] und ihre Scheine stets nur sehr wenig unter dem Werthe des Goldes, oft demselben gleich stehen, so scheint es allerdings, als genösse sie aller-

[1] Höchstens zu 8 % jährlich, während der solide Durchschnittszins in Paraguay 1 % monatlich, also 12 % jährlich beträgt; — man hört auch von 2—3 % monatlich!

wärts das höchste Vertrauen, und bisher haben sich aus dem einseitigen Notenverkehr bemerkbare Uebelstände noch nicht ergeben. Inwieweit diese Bank in die finanzielle Krisis, welche jetzt über Argentinien hereingebrochen ist, in Mitleidenschaft gezogen werden wird, vermag ich nicht zu sagen. Directe Verbindung mit irgend einem europäischen Geldinstitut hat die Bank von Paraguay nicht, doch nimmt sie sichere Wechsel an, die von Europa aus auf gute Häuser und Banken am Laplata ausgestellt werden. Die guten argentinischen Banknoten haben in ganz Paraguay Gültigkeit; englisches und deutsches Gold, sowie englische Noten kann man jederzeit ohne Mühe und Verlust umsetzen.

Aus den eben erwähnten Geldverhältnissen läßt sich folgern, daß das Importgeschäft am besten mit dem Export verknüpft wird und sich auch vielfach mit demselben verbunden vorfindet, indessen scheint augenblicklich das Bedürfniß nach derartigen kaufmännischen Unternehmungen in Asuncion vollauf befriedigt. Die daselbst ansässigen Importeure, welche zugleich offene Läden zu halten pflegen, haben ihre Kundschaft über das ganze Land zerstreut; es sind dies hauptsächlich die Inhaber der kleinen Kaufläden (boliche, pulperia), welche sich vor Allem in den Capillen, aber auch sonst an belebten Straßen, Flußübergängen rc. finden und mehr als zur Hälfte von Ausländern (vielfach Italienern) gehalten werden. Diese „bolicheros“ kaufen nicht alle direct von dem Großhändler in Asuncion, sondern zum Theil durch Zwischenhändler in Villa rica, San Pedro rc., — Umwege, welche natürlich die Waare erheblich vertheuern. Das Geschäft in diesen kleinen Läden auf dem Lande ist in vielen Fällen weniger ein Kauf als ein Tausch: die in geschäftlichen Dingen ziemlich unkundigen Landbewohner bringen Yerba, Tabak, Bohnen rc. und nehmen Kattun, Salz, Seife, einen Poncho rc. in Empfang, — der schlaue Händler pflegt dabei nicht zu kurz zu kommen. Der Kaufmann muß sich dazu verstehen, ausgiebigen Credit zu gewähren, sonst würde er seine Kundschaft nicht festhalten können; jeder Mensch in Paraguay giebt und nimmt Credit; dieses entwickelte Pumpsystem soll sich auf das ganze Gebiet der Laplata-Staaten erstrecken. Bezahlt wird freilich am Ende einmal, aber oft genug erst nach vielem Mahnen und Warten.

Aus dieser Darstellung geht hervor, warum der kleine Producent auf dem Lande von dem Erlöse seiner Producte stets nur einen geringen Vortheil hat; nur wer in etwas größerem Maßstabe wirthschaftet und im Stande ist seine Werthe nach Asuncion an den Großhändler direct zu verkaufen, dort zugleich auch seine Bedürfnisse im Ganzen einzukaufen, wird allmählich zu Wohlstand kommen. Jetzt nimmt der sehr entwickelte Zwischenhandel den besten Theil des Gewinnes für den

Bauer hinweg und vertheuert ihm seine eigenen kleinen Bedürfnisse. Ich habe erlebt, daß einer Bauerfrau die Arrobe (12 kgr) Tabak mit 2 Real (M. 0,80) vom Kaufmann bezahlt wurde, während man in Asuncion bis 3 Pat. (M. 12,00) für die Arrobe erhalten kann. Allerdings ist die Behandlung dieses werthvollsten Productes der paraguayischen Landwirthschaft, wie man mir allgemein versichert hat, eine noch völlig unzulängliche; von einer eigentlichen Fermentirung ist keine Rede; selbst die Blätter im Schatten zu trocknen, giebt man sich keine Mühe, sondern hängt sie einfach in die Sonne, so daß das an sich vortreffliche Material sehr entwerthet wird. Nun wissen die Leute zwar ganz genau, worauf es bei der Behandlung des Tabaks ankommt, aber ihre Indolenz ist so groß, daß sie lieber den alten Schlendrian weiter verfolgen als sich zu einer kleinen Aenderung des Verfahrens verstehen wollen. Als die Regierung die Landbevölkerung der tabakbauenden Districte auffordern ließ, eine rationellere Behandlung des Tabaks anzuwenden, hörte man wohl Stimmen: wenn der Regierung unser Verfahren nicht gefällt, mag sie allein Tabak bauen, wir lassen es bleiben. In der That soll nach einer dahin gehenden, sehr verständigen Verfügung des Ministers des Innern die Tabakscultur, wenn auch nur vorübergehend, wesentlich nachgelassen haben.

Naive Unkenntniß, Bequemlichkeit, unpraktische Valuta, Zwischenhandel, endlich vor Allem der Mangel an Verkehrswegen sind die Hindernisse für die Entwickelung des gesunden Handels und Wohlstandes von Paraguay. Von den vorhandenen Verkehrsmitteln kommen zunächst die Wasserstraßen in Betracht; daß der Rio Paraguay in Verbindung mit dem Paraná zu den besten und längsten Stromwegen der Welt gehört, wurde schon bemerkt. Bei regulärem Wasserstand gelangen Dampfer von 8' Tiefgang bis Corumbá in Matto Grosso, ca. 800 Leguas oder 500 geogr. Meilen von Buenos Aires. Freilich sind die Ländereien, welche dicht am Flusse selbst liegen, vielfach versumpft und würden erst nach den nöthigen Correcturen bewohnbar sein; nur an einzelnen Stellen fällt das Land als Steilufer, „Barranca“, zum Rio ab, aber selbst da hat man darauf zu achten, daß das Ufer bei den bisweilen ausnahmsweise eintretenden hohen Wasserständen (die letzte große Ueberschwemmung war 1878) nicht von der Fluth überströmt wird. So finden sich am Rio Paraguay außer Asuncion nur 2 erheblichere Verkehrsplätze: Pilar im Süden und Concepcion im Norden, welche beide, abgesehen von dem Hinterlande, welches sie für den Import vertreten, noch eine erhebliche Stellung im Handel einnehmen: in Pilar blüht ein beträchtliches Holzgeschäft (zum Theil in deutschen Händen), in Concepcion wird theils die

Yerba vom oberen Ypane verladen, theils der Handel mit dem südlichen Theil der brasilischen Provinz Matto Grosso vermittelt. Der Dampfschiffverkehr von Asuncion aus ist ein dreifacher: zunächst die regelmäßigen Fahrten stromab bis Buenos Aires, bezw. Montevideo und vice versa. Abgesehen von den in Zwischenräumen von 5 Tagen fahrenden Dampfern der Gesellschaft Loyd Argentino cursiren noch einige andere Dampfer ohne regelmäßige Fahrzeiten. Dann giebt es einen zweimaligen wöchentlichen Verkehr mit Concepcion; endlich fährt einmal im Monat der „paquete Brasilero“, d. h. der große Postdampfer, welcher von Montevideo bis Corumbá und vice versa fahrend directen Anschluß einerseits bis Rio, andererseits bis Cuyabá hat und somit den Verkehr zwischen der brasilischen Hauptstadt und der Hauptstadt der Provinz Matto Grosso vermittelt. Alle diese Dampfer nehmen an jeder Stelle des Ufers, wo man sich ihnen bemerkbar machen kann, Passagiere auf. Auf den Nebenflüssen des Paraguay, welche in weiter Ausdehnung für Flachkähne (chatas), aber für Dampfer selbst kleinerer Construction nur theilweise und nur zur Zeit guten Wasserstandes befahrbar sind, giebt es augenblicklich keinen Dampferverkehr. Auf dem Rio Paraná verkehren regelmäßige Dampfer in 10tägigen Fristen von Corrientes bis Ituzaingo unterhalb der Stromschnelle von Apipé, welche in Zeiten hohen Wasserstandes ihren Curs bis Posadas und Encarnacion fortsetzen. Von dort bis Tacuru-pucú unterhält die Empresa Uribe einen kleinen Dampfer, der in unbestimmten Zwischenräumen je nach Bedürfniß fährt.

Die einzige Eisenbahn des Landes — eine der ältesten Südamerikas! — führt von Asuncion an sechs Stationen vorbei bis Paraguari, einem der lebhaftesten Orte ca. 70 km östlich von der Hauptstadt; es verkehrt jetzt täglich nach jeder Richtung hin ein Zug, nur am Freitag wird gefeiert. Die Beförderung ist eine sehr langsame; die Bahn selbst wie auch das rollende Material sind nicht im besten Zustande; die Frachten für Landesproducte sind niedrig, die Preise für Passagiere ziemlich hoch; ein verwöhnter Europäer kann nur erster Klasse fahren.

Hat man den Zug oder das Dampfschiff verlassen, so hören Straßen ebenso wie regelmäßige Beförderungen auf; nur zwei Omnibusverbindungen sind noch zu nennen: 1. von Paraguari nach Villa Rica über Ybitimi und 2. von Paraguari über Caapucú nach dem Paso Sa. Maria am Tebicuary, gegenüber der Villa Florida, — der Weg in die Misiones. Jede dieser „diligencias“ cursirt einmal die Woche und macht, gutes Wetter vorausgesetzt, die Reise in je $1^1/_2$—2 Tagen. Jeder sonstige Transport von Waaren und Reisenden geschieht mit der Carreta, bezw.

zu Fuß oder zu Pferde; Kunststraßen giebt es im ganzen Lande nicht, die theilweise scharf ausgeprägten Fahrwege schließen sich allen Formationen des Terrains an und nehmen nach starken Regengüssen nicht selten eine entsetzliche Beschaffenheit an. Nur ganz ausnahmsweise hat ein tüchtiger Jefe eine Brücke über ein Wasser oder einen Damm durch einen Sumpf anlegen lassen; in den meisten Fallen hat der Reiter oder der Fuhrmann zuzusehen, wie er hinüber oder hindurch kommt. Man stelle sich dies nicht allzu leicht vor; auf die Beschaffenheit der Sümpfe zwischen dem Mandubirá und Jejui werde ich bei der Schilderung meiner dritten Reise zurückkommen; die durch dieselben führenden Wege — Fahrwege! — sind grauenvoll und direct lebensgefährlich, aber auch die Flußübergänge sind wenigstens für den Neuling nicht immer so einfach. Indessen wohnen an allen Pässen von einiger Frequenz Fergen, welche bei gewöhnlichem Wasserstande den Reisenden befördern. Das Pferd wird abgesattelt, das Sattelzeug zu den Passagieren in das meist sehr gebrechliche Fahrzug gelegt, das Thier an die Leine genommen, ins Wasser getrieben — nicht alle Pferde gehen gutwillig in das Wasser! — und hinter dem Boot hergezogen. Sind Pferde in größerer Anzahl zu transportiren, so genügt es, ein einziges Thier ans andere Ufer zu schaffen und die anderen einfach ins Wasser zu treiben, sie suchen dann aus freien Stücken den Kameraden zu erreichen. Dies ist die landesübliche, gewöhnliche Art, Flüsse von mäßiger Breite, welche sich nicht durchreiten lassen, zu passiren, und nur wenn die Flüsse ausgetreten sind, ergeben sich größere oder geringere Schwierigkeiten. Als ich den Tebicuari bei der Villa Florida im November 1884 passirte, den ich 8 Monate vorher nach ungewöhnlich anhaltender Trockenheit bequem durchritten hatte, brauchte ich ca. $^{3}/_{4}$ Stunden, und hätte bei stürmischem Wetter entschieden Gefahr zu bestehen gehabt. Die beiden großen Ströme lassen sich mit schwimmenden Pferden nur an ihren schmaleren Stellen und nur in der Weise passiren, daß man das dicht am Boot schwimmende Thier an Schwanz und Mähne über dem Wasser hält. Daß von größeren Heerden, welche die breiteren Flüsse schwimmend passiren müssen, eine Anzahl ertrinken, ist nichts Seltenes. Sobald kein Boot zur Stelle ist, was namentlich in den abgelegeneren Gegenden meist der Fall ist, bleibt nur die Möglichkeit, das Gewässer mit der „pelota" zu passiren, eine Art des Transports, welche jedem Paraguayer vertraut ist, und an welche sich der gewöhnen muß, welcher in einsamen Gegenden des Landes zu reisen sich entschließt. „Pelota" bedeutet im Spanisch-Amerikanischen den Lederschlauch; in diesem Falle ist damit eine Ochsenhaut gemeint, welche sich dadurch, daß die Enden aufgebogen und mit Stricken oder

Issipó verbunden werden, in eine Art wasserdichtes Fahrzeug verwandeln läßt. In diesen so gebildeten Schlauch legt man Sattel, Kleider, kurz Alles, was nicht naß werden darf; ein Mann schwimmt voran, das Leitseil in der Hand, ein anderer nebenher, um das unsichere Fahrzeug vor Schwankungen zu behüten, Beide befördern so das Gepäck des Reisenden ans andere Ufer, welcher dann selbst den Fluß durchschwimmt und das Pferd zum Durchschwimmen veranlaßt.

Welche Zeit und Mühe es kostet, eine schwer beladene Karrete über das Wasser zu bringen, kann man sich denken, zumal eine solche schon auf dem Lande sich nur langsam und processionsartig fortbewegt. Indessen sind andere Fuhrwerke als zweirädrige bei dem dermaligen Zustande der Wege in Paraguay noch unmöglich. Es giebt Karreten, an denen jedes Eisen gespart und nur Holz zur Anwendung gekommen ist; die meisten haben indessen eine eiserne Fütterung im Innern der Radnaben; vielfach wendet man auch eiserne Axen, selbst eiserne Radreifen an. Die Räder sind sehr hoch, ihr Durchmesser beträgt bis zu $2^1/_2$ m; in den Fällen wo die Achsen aus Holz sind — man wählt hierzu eine ganz bestimmte, unserer Esche entsprechende Art —, ist natürlich eine häufige Ergänzung nöthig; kein Carretero fährt deshalb ohne Axt zum Holzfällen. Das Maximum der Belastungsfähigkeit solcher Karreten beträgt 100 Arroben = 24 Centner; indessen können 6 Ochsen ein solches Fuhrwerk nur auf leidlichem Wege fördern, andernfalls müssen sie weniger belastet werden. Bei gutem Wetter und erträglichen Wegeverhältnissen wird eine beladene Karrete etwa 5 Legua (= 25 km) täglich zurücklegen können; bei schlechtem Wetter, aufgeweichten Wegen, ausgetretenen Flüssen 2c. wird die Dauer einer solchen Fahrt unberechenbar. Nach 3—4 stündiger Fahrt muß man gemeinhin den Zugochsen Ruhe und Gelegenheit zum Weiden gönnen, dabei ereignet es sich wohl, daß die Thiere das Weite suchen, und es vergehen bisweilen Tage, bis man der Flüchtlinge wieder habhaft wird. Daß unter solchen Umständen der Transport der Waaren mit Saumthieren weit zweckmäßiger wäre, scheint anzunehmen, dennoch ist es im ganzen Lande nicht Sitte, auch stehen gute Mulen ziemlich hoch im Preise. Ich glaube indessen bestimmt, daß, wenn man den Kreuzungen zwischen Pferden und Eseln, namentlich durch Beschaffung guter Rasse-Esel aus Andalusien mehr Aufmerksamkeit zuwenden wollte, man leicht treffliche Lastthiere erlangen und durch sie die schwerfälligen Karreten ersetzen könnte.

Bei den eben geschilderten Verkehrs- und Wegeverhältnissen giebt es für den, welcher den Zug oder den Dampfer verlassen hat, keine bessere Art zu reisen, als ein leistungsfähiges Pferd und ein bequemer

Sattel (am besten ein deutscher Officierbocksattel) mit geräumigen Satteltaschen, Mantelsack ꝛc. Wessen Mittel es gestatten, sich von einem Diener begleiten zu lassen, — und eine solche Begleitung gilt stets als das Merkmal des angeseheneren Mannes — der hat es natürlich viel bequemer. Für Frauen, welche sich zu einem längeren Ritt nicht verstehen wollen, bleibt nur die Karrete, die, so langsam sie auch in ihrer Fortbewegung ist, sich für solche Reisezwecke leidlich bequem einrichten läßt. Im Ganzen reisen die Frauen in Paraguay sehr wenig.

Die Fortsetzung der Bahn von Paraguari nach Villa Rica, dem Centrum eines großen, gut bevölkerten, Ackerbau treibenden Districts im Osten des bewohnten Landestheiles jenseits der Tebicuari, welche schon von Anfang an in Aussicht genommen und nur durch den Krieg inhibirt war, ist der Traum der Paraguayer, der sich vielleicht in nicht zu ferner Zeit einmal erfüllt, so oft dieser Plan auch schon gescheitert ist.

IX.

Staat, Kirche, Gesellschaft.

Die herrliche Wasserstraße des Paraná und Paraguay, welche das Herz Südamerikas in bequemsten Verkehr mit einem der friedlichsten Oceane und dadurch auch mit der östlichen Welt bringt, ist schon im Beginne des Entdeckungs-Zeitalters gefunden worden. Mit der Landung des Diego Garcia an der Stelle, wo heute Asuncion steht, nud der Gründung dieser Stadt am 15. August 1525 (daher der Name: „Asuncion“ = Himmelfahrt, sc. Mariä) beginnt die Geschichte des Staates Paraguay. Die Eroberung und allmähliche Besiedelung des Landes zwischen Paraná und Paraguay bietet nicht das aufregend blutige, bald heldenmüthig großartige, bald widerwärtig barbarische Schauspiel, wie die Eroberungen des Inca-Reiches und Mexicos; es fehlte eben in Paraguay alles, was die Habgier der Conquistadores reizen konnte, edle Metalle und Diamanten; nicht einmal unedle Metalle von einigem Werthe scheinen vorhanden zu sein; die Eisenminen bei Quiquio lohnen bei dem jetzigen Arbeitermangel offenbar nicht die Arbeit der Ausbeutung. Selbst großartige landschaftliche Eindrücke, welche die Phantasie der Abenteurer

gereizt hätten, fehlen in der zwar anmuthigen und keineswegs reizlosen, aber doch sehr schlichten und einfachen Landschaft, und die nicht übermäßige, wenn auch durchweg ausreichende Fruchtbarkeit eignet sich nur an einigen Stellen zum Anbau der damals besonders begehrten tropischen Pflanzen. Trotzdem fehlte es im 16. Jahrhundert nicht an kräftigen Versuchen, europäische Ansiedelungen dort zu begründen, ja man ging im ersten energischen Anlauf weit ins Vorterrain und legte oben am Paraná in der Nähe des gewaltigen Wasserfalles „Guairá“ — angeblich einer der größten Wasserstürze der Erde, wohin jetzt zu gelangen als eine That besonderer Kühnheit betrachtet wird — eine Colonie an (im Jahre 1557), die sich indessen nach kurzem Bestehen weit nach Westen zurückziehen mußte und den Grund zu der schon mehrfach genannten Villa Rica legte, deren Bewohner sich heute noch in Folge dessen Guaireños nennen. Mouchez legt auf seiner Karte den Platz der „verlassenen Stadt“ sogar auf das linke (heute brasilische) Ufer des Stromes, etwas oberhalb des Falles und nennt sie „ciudad real“; — ob er hierin localen Untersuchungen, einer zuverlässigen Tradition oder nur seiner Phantasie folgt, vermag ich nicht anzugeben; Wisner von Morgenstern, der sich sonst mehrfach bereit zeigt, auf seiner Karte leere Räume durch Gebilde seiner Phantasie zu bevölkern, läßt diese Stelle unbeschrieben. Die Indianer jenes sonst noch völlig öden und uncultivirten linken Ufers des Paraná, die „Tupi“, welche damals die ersten Ansiedler zwangen, sich rückwärts zu concentriren, gelten heute noch für überaus bösartig.

Es wurde schon früher in Capitel VI darauf hingewiesen, wie sich der Uebergang aus dem Nomadenleben der Guaraní zu dem seßhaften Culturleben der Paraguayos in zweifacher Form vollzog, indem einestheils Europäer, mit Einheimischen mehr oder minder erheblich vermischt, sich niederließen, andererseits Indianer ohne wesentlichen Zusatz europäischen Blutes „reducirt“ wurden. Unter den ersten Ansiedlern mögen immerhin eine Anzahl Nichtspanier gewesen sein, selbst der Annahme, daß abenteuernde deutsche Landsknechte an jener Culturarbeit Antheil genommen haben, steht nichts im Wege, und sie findet in dem Vorhandensein deutscher Familiennamen ihre Bestätigung — das maß- und formgebende Element war trotzdem das spanische; aber selbst dieses erwies sich weder als physisch noch als moralisch stark genug, um seine Sprache dem neuen Lande aufzulegen; überall herrscht noch das Indianeridiom, das Guaraní vor.

Eine andere Richtung der Colonisirung, Christianisirung und Erziehung der dort ansässigen Indianer vollzog sich sodann im Laufe des

17. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert hinein durch die erfolgreiche und segensreiche Thätigkeit des Jesuitenordens, von der ebenfalls oben bereits in anderem Zusammenhange gesprochen wurde. Auf der Landkarte kann man noch jetzt an der Hand der der heiligen bezw. Dogmengeschichte entnommenen Namen („Jesus", „Candelaria", „Trinidad", Encarnacion" u. s. w.) dem Gange der Jesuitenmissionen folgen. Die Thätigkeit der letzteren wurde unterbrochen, ihr Werk zerfiel in Folge der gegen sie in Europa ins Werk gesetzten Anfeindungen, die in ihren Wirkungen bis über den Ocean drangen, bis dann in gleicher Weise auch die Wirkungen der französischen Revolution sich drüben in der neuen Welt zu äußern begannen. Das unnatürliche und für beide Theile verderbliche Verhältniß, daß jene unermeßlich weiten, reichen und sich immer mehr bevölkernden Tochterländer Südamerikas von dem entfernten Spanien aus gelenkt und nur zu dessen materiellem Wohlsein ohne Rücksicht auf die eigentlichen Bedürfnisse der Colonien ausgebeutet werden sollten, trat plötzlich in seiner ganzen Unerträglichkeit hervor, als das Mutterland dem Ansturm Napoleons unterlag. Während die Altspanier alle Kraft daran setzten, sich von dem französischen Joche mit Hilfe der Engländer zu befreien, benutzten die Neuspanier im Laplata-Gebiete wie am stillen Oceane die Gelegenheit, sich ebenfalls von dem unerträglichen Despotismus des Mutterlandes zu emancipiren. Die Vicekönigreiche Peru und Buenos Aires, die bis dahin die Verwaltungsbezirke der spanischen Besitzungen in Südamerika gebildet hatten, wurden selbständige Staatenkörper, welche freilich nun erst die Früchte der jahrhundertelangen Mißwirthschaft auszukosten und Zeiten des unerquicklichsten Ueberganges durchzumachen hatten, bis endlich die Creolenstaaten in ihrer jetzigen Form aus ihnen hervorgingen. Die meisten derselben sind freilich auch jetzt noch weit davon entfernt, schon einen endgültigen Zustand darzustellen. Aus der Ferne betrachtet muß es den Anschein erwecken als wäre es damals das Einfachste und Natürlichste gewesen, wenn das kleine Paraguay sein Schicksal mit dem des größeren südlichen Ländercomplexes, mit welchem es geographisch und wirthschaftlich eng verbunden erscheint und in der That politisch und administrativ jahrhundertelang verbunden gewesen war, vereinigt hätte. Aber seltsam genug, schon im Jahre 1811 regte sich bei den Paraguayern jenes eigenthümliche Nationalgefühl, welches sich in einem heftigen Gegensatz gegen die Bonärenser[1]) bethätigte und jeden Anschluß an Argentinien verweigerte. Als dann die Argentinier die Pa-

[1]) Man nennt die Bewohner von Buenos Aires (Lat. „bonae aeres") bald „Bonärenser", bald „Porteños" (= Hafenbewohner); letztere Bezeichnung ist häufiger.

raguayos mit dem Schwerte in der Hand zwingen wollten, sich ihnen politisch anzuschließen, bewährte sich die Tapferkeit des kleinen Volkes ruhmvoll, und der „Cerro Porteño", südöstlich von Paraguari, zeigt heute noch die Stelle, wo die „Porteños" [1]) die Waffen strecken (15. Januar 1811) und sich dazu verstehen mußten, die Paraguayer ihres politischen Glaubens leben zu lassen. Der damals sich bildende Gegensatz zwischen Paraguayern und Porteños ist bis heute noch nicht ausgeglichen; in Buenos Aires herrscht, vielfach selbst bei den dort angesiedelten Fremden, ein förmlicher Haß gegen das harmlose arme Paraguay.

Wie nun das frisch entstandene Natiönchen, in welchem das indianische Blut quantitativ weit das Uebergewicht über das arische besaß, während die moralischen und intellectuellen Triebkräfte von den letzteren ausgingen, die schwere Schule eines sehr seltsamen Despotismus durchzumachen hatte, ist aus der Geschichte sattsam bekannt.

Von den beiden ersten dieser so verschieden beurtheilten Dictatoren, dem Doctor Gaspar Francia und dem Carlos Antonio Lopez, sind uns zuverlässige Porträts erhalten, welche mit den glaubwürdigen historischen Angaben, die mir zum Theil noch von Zeitgenossen derselben direct übermittelt worden sind, ein ziemlich erkennbares Bild ihres Wollens und Strebens geben. Dem Dr. Francia ist es offenbar in erster Linie darauf angekommen, die neu sich bildende „Nation" zu isoliren, um das eben entstehende Nationalgefühl künstlich zu stärken. Bei einem durchaus unmündigen Volke war ein väterlich strenges Regiment und eine völlige, fast hermetische Abschließung von der Außenwelt durchführbar; auch wurde der Zweck, in den Paraguayern das Bewußtsein einer isolirten, abgeschlossenen Nationalität zu erzeugen, vollkommen erreicht. Es schwebte den beiden Männern wohl ein ähnliches Erziehungsideal vor, wie früher den Jesuiten, aber nur dunkel und unklar, auch fehlte diesen beiden die sittliche Kraft, welche der Orden Jesu in Amerika in hohem Maße bethätigt zu haben scheint. Denn freilich, die Persönlichkeit des ersten Lopez war keine, welche unsre Sympathien erregen könnte; willkürlich, brutal, geschmacklos, plump stellen ihn alle Schilderungen seines Wesens, alle die von ihm erhaltenen Anekdoten, sowie auch die Züge seines Bildes dar. Von Francia wissen wir außerordentlich wenig: er lebte in strenger Zurückgezogenheit und mied jede unnöthige Berührung mit der Außenwelt. Die Grausamkeit und Niedrigkeit des älteren Lopez ward durch seinen Sohn und Nachfolger, Fran-

[1]) Siehe vorige Note.

cisco Solano Lopez, überboten: von all den Wütherichen, denen von dem Schicksal Gewalt über ihre Mitmenschen gegeben ward, und welche wegen schnödesten Mißbrauches dieser Gewalt von der Geschichte gebrandmarkt worden sind, ist Lopez II. einer der widerwärtigsten wohl deshalb, weil ihm jeder Zoll persönlichen Muthes fehlt. Alle üblen Eigenschaften des schlechtgerathenen Mischlings kommen bei ihm zur Geltung, besonders seitdem er begonnen hatte, durch einen unbesonnen angefachten Krieg mit drei Staaten, der argentinischen Confederation, der republica oriental del Uruguay und dem Kaiserthum Brasilien, sein und seines Landes Schicksal aufs Spiel zu setzen. Dieser furchtbare, wegen der Ungleichheit der Streitkräfte und der Tapferkeit und Ausdauer der endlich von erdrückender Mehrheit besiegten Partei höchst merkwürdige Krieg darf in seinem Verlaufe als bekannt angesehen werden, jedenfalls würde eine Darstellung desselben sich der Absicht dieses Buches entziehen. Wer die fesselnden und glaubwürdigen Aufzeichnungen eines sehr tapferen und edlen Augenzeugen lesen will, dem sei Max von Versen: „Reisen in Amerika und der Südamerikanische Krieg" (Gera, Reisewitz 1879) empfohlen. Freilich ist Alles, was Versen nicht als Augenzeuge, sondern nur von Hörensagen berichtet, mit großer Vorsicht aufzunehmen, seine eigenen Erfahrungen aber — er machte den größten Theil des Krieges im Lager des Lopez als Zuschauer, später als Gefangener mit — sind höchst merkwürdig und lesen sich kaum noch wie Geschichte, sondern mehr wie Theile eines Schreckensromans; seine Darstellungen stimmen mit dem, was ich sonst von Augenzeugen in Erfahrung bringen konnte, überein.

Es ist bekannt, daß schließlich der für Paraguay unglückliche Ausgang dieses Krieges im Jahre 1870 (am 1. März) dem Tyrannen Lopez den Tod am Cerro Corá (im N.-O. des Landes) brachte, dem Volke bald darauf einen unvortheilhaften Frieden mit erheblicher Verkleinerung des Staates und erdrückender Kriegsschuld, nachdem der Wohlstand des Landes zerstört und der größere Theil der Bevölkerung, darunter die Mehrzahl der erwachsenen Männer vernichtet worden war. Außerdem wurde die „Nation der Paraguayer" auch noch mit der republikanischen Freiheit beschenkt.

Wenn man die 60 Jahre paraguayischer Geschichte überblickt, welche von der Lostrennung der Colonie vom Mutterlande bis zur Aufrichtung der freien Republik verflossen sind, so sollte man meinen, sie müßten dem heutigen Paraguayer als eine Zeit des Elendes und der Trübsal erscheinen. Dies ist indessen nicht der Fall; man wird allerwärts auf dem platten Lande finden, daß die Leute auf die Zeit des

Lopez als auf die „gute alte Zeit" zurückschauen, da Wohlstand, Ordnung, und — Gerechtigkeit herrschte. Selten wird der gemeine Mann in Paraguay von den Zeiten des Lopez ohne ein Gefühl der Sehnsucht und Pietät sprechen. Um diese auffallende Thatsache zu verstehen, muß man die heutige Regierungsform und die Beschaffenheit des Volkes ins Auge fassen.

Nach dem Friedensschlusse, welcher dem mit beispielloser Hartnäckigkeit und anerkennenswerther Tapferkeit geführten Kriege Paruguays mit den drei oben genannten Nachbarstaaten ein Ende setzte, wurde in Paraguay eine Verfassung eingeführt, welche nach dem Muster der argentinischen ohne besondere Berücksichtigung des Landes und des Volksthums zugeschnitten ist; die argentinische Constitution ist bekanntlich im Wesentlichen wiederum ein Abklatsch der Verfassung der V. Staaten, welche denn überhaupt das bewußt befolgte Vorbild für die Argentinische Republik zu bilden scheinen. Nach dieser Verfassung ist das Land in Districte getheilt, jeder Distrikt wählt einen Abgeordneten in die Deputirtenkammer, je 2 Districte einen Senator in den Senat; — Senatoren wie Deputirte beziehen hohe Gehälter! In denselben Wahlkreisen vollzieht sich auch alle 4 Jahre die Wahl des Präsidenten der Republik, welcher dann sofort nicht nur die Ministerien, sondern sämmtliche Stellen im Lande mit Männern seiner Parteirichtung, Freundschaft, Verwandtschaft zu besetzen pflegt. Man wird selten einen Beamten finden, der nicht in irgend welchem freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Präsidenten oder einem seiner Minister stände. Um nun recht viele gute Freunde, Vettern, Schwäger, Gevattern 2c. versorgen zu können, hat man möglichst viele Stellen geschaffen, von denen einige unsere Verwunderung zu erregen geeignet sind. So besitzt z. B. der Staat Paraguay ein Kriegsschiff und einige kleinere Fahrzeuge, um den Dienst der Regierung auf dem Flusse zu versehen; zu dieser Flotte gehört ein Minister der Marine mit dem obligaten Apparate von Beamten. Die höheren Staatsstellen sind im Verhältniß zu der Größe des Landes und den Einwohnern des Staats sehr reichlich besoldet, der Präsident bezieht z. B. monatlich 1000 P. f. (= 4000 M.), die Minister 200—250 P. f. monatlich (= 800—1000 M.); dennoch gilt es für zulässig, daß man sich, abgesehen von dem Gehalte, noch aus den Mitteln des Staates bereichere. In den meisten westeuropäischen Staaten würde man für derartiges Verfahren einen sehr harten Ausdruck haben; in den Creolenstaaten Südamerikas würde man vielmehr einen Beamten, der die günstige Gelegenheit sein Glück zu machen versäumt, für thöricht halten. Allerdings müssen auch hier gewisse Grenzen innegehalten und wenigstens

der Skandal vermieden werden: während meines Aufenthaltes im Lande wurde der Finanzminister öffentlich in der Deputirtenkammer und in einer der drei in Asuncion erscheinenden Zeitungen in der allerunverblümtesten Weise beschuldigt, Staatsgelder in erheblicher Höhe veruntreut zu haben; die Zeitung „el Heraldo“ nannte ihn geradezu nur den „gran ladron de la patria“; die öffentliche Meinung war in der That eine Zeitlang ziemlich aufgeregt, eine Untersuchung von Seiten der bestürzten Regierung wurde versprochen, aber nicht angestellt; endlich nahm der angefeindete Minister seinen Abschied „aus Gesundheitsrücksichten“ und — die Angelegenheit war erledigt. Die bescheidenen Bürger der freien Republick trösteten sich, daß der oder die in Frage kommenden Mitglieder der Regierung wenigstens ihren Raub in Paraguay selbst verzehren würden und den Verlust also dem Lande im gewissem Sinne wieder zu Gute kommen ließen, während frühere ähnliche Minister ꝛc. ihr frisch erworbenes Vermögen nach Buenos Aires, dem Paris Südamerikas, in Sicherheit gebracht hätten. —

Es fehlt der zeitweiligen Regierung keineswegs an wohlmeinenden, für die gedeihliche Entwickelung ihres Landes besorgten Männern; für das Schulwesen wird verhältnißmäßig viel gethan; mindestens in jeder Capilla ist eine Elementarschule für Knaben, welche letztere oft meilenweit in die Schule zu gehen oder zu reiten haben; auch auf dem Lande findet man vereinzelte Schulen, von deren Einrichtung und Lehrthätigkeit und -Erfolg man sich freilich die denkbar bescheidensten Vorstellungen machen muß. In den größeren Ortschaften (z. B. Concepcion, Villa Rica) befinden sich nicht nur höher entwickelte Anstalten für Knaben, sondern auch Mädchenschulen; an diesen unterrichten durchweg Frauen; in Paraguari, Caapucú, Caraguataý lernte ich Lehranstalten für Mädchen kennen, deren Leiterinnen einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck machten, in zwei Fällen von den dreien waren es freilich Ausländerinnen. In Asuncion giebt es zahlreiche öffentliche und private Schulen für jedes der beiden Geschlechter; vor Allem befindet sich daselbst die höchste Lehranstalt des Landes das „colegio nacional“. Dieses vor 7 Jahren gegründete Institut spricht für die Weisheit der regierenden Kreise; es ist mit der ausgesprochenen Absicht eingerichtet worden, einen Stock gebildeter, klarer patriotischer Männer heranzuziehen, in deren Händen einmal die Regierung und die Freiheit des Landes sicher ruhen könnte. Jeder District hat das Recht auf 2 Freistellen in dieser Anstalt, die mit der eigentlichen, auch von Extraneern besuchten Schule ein klösterlich eingerichtetes und geleitetes Alumnat verbindet. Die dorthin gesandten Zöglinge haben Alles, selbst die Kleidung frei, und das für das Colegio festge-

setzte Geld, 5 % der Hafeneinnahme, wird an erster Stelle von dem Budget ausgesondert und stets sicher angewiesen. Die Lehrkräfte der Anstalt können als vortrefflich bezeichnet werden; in dem Stundenplan freilich herrscht offenbar noch das Zuviel, und in manchem zur Aufnahme eines überreichen Lehrstoffes nicht recht geeigneten Kopfe mag dadurch einige Confusion entstehen. In dem ersten Jahre nach ihrer Aufnahme müssen die Knaben Spanisch lernen, und damit sie diese mühsam zu erlernende officielle Sprache nicht wieder vergessen, ist es strengstens verboten, im Colegio Guaraní zu sprechen, — ein Verbot, welches freilich oft genug übertreten werden mag, da man die Natur nicht unterdrücken kann. Später wird dann Naturgeschichte, Physik, Religion, Geschichte, Sprachen, Rechtswissenschaft, Mathematik ꝛc. ꝛc. gelehrt; — die Schule ist also nach unseren Begriffen eine Vereinigung von Real-Gymnasium und Akademie, bei einem Cursus von 5 Jahren!

Wenn diese Fürsorge der zeitigen paraguayischen Regierung für das höhere und niedere Unterrichtswesen in hohem Maße anzuerkennen ist, so muß man auch wenigstens den guten Willen loben, der sich in der Begünstigung fremdländischer Einwanderung, in der Sorge für Colonisation bekundet. Es leidet unter den Einsichtigen im Lande keinen Zweifel, daß das durch den entsetzlichen Krieg zerknickte, in Schwäche, Resignation und Armuth zurückgeschleuderte Volk aus eigener Kraft kaum im Stande sein wird, sich materiell und moralisch zu heben. Man hat allgemein erkannt: es bedarf dazu u. A. auch des Zusatzes von gutem fremden Blute, der aus Rio grande do Sul die wohlhabendste und ethnographisch günstigst gestellte Provinz Brasiliens gemacht hat, dem vor Allem die Vereinigten Staaten ihren erstaunlich energischen Aufschwung verdanken. Von allen europäischen Nationen hatte man und hat man zum Theil noch das meiste Vertrauen zu den Deutschen; man meinte, daß eine starke deutsche Einwanderung, daß die Anlegung deutscher Bauern-colonien dem tief daniederliegenden Lande am ehesten und sichersten aufhelfen könnten und hat hier wohl wiederum das glänzende Vorbild der Vereinigten Staaten vor Augen gehabt. So ist denn eine beträchtliche Summe alljährlich zur Begünstigung der Einwanderung und zur Unterhaltung der zu diesen Zwecken angelegten beiden Colonien Villa Hayes und San Bernardino, ausgeworfen worden und kommt in der That zur Verwendung; denn um mit den näher und in manchen Hinsichten günstiger gelegenen argentinischen Provinzen wetteifern zu können, mußte man den Einwanderern sehr weitgehende Vortheile anbieten. Was nach dieser Hinsicht erreicht und was verfehlt worden ist, wird in einem folgenden Capitel in anderem Zusammenhange zu erörtern sein.

In der Fürsorge für das öffentliche Unterrichtswesen, für die Einwanderung und Colonisation scheint die Regierung bis jetzt ihre Hauptaufgabe im Dienste des Volkswohls erkannt zu haben; es wird sich sonst nicht viel finden lassen, was besondere Erwähnung verdiente. Was dem Lande vor Allem aufhelfen könnte und wofür in erster Linie zu sorgen wäre, unterbleibt völlig: die Verkehrswege sind, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit hatte, in dem denkbar erbärmlichsten Zustande; nach dieser Richtung hin geschieht reinweg gar nichts, und doch wäre mit ziemlich geringem Aufwande von Energie und Umsicht hier schon manches Nützliche zu schaffen. Da allerorts im Lande gutes Bauholz wächst, da der Jefe politico die Männer seines Districtes im Dienste des Gemeindewohls zur Arbeit heranziehen kann, so wäre die Anlage von hölzernen Brücken an den wichtigsten Fluß-Passagen, die Herstellung von Knüppeldämmen durch die gefährlichsten Sümpfe u. dergl. keine allzu kostspielige Unternehmung, die trotzdem den Verkehr außerordentlich erleichtern würde. Die einzige Eisenbahn des Landes (s. o.) ist in privatem Besitz und wird sehr unzulänglich verwaltet, ihre Weiterführung zunächst bis zur Villa Rica wird schon lange geplant; die Rentabilität ist bei verständigem, überlegtem Bauen nicht unwahrscheinlich, wenigstens für spätere Zeiten, wann das Verkehrsmittel den Verkehr gesteigert hätte, aber der Staat, welcher allenfalls von seinem Budget die Mittel dazu auftreiben könnte, thut nichts, um dieses Ziel zu erreichen, sondern sucht Privatcapital dafür zu interessiren, welches allerdings hierfür in dem Falle mit Vortheil sich verwenden ließe, wenn gleichzeitig coloniale Anlagen damit in Verbindung gebracht würden. Während diese Zeilen niedergeschrieben werden, scheint es, als ob eine englische Gesellschaft die alte Bahn mit der Verpflichtung der Weiterführung übernehmen würde.

Ein anderer, ebenfalls längst gehegter Plan der Regierung, den im Rohbau vollendeten, aber seitdem durch die Granaten der Brasilier und den Zahn der Zeit theilweise zerstörten „Kaiserpalast" des zweiten Lopez als „cabildo" (Regierungsgebäude) ausbauen zu lassen, würde zwar keine Vermehrung des Nationalwohlstandes bedeuten, aber doch die Bauthätigkeit beleben und „Geld unter die Leute bringen". Freilich wurde während meines Aufenthaltes in Asuncion so lebhaft gebaut, daß es oft schwer hielt, die nöthigen Kräfte zu gewinnen und Materialien herbeizuschaffen.

Die Einnahmen des Staates Paraguay bestehen lediglich in Zöllen. Staats-Steuern irgend welcher Art giebt es nicht. Der auf dem Lande lebende Einwohner ist von jeder Besteuerung vollständig frei. Der Zoll ist ein sehr hoher Einfuhr- und ein niedriger

Ausfuhrzoll, letzterer nur auf Yerba und Tabak. Da die meisten Einfuhrartikel sich mehr oder weniger mit dem Begriffe Luxusartikel decken, einige nothwendige Dinge (Zaundraht, landwirthschaftliche Maschinen ꝛc.) zollfrei sind, so haben wir hier beinahe eine sehr verständige, verhältnißmäßig leicht zu erhebende Luxussteuer. Wollte man die größeren Heerden (etwa von 100 Köpfen an aufwärts) angemessen besteuern, außerdem der hier wie überall in Südamerika lebhaft blühenden Schmuggelei mehr Einhalt gebieten, so könnte man die Staatseinnahmen, ohne das Volk zu drücken, leicht um 30—40 % erhöhen. Die Zolleinnahmen betrugen im Jahre 1882 P. f. 477,621 (ca. 1,900,000 M.), von denen 394,041 auf den Eingangszoll, 83,580 auf den Ausgangszoll entfielen.

Die Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibenden in den geschlossenen Ortschaften, „Capillas" und „Villas", vor Allem in der Hauptstadt Asuncion haben außerdem eine zum Theil sehr hohe Communalsteuer zu tragen, sie müssen sich für ihr Gewerbe ein Patent lösen, sich an der kläglich mangelhaften Straßenbeleuchtung, der völlig unzulänglichen Straßenreinigung ꝛc. betheiligen, so daß namentlich dem Anfänger die Existenz ziemlich erschwert wird. Einem solchen, sofern er nicht über einiges Capital und über genügende Erfahrung verfügt, würde ich kaum rathen, sich in Asuncion zur Betreibung eines Geschäftes oder Gewerbes niederzulassen. Wer freilich als Handwerker etwas Tüchtiges leistet, wird sich mit der Zeit auch dort zur Geltung bringen, wie dies mehrfache Beispiele beweisen. Günstiger sind die Aussichten in kleineren Ortschaften.

Die Centralregierung befindet sich der Verfassung zufolge für alle Zeiten in Asuncion. Außer dem Präsidenten und Vicepräsidenten giebt es sieben Minister (Justiz, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, Aeußeres, öffentlicher Unterricht) mit dem obligaten Beamtenheer. Direct unter der Centralregierung stehen die Jefes politicos (die Vorsteher der Landesdistricte) und an besonders wichtigen Orten die militärischen Commandanten, außerdem die Friedensrichter. Alle diese Beamten sind besoldet, und hie und da sind ihnen sogenannte Comisarii unterstellt, die ebenfalls ein kleines Gehalt beziehen. Da diese Beamten der Kunst des Lesens und Schreibens nicht immer kundig sind, so pflegen sie mit Hilfe eines Secretario ihr Amt zu versehen. Der Versuch des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit, der bisweilen von diesen Jefes gemacht wird, hat sofortige Absetzung zur Folge; man weiß zu erzählen, daß die Wahl der ländlichen Obrigkeiten nicht immer glücklich gewesen sei. Ich habe bei meinen Reisen einen erheblichen Theil der Jefes und

Commandanten persönlich kennen gelernt und unter ihnen viele einsichtsvolle und energische Menschen gefunden. —

Die Ausübung der Seelsorge ist augenblicklich sehr mangelhaft. Das Land ist durchweg römisch-katholisch, wenn man es so nennen will, d. h. die halbcivilisirten Indianer haben ihren heidnischen Aberglauben mit einem durchsichtigen christlichen Mantel überkleidet. Auch die Abhängigkeit von Rom, die unter den Dictatoren vollständig unterbrochen war, scheint mehr eine nominelle zu sein. Paraguay bildet ein Bisthum, dessen Verweser stets ein Eingeborener sein und in Asuncion seinen Sitz haben muß; ursprünglich hat wohl auch jedes Kirchspiel einen Pfarrer gehabt, aber da in dem langen Kriege die Vorbereitung für den Priesterstand unmöglich war und die meisten Priester durch Lopez ermordet wurden oder sonst zu Grunde gingen, herrscht augenblicklich ein fühlbarer Mangel an priesterlichen Kräften; mancher Cura hat 3 und mehr Kirchspiele zu versehen, und in fern gelegenen Ortschaften ist nur in seltenen Fällen „funcion"; zu den Orten Yhu, San Joaquin, Lima, Jesus u. a. hat der Geistliche von seiner Parochie aus mühselige und beschwerliche, bisweilen selbst nicht ungefährliche Tagereisen zu machen.

Die paraguayischen Geistlichen mögen augenblicklich etwa zur Hälfte Fremde sein, meist Süditaliener. Obwohl dieselben sich nur nothdürftig mit ihren, fast ausschließlich Guarani sprechenden Beichtkindern verständigen können, genießen sie doch ein hohes Ansehen in der Gemeinde und herrschen durch den Beichtstuhl unbedingt namentlich über die Frauengemüther. Denn die Paraguayer sind religiösen Anschauungen und Gebräuchen über die Maßen ergeben, freilich meist nur wohl äußerlich, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken. Häufig begegne ich in Deutschland der Annahme, als sei in Paraguay, der ehemaligen Domäne des Jesuitenordens, auch heute noch der Einfluß der Väter vom Orden Jesu von irgend welcher Bedeutung. Dies ist ein thatsächlicher Irrthum. Den Nichtkatholiken irgend welcher Denomination wird von Seiten der katholischen Priester oder Laien, so verworren deren Ansicht über Lutherthum und Freimaurerei (welche beiden man sich häufig als identisch vorstellt!) auch sind, keinerlei Haß entgegengebracht oder Schwierigkeit in der Ausübung ihres Cultus bereitet. — Es ist Aussicht vorhanden, daß der Mangel an Priestern überhaupt, speciell an eingeborenen, sich mit der Zeit durch den Nachwuchs einheimischer Theologen ausgleichen wird. Von den paraguayischen Priestern genießt der Pater Maiz in dem Districte Arroyos y Esteros (Capilla Duarte) ein hohes Ansehen im ganzen Lande und große Beliebtheit in

seiner Gemeinde. Derselbe ist einer der wenigen Paraguayer, die literarisch thätig gewesen sind und die Europa aus eigener Anschauung kennen; auch ist er nicht nur Priester der Gemeinde, sondern zugleich Lehrer der Kinder. Die von ihm geleitete Schule der Capilla ist vortrefflich geordnet.

Die paraguayischen Geistlichen erhalten keine Besoldung, ihre Einnahme besteht lediglich in den Sporteln für die Amtshandlungen, welche allerdings hoch bemessen sind, dergestalt, daß die kirchliche Eheschließung der hohen Kosten wegen vielfach von den geringeren Leuten vermieden, und, wie ich schon erwähnte, die wilde Ehe vorgezogen wird. Die Wohlhabenderen in Asuncion ziehen jetzt durchweg die legitime Eheschließung dem Concubinate vor. Außerdem sind für Taufen, Begräbnisse, Beichten, Seelenmessen &c. hohe Preise festgesetzt, so daß die Stellung des Pfarrers allgemein als eine recht einträgliche angesehen wird, wozu noch kommt, daß er an Ehren und Ansehen, wenn er seinen Lebenswandel einigermaßen danach einrichtet, Allen voransteht. Daß der Priester mit einer Frau zusammenlebt und Kinder hat, wurde in einem mir bekannten Falle von der Gemeinde nicht als anstößig angesehen. Nach dieser Richtung macht sich die Indolenz der amerikanischen Rasse geltend; ich erinnere mich in einer Zeitung einen, von einem mir bekannten Obersten G. unterschriebenen Artikel gelesen zu haben, in welchem der Pfarrer des Districtes in den allerunmißverständlichsten Worten aufgefordert wurde, weniger zu lügen und sich eines anständigen Lebenswandels zu befleißigen. In Folge dieses Artikels, der an den Ton der schlimmsten deutschen liberalen Zeitungen erinnerte, wurde weder der Geistliche zur Rechenschaft gezogen, noch der Artikelschreiber gerichtlich oder sonstwie belangt, sondern es blieb Alles beim Alten.

Geistliche irgend einer andern Religion oder Confession als der römisch-katholischen giebt es in Paraguay noch nicht, die in nicht geringer Anzahl im Lande lebenden evangelischen Deutschen und Engländer haben noch keine Kirche; doch würde der Errichtung einer solchen weder von Seiten des Staates, noch von Seiten der Gesellschaft oder der kirchlichen Behörden irgend etwas in den Weg gelegt werden.

In den Kreisen der Gebildeteren und Wohlhabenderen läßt man zwar äußerlich der Kirche Ehre zu Theil werden, aber das kirchliche Leben überläßt man den Frauen, welche im Beichten, Messeanhören &c. einen großen Eifer entwickeln. Nur bei Gelegenheit hoher nationaler oder kirchlicher Feste betheiligen sich wohl auch die Männer der besseren Stände an den „funciones“, Processionen und Aehnlichem. Im Uebrigen ist das Ideal des nach Bildung verlangenden Landeskindes von

Paraguay die europäische „Civilisation“; dieses Wort wird oft gehört. Was als Product oder Bestandtheil jener „Civilisation“ angesehen wird, findet dort bereitwillige Aufnahme und Nacheiferung. Freilich gelangen neben einzelnen echten Wirkungen europäischen Culturlebens auch recht verwunderliche Erzeugnisse jener „Civilisation“ an jene Confinien der Barberei. So sieht man wohl den Indianer, wenn er 8 Monate in den Yerbales gearbeitet hat, sich Haaröl, wohlriechendes Wasser (agua Florida) und mancherlei Firlefanz kaufen; ganz außerordentlich gedeiht der Handel mit Geheimmitteln, die in Newyork, Paris und sonst eigens zu dem Zwecke des Vertriebes in den Creolenstaaten fabricirt und mit einer drolligen Reclame unter wunderlichem Namen vertrieben werden — was bei dem auch sonst zu beobachtenden crassen Aberglauben jener Völker nicht Wunder nehmen darf. Auch die in Europa von den Verständigen schon auf die Proscriptionsliste gesetzte Impfung mit Pockeneiter gilt den braven Paraguayos als ein Erzeugniß und ein Bestandtheil der europäischen Civilisation und wird in Folge dessen eifrig empfohlen; es finden sich denn in der abergläubigen Bevölkerung auch genug Leute, die an diese Thorheit glauben und ihre armen Kinder impfen lassen: eine Maßregel, welche in einer physisch ziemlich degenerirten Bevölkerung eine herrliche Wirkung auf den Gesundheitszustand haben muß. Von der Wohlthat einer gesetzlichen Zwangsimpfung ist indessen das arme Volk noch befreit, auch würde ein solches Gesetz, selbst wenn es bestände, in Paraguay völlig undurchführbar sein.

In der Schwärmerei für europäische Civilisation liegt neben vieler, bei Creolen unvermeidlicher Rhetorik doch ein echter Kern; in der jüngeren Generation namentlich ist ein gewisses, wenn auch noch sehr dilettantenhaftes Interesse für Kunst, Literatur und Wissenschaft bemerkbar; bei jüngeren Leuten kann man auch Bücher (spanische, französische, vielleicht auch englische) anderen als religiösen oder belletristischen Inhaltes antreffen. Mit dem jetzt sichtbar wachsenden Wohlstande der Bevölkerung wird auch der Trieb, durch Reisen Bildung zu erwerben, sich wieder stärker bethätigen, als es in den ersten Jahren nach dem Kriege möglich war. Es stecken in der paraguayischen Bevölkerung eine Reihe guter Elemente und hoffnungsvoller Keime, aber nur bei einer ungewöhnlich günstigen Wendung der Dinge können dieselben zur Entwickelung kommen. Dem Lande thut zweierlei dringend noth: ein beständiger Zufluß einer tüchtigen, intelligenten, arbeitsamen Einwanderer-Bevölkerung und eine sparsame, umsichtige, uneigennützige, straffe Regierung; Beides hängt eng zusammen: die brauchbare Einwanderung wird um so eher und williger kommen, je geordneter und zuverlässiger

die Regierung sein wird. Diese müßte damit anfangen die Staatsschulden zu reguliren, was deshalb wohl nicht allzu schwer ist, weil dieselben bei ihrer enormen Höhe kaum ganz ernst genommen werden. Der Staat schuldet seit dem Friedensschlusse an Brasilien und in Folge einer thörichten Anleihe (siehe Cap. XI) an England Summen, die er mit seinen Einkünften nicht nur niemals abtragen, sondern nicht einmal verzinsen kann. Die Ordnung dieser Schuldangelegenheit ist im Werke, sobald sie erfolgt ist, wird europäisches Capital in größerem Maßstabe sich nicht unvortheilhaft auch in jenem Lande niederlassen können, wo eine Verzinsung von weniger als 1 % monatlich für unzulänglich betrachtet wird. Einer günstigeren, wirthschaftlichen Entwickelung des Landes steht dann nichts mehr im Wege. Daß dieselbe durch die staatliche Absonderung Paraguays sehr gehemmt wird, ist schon oft mit zweifelloser Richtigkeit bemerkt worden. Paraguay als eine Provinz des großen Argentinischen Bundes, würde wirthschaftlich offenbar eine weit günstigere Stellung haben, denn als selbständiger Staat. Der Hauptmarkt für die Producte des Ländchens bleiben bis auf Weiteres Buenos Aires und Rosario de Sa. Fé, welche es natürlich in der Hand haben, die Zufuhr der Producte des Auslandes durch Zölle zu erschweren. Materiell würde Paraguay durch Aufgehen in die Argentinische Republik nichts verlieren und viel gewinnen. Aber die Freude an der Selbständigkeit, die Lust ein eigenes Staatswesen zu bilden, ist in den Paraguayern augenblicklich noch viel zu stark, als daß man erwarten könnte, die kleine, für den Anschluß an Argentinien wirkende Partei würde durchdringen. Man würde heutzutage eine derartige Agitation vermuthlich sogar als Vaterlandsverrath auffassen. Es ist begreiflich, daß ein Volk, welches bei der Vertheidigung seines Vaterlandes so viel gelitten hat, wie das paraguayische, nicht so leicht zum staatlichen Anschluß an seine ehemaligen militärischen Gegner zu bewegen sein wird. —

X.

Meine Thätigkeit in Paraguay,

Aufenthalt in dem Gebiete der Colonie San Bernardino, Reise an den Alto Paraná, Encarnacion — Tacuru-pucú; — Jesuiten-Architektur.

Eine kurze Schilderung meiner Reisen und meines sonstigen Aufenthaltes in Paraguay erscheint unerläßlich, sowohl um mich darüber auszuweisen, daß ich mich in den Stand gesetzt habe ein gültiges Urtheil über das Land abzugeben, als auch weil bei den hier zu gebenden Schilderungen mancherlei interessante Einzelheiten zur Sprache gebracht werden können, welche zur Kenntniß des Landes dienlich sind.

Als ich am 19. März 1883 in Asuncion angekommen war, suchte ich mich zunächst durch Erkundigungen bei Experten und durch einige kleinere Reisen in die Umgegend bis über die Villa Rica hinaus, in die Colonie San Bernardino u. a. flüchtig zu orientiren. Bei diesen ersten Bemühungen so wie auch später noch bei meinen Reisen habe ich dem Generalcommissar für das Einwanderungswesen, Herrn Georg Metzler in Asuncion, viel zu danken gehabt, welcher mir mit Rath und Hilfe, wenn es nöthig erschien, stets zur Hand war, was ich hiermit gern anerkenne. Auch andere mir befreundete Männer haben mir bei meinen Bemühungen, das Land kennen zu lernen und über die einschlägigen Verhältnisse Auskunft zu erlangen, erfolgreiche Hilfe geleistet, wofür ich mich ihnen aufrichtig verpflichtet fühle; namentlich der englische Vice-Consul in Paraguay, Herr Dr. William Stewart, und Señor Don Cirilo Solalinde verdienen nach dieser Richtung meinen wärmsten, ausdrücklichsten Dank. Von Seiten der Regierung habe ich das freundlichste Entgegenkommen erfahren. Schon von Berlin aus hatte ich mich brieflich an den Präsidenten der Republik, Señor Don Bernardino Caballero, gewendet und die Regierung um Entgegenkommen bei meinen Bemühungen gebeten; ich fand in Folge dessen bereits die paraguayischen Consulate in Montevideo und Buenos Aires angewiesen, mir eventuell mit Rath und That zur Hand zu sein, und habe von dem Präsidenten selbst wie von dem Minister des Innern, Herrn Oberst Meza, in mehrfachen eingehenden Unterredungen die Zusicherung erhalten, daß etwaige von mir ins Leben zu rufende colonisatorische Unternehmungen jegliche Förderung von Seiten der paraguayischen Regierung erwarten dürften.

Für meine fernerhin zu schildernden Reisen gab mir der Minister außerdem ein Schreiben mit, in welchem alle staatlichen Autoritäten des Landes angewiesen wurden, mir jeden erwünschten Aufschluß zu ertheilen und mir gegebenen Falles Hilfe zu leisten. Dieses Empfehlungsschreiben hat mir wesentliche Dienste gethan und wurde in den meisten (nicht allen) Fällen respectirt. Es ist für den, welcher in jenen Ländern größere Reisen unternehmen will, sehr räthlich, sich des guten Willens der Behörden im Voraus zu vergewissern. Ein ähnliches Entgegenkommen wurde mir später, wie ich schon erwähnte, von Seiten der argentinischen Behörden nicht zu Theil, und dieser Mangel an Entgegenkommen bewog mich, von meinem Plane, meine Untersuchungen im Interesse deutscher Colonisation auch auf jenes Land auszudehnen, abzustehen, so daß ich es nur flüchtig und en passant kennen lernen konnte.

Nach den ersten vorläufigen Orientirungen und Bekanntschaften konnte es mir nicht zweifelhaft erscheinen, daß zur Erreichung meines Zieles, mir ein Urtheil über die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Paraguay zu bilden, eine doppelte Arbeit zu verrichten sei: ich mußte das Leben des Landarbeiters unter den dortigen klimatischen und ökonomischen Bedingungen persönlich genau kennen lernen, außerdem aber das Land nach allen seinen Richtungen hin durchmessen, um mir namentlich auch einen Ueberblick über die Fruchtbarkeit und Zugänglichkeit der noch wenig bewohnten Gegenden zu verschaffen. Der erste Theil meiner Aufgabe ließ sich füglich nicht anders erreichen, als dadurch, daß ich mir selbst Grundbesitz erwarb und wie ein Bauer arbeitete; als geeignetster Ort bot sich mir zu diesem Ende die deutsche Colonie San Bernardino. Ich kaufte mir dort, und zwar an der östlichen Grenze des Colonialgebietes unfern der Capilla von Atira, etwa eine deutsche Meile von der Capilla von Altos und etwa 3 Leguas von der Eisenbahnstation Tacuarál in dem Districte Tucanguá, ein eingezäuntes Grundstück mit einer strohgedeckten Lehmhütte und einer danebenstehenden Küche; diese Gebäude waren nach drei Seiten hin von etwa 70 hohen, schönen, reichlich tragenden Apfelsinenbäumen umgeben, welche willkommenen Schatten, Schutz gegen die Süd- und Südwest-Winde und 9 Monate lang im Jahre überreichen Fruchtsegen boten. Das ganze Anwesen mochte etwa 10 preußische Morgen Flächeninhalt haben, doch hätte mich nichts gehindert, nach der einen Seite sowie hinten nach dem Walde zu weit größere Flächen, zum Theil jungfräulichen Bodens, in Cultur zu nehmen. Der nahe Wald bot genügendes Brennholz, auch noch Nutzholz für Bauten und Zäune in mäßigem Umfange. Dreihundert Schritt von dem Hause befand sich

ein starker Quell klarsten wohlschmeckenden Wassers, etwas weiter ein kleiner Bach, zum Theil von diesem Quell gespeist, der sich etwa 1 km von meinem Hause mit einem etwas reichlicheren Bache vereinigte. Alle diese Gewässer versiegten auch in den Zeiten einer anhaltend trockenen Witterung, wie wir sie Februar — März 1884 erlebten, nicht. Zu beiden Seiten dieser Bäche waren Grasflächen, welche einem mäßigen Viehstand reichliches Futter boten. Das kleine Anwesen, welches ich mit ca. 14 P. f. (= 56 M.) bezahlte, erwies sich für eine kleine bäuerliche Wirthschaft als außerordentlich geeignet, die Lage war eine der günstigsten in der Colonie, obwohl die Entfernung bis zum Stadtplatz etwa 3 Leguas betrug; zur Unterhaltung eines etwaigen größeren Viehstandes war indessen das dort wachsende Futter nicht ausreichend. Der Zustand der kleinen Gebäude und des Zaunes erwies sich als mangelhaft und erforderte schleunige Reparaturarbeiten, welche etwa das Doppelte des ursprünglichen Kaufpreises betrugen. Eine Arbeiter- oder Bauern-Familie mit einigen Stück Vieh hätte hier eine ganz erträgliche und jedenfalls sorglose Existenz führen können, indem sie durch Butterverkauf, Almidonfabrikation, Tabakscultur ꝛc. sich eine sichere Einnahme verschafft hätte. Mir kam es darauf an, wohlfeil zu leben, die Art des wirthschaftlichen Betriebes unter den deutschen Colonisten kennen zu lernen und dabei selbst den Versuch zu machen, ob ein nicht zur harten körperlichen Arbeit erzogener Mann sich bei gewissenhafter Anstrengung wenigstens seine Existenz lediglich durch kleinbäuerliche Wirthschaft fristen könnte. Was die Resultate des letztgenannten Versuches anlangt, so habe ich festgestellt, daß ein gesunder Mann mit bescheidenen Ansprüchen an das Leben, wenn sein Anlagecapital ausreicht, um sich ein Häuschen zu bauen oder zu kaufen, einige Morgen Land einzuzäunen, einen festen Viehhof für einige Stück Vieh und diese selbst sich zu beschaffen (alles dieses würde für weniger als 1000 Mark zu haben sein), wenn er täglich einige Stunden bei der Arbeit hilft, ganz erträglich leben kann; ist sein Anlagecapital so groß, daß er das Hauptgewicht auf Viehzucht legen, einen Knecht und eine Magd besolden kann, dann wird seine materielle Lage wesentlich angenehmer.

Ueber meine besonderen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich als Landmann während meines Aufenthaltes in jener anmuthig-friedlichen Gegend Paraguays gemacht habe, wird weiter unten in anderem Zusammenhange (Cap. XII) zu sprechen sein, ebenso wie über die Möglichkeiten des Fortkommens, die sich den einzelnen Ansiedlern in jenem Lande bieten. An dieser Stelle will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich jene Zeit, die ich in den einfachsten und ursprünglichsten gesell-

schaftlichen und materiellen Verhältnissen zubrachte, zu den glücklichsten meines Lebens rechne; hierzu haben die angenehmen nachbarlichen Beziehungen mit einem Theil der deutschen Colonisten und einzelnen Paraguayern das ihre beigetragen.

Um über die Bedeutung Paraguays für etwaige deutsche Colonisation ein sicheres Urtheil zu erlangen, war es ferner unumgänglich nöthig zu reisen, theils um andere europäische Ansiedler und die verschiedenen Arten des wirthschaftlichen Betriebes kennen zu lernen, theils um das noch unbesetzte Land zu beurtheilen. In den bereits dichter bevölkerten Theilen Paraguays ist wohl noch Raum für kleinere Bauerngemeinden, denn selbst dort ist keineswegs schon Hufe für Hufe vertheilt oder jeder Camp mit Vieh bevölkert; aber zur Colonisation in großem Stile mit Blicken auf die Zukunft ist hier kein Raum mehr. Wer solche Pläne hegt, muß weiter gehen in die dünn bevölkerten oder noch völlig leeren Gegenden. Dicht bevölkert nun — nicht nach europäischen, wohl aber nach südamerikanischen Begriffen — ist das Land zwischen dem Tebicuari und Mandubirá, jenseits des Tebicuari die Districte von Villa Rica, Encarnacion, Pilar. Als dünn bevölkert können die Gegenden von Caazapa, die Misiones, die Bezirke von Rosario, San Pedro, Concepcion und San Estanislao (San Tani) bezeichnet werden. Die jenseits dieser Gegenden liegenden Landstriche sind wesentlich noch unbewohnt; es sind dies: 1) die Ufer des Alto Paraná, von Campichuelo einige Meilen von Encarnacion an aufwärts; 2) die Yerbales hinter Caaguazu und San Joaquin, Urwald mit großen grasbewachsenen Lichtungen; 3) die Ländereien am oberen Jejui, Aguaray und Ypané, von Lima, bezw. Tacuati an aufwärts; 4) das ganze große Gebiet zwischen dem Aquidaban und Apa, auf welchem nur nahe am Aquidaban und auf der großen Straße, die von Concepcion nach Miranda in Matto Grosso führt, einige Ansiedlungen, meist Viehwirthschaften, sich befinden; 5) endlich der ganze paraguayische Gran Chaco. Im Interesse meines Zieles war es wünschenswerth, wenn ich mir von allen diesen Gegenden eine Vorstellung thunlichst durch Augenschein verschaffte. Bis Ende des Jahres 1883 blieb ich mit kurzen Unterbrechungen auf meiner Hufe in Tucanguá mit Landarbeit und Gartenbau beschäftigt, mein eigner Herr und Diener, Koch und Reitknecht. Vorübergehend war ich einige Tage in Asuncion, machte im Winter mit Dr. Stewart einen Ritt in die Misiones nach Santa Maria und Santa Rosa, und im Anfang des Sommers (November — December) einen Ausflug in den Gran Chaco in die Villa Hayes und Umgebung. Nachdem ich eine einmalige Aufeinanderfolge von Bestellung, Saat und Ernte erlebt hatte, rüstete ich mich Anfang Januar

1884 zu der ersten größeren Reise, welche den Februar und März ausfüllte. Dieselbe zögerte sich durch allerhand kleine Unfälle hinaus. Erst wurde mir mein für die Reise in Stand gesetztes Pferd gestohlen, dann, nachdem ich es wiedergewonnen hatte, riefen mich Geschäfte nach Asuncion. Am 1. Februar war ich in eintägigem Ritt unter glühender Sommersonne von der Hauptstadt in die Colonie zurückgekehrt; — ein Weg von etwa 14 Leguas (à 5000 m) über San Lorenzo, Capiatá, Itaguá und Tacuarál; — es folgten einige heiß ersehnte Regentage, am 7. Februar endlich konnte ich meine Entdeckungsreise antreten. Als nächstes Ziel war Villa Rica ins Auge gefaßt, und zwar wollte ich den Weg dahin durch die Cordillera nehmen. Die ersten Tage machte die landschaftliche Anmuth der Gegend und der frische Südwind, welcher beständig wehte, die Reise zu einer Vergnügungsfahrt; die ganze Landschaft ist gut bevölkert, die „Capillen" liegen nicht weiter als etwa 4 Leguas von einander entfernt. Ich besuchte Caácupé, den durch das wunderthätige Madonnenbild im ganzen Lande berühmten und viel besuchten Ort, und schlief die erste Nacht in Piribebuy. In der ganzen Cordillera findet man klare wasserreiche Bäche, welche mir eine vortreffliche, nie unbenutzt gelassene Gelegenheit zum Baden für mich und mein Roß boten. Am folgenden Tage ward ich in Itacurubi, einem kleinen, erst neuerdings wieder angesiedelten Ort festgehalten; der Jefe des Districtes, einer der liebenswürdigsten Paraguayos, die ich kennen gelernt habe, und der Cura, ein ehemaliger italienischer Franciskaner, baten mich zu bleiben, um 3 Tage später mit dem letzteren zusammen nach San José, der eigentlichen Parochie desselben, zu reiten. Itacurubi ist in San José eingepfarrt und der Pfarrer kommt alle 4 Wochen mit einer vierspännigen Ochsencarrete, dem Cantor, 2 Musikanten, einem Diener, seiner Haushälterin und 2 Milchkühen dahin, um am Sonntag „funcion" zu halten. Da San José an meiner Route lag und der Cura sich als freundlicher und verständiger Mann erwies, so willigte ich ein und benutzte die Zwischenzeit, um einen Abstecher nach Valenzuela zu machen, einem freundlich gelegenen Oertchen, wo mich wie allerwegen der Jefe politico gastfrei und bereitwillig aufnahm. Der oben erwähnte Brief des Ministers coronel Meza leistete mir hier wie allerorts die besten Dienste. Ein Spazierritt mit dem Jefe von Valenzuela nach Süden hin zeigte mir ein breites, von einem prachtvollen wasserreichen Bache durchströmtes Thal, südlich von einem waldigen Höhenzug begrenzt und noch völlig unbewohnt, ein schöner Raum für eine kleinere deutsche Bauerngemeinde. — Sonntag den 10. Februar war ich wieder in Itacurubi, und am folgenden Morgen früh um 3 ritt ich in schönster Voll-

mondnacht mit dem frommen Padre Faraone und seiner Karawane nach San José, von dort in der Kühle des späteren Nachmittags noch einige Meilen ostwärts bis zu dem Landsitze des General Escobar, eines der angesehensten und begütertsten Männer des Landes. Ich erreichte seine Estancia und sein eben fertig gewordenes Landhaus erst in dunkler Nacht, fand freundlichste Aufnahme und erhielt bereitwillige Auskunft über die Beschaffenheit der östlichen Landestheile. Escobar hat das große Verdienst, einen ca. 70 Leguas langen Weg durch die Urwälder nach dem Alto Paraná angelegt zu haben; dort, etwa 110 Leguas östlich von Asuncion in einer nur von allerhand Wild und Indianern bewohnten, zumeist von dichtem Urwalde bestandenen Einöde, befindet sich jetzt die Niederlassung Tacuru-pucu, welche der Gewinnung der Yerba dient. Es hat große Mühe gemacht, jenen Weg durch die Urwälder, zum Theil auch durch Sümpfe, zu bahnen, aber durch diese erfolgreiche Arbeit wird jenes hoffnungsvolle Gebiet allmählich in den Bereich der menschlichen Cultur gezogen werden. Tacuru war auch das Ziel meiner Reise, da ich Grund zu der Vermuthung hatte, daß die beiden Ufer des Paraná oberhalb Itapua und Encarnacion zu colonisatorischen Unternehmungen wohl geeignet seien. Indessen hatte es seine Uebelstände, dieses Ziel auf dem directen Landwege zu suchen; ich hätte dazu eines zweiten Pferdes und eines ebenfalls berittenen Führers benöthigt; der General rieth mir, von Villa Rica zunächst südwärts nach Encarnacion am Paraná zu gehen und dort auf eine Fahrgelegenheit stromauf zu warten. Am andern Morgen ging es vorwärts über weite Grasflächen, welche nur hin und wieder durch Waldinseln und angebaute Districte unterbrochen waren. Die Cordillere lag hinter mir, der Südwind wehte nicht mehr, glühend lag die Mittagssonne auf den Ebenen, in welchen jetzt statt der Sümpfe, durch welche sie sonst berüchtigt sind, feiner Staub den Boden bedeckte und Roß und Reiter belästigte. Ich beging den seitdem sorgfältig gemiedenen Fehler, die heißen Stunden von 10—4 zur Reise statt zur Rast zu benutzen, so daß wir beide, mein Thier und ich, den Tebicuari-mi im Zustande größter Ermattung Nachmittags um 3 erreichten. Der Fluß war niedrig und konnte ohne Boot durchritten werden, dann erquickte uns ein langes Bad in den klaren Gewässern desselben, und gegen Abend traf ich wohlbehalten in der kleinen Capilla von Oviedo ein, wo ich in der Dorfschenke (boliche) italienische Nudeln mit Zwiebäcken aß und später beim Jefe ein gutes Nachtlager fand. Auf dieser Seite des Tebicuari fand ich den Menschenschlag ansehnlicher und schöner, als drüben, es scheint, daß hier mehr europäisches Blut pulsirt; in Oviedo sah ich die ersten stattlichen und

hübschen Frauengestalten des Landes. Von Villa Rica trennte mich nur noch eine Entfernung von wenigen Meilen, welche am Morgen des 13. noch vor Eintritt der Mittagshitze zurückgelegt wurden. In der „Villa", wie dieser bedeutende Verkehrsplatz der Republik in der Umgegend kurzweg genannt wird, fand ich, wie schon bei meinem früheren Aufenthalte, freundlichste Aufnahme in dem Hause unserer Landsleute Köhler und Böttner, welche dort einen schwunghaften Handel betreiben und in hoher Achtung stehen. Villa Rica ist der Mittelpunkt eines fruchtbaren, ziemlich dicht bevölkerten Districtes, welcher letztere ca. 10,000 Seelen umfassen soll; in der Villa selbst mit Ausschluß des Weichbildes mögen 12—1500 Menschen beisammen wohnen. Hauptproduct des Districtes ist der Tabak, welcher damals freilich schlechte Preise erzielte; doch hat sich die Hoffnung der Paraguayos auf eine Besserung dieses Geschäftes in Folge besserer Behandlung des genannten Giftkrautes seitdem erfüllt. Der Kaffee läßt sich hier an vielen Stellen pflanzen, doch erfriert er oft; auch wird seiner Cultur noch wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Der echte Paraguayo trinkt keinen Kaffee, sondern nur Mate.

Zehn bis zwanzig Leguas östlich von der Villa Rica beginnen jene Yerbales, welche bis zum Paraná reichen, von denen schon mehrfach die Rede war. Das zweitwerthvollste Waldproduct, welches Paraguay exportirt, das Holz, wird hier, wie auch in Caazapa, Yuti 2c., ebenfalls den Urwäldern entnommen und zur Zeit des hohen Wassers den Tebicuari hinab bis zur Villa de Pilar verschifft; von dort geht es stromab bis Buenos Aires.

Ein Ruhetag in Villa Rica kam mir und meinem Gaul erwünscht; ich besuchte die beiden anderen hier noch lebenden Deutschen, den Dr. W., der als Arzt Erfolge gehabt hat, und den Schmiede- und Zimmermeister Don Federico Fett. Am frühen Morgen des 15. brach ich im Mondschein auf und erreichte noch in kühler Zeit die Capilla Borga, Mittelpunkt des Districtes Yhanca-guazú, ritt dann am Nachmittag weiter über das Flüßchen gleiches Namens bis in die Gegend von Caazapa. Die Capilla selbst erreichte ich erst am andern Vormittag. Auch dieser Theil des Landes zeugt von Wohlhabenheit. Der Viehstand ist in der Zunahme begriffen; man sieht mehrfach steinerne Häuser. Von Caazapa ritt ich noch am Nachmittag in Begleitung eines mir von dem dortigen Friedensrichter empfohlenen Mannes bis spät in die Nacht nach dessen Wohnung und setzte am andern Morgen den Ritt nach Yuti fort. Weite Camp-Flächen wechselten mit prachtvollem Urwald voll werthvoller Hölzer, welche noch eine jahrelange Ausbeute gestatten, ohne Lücken zu zeigen. Nachdem ich den Pirapo ohne Hilfe des Bootes durchritten hatte, sah

ich in der Ferne die Ortschaft Yuti auf einem Höhenzug liegen, aber schon ging auch die Sonne unter, und als nach kurzer Dämmerung die Nacht hereinbrach, glaubte ich fast den Weg verfehlt zu haben. Langsam arbeitete sich das müde Pferd auf schlechtem Wege bergauf, gelegentlich durch Sumpf: keine Spur eines Menschen. Schon machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, im Freien zu übernachten, da sah ich Lichter vor mir und befand mich bald in der Capilla de Yuti. Aber der Jefe war nicht zu Hause, sondern auf einem Balle, und einen echten Paraguayo in seinem Tanzvergnügen zu stören, hat immer seine Bedenken. Die genannte Obrigkeit ließ sich, nachdem ich sie endlich gefunden hatte, auch gar nicht stören, sondern lud mich einfach ein, mitzutanzen; die Tänzerinnen waren ganz hübsch und höchst geschmackvoll gekleidet, aber meine Sehnsucht, nach zehnstündigem Ritt noch völlig ohne Speise, zielte nicht auf Tanz, sondern auf Essen und Schlafen. Nur mit Mühe erreichte ich mit Hilfe eines freundlichen Spaniers, der in Yuti Holz exportirt, allmählich die Erfüllung dieser beiden Bedürfnisse und belohnte mich dann durch einen Ruhetag. Von Villa Rica bis Yuti hat die Landschaft den nämlichen Charakter: weite Grasflächen, wenig Bäche, langgestreckte Bodenerhebung mäßiger Profilirung, welche mit Wald bestanden sind, bisweilen größere Waldcomplexe von mehreren Meilen Durchmesser. Von Yuti an wird die Gegend gebirgiger und anmuthiger. Den Weg bis San Pedro del Parana legt man in 5—6 Stunden zurück, den schiffbaren Tebicuari-guazu aber, der dazwischen strömt, kann man nur mit dem Boot passiren. Von San Pedro hätte ich an Einem Tage über Cangó und del Carmen nach Encarnacion kommen können, doch zog ich es vor, den schwierigeren und längeren Weg über die halbverlassenen Jesuiten-Niederlassungen „Jesus“ und „Trinidad“ einzuschlagen, weil ich hier einen günstigen Platz für etwaige Colonisation ahnte. Um den ca. 15 Leguas langen Weg von San Pedro bis Jesus nicht an Einem Tage machen zu müssen, ritt ich mit meinem, hier unentbehrlich gewordenen Führer am Nachmittag noch ca. 3 Leguas weit bis zum letzten Hause.

Am andern Morgen um 2 brachen wir wieder auf und legten den größeren Theil des Weges in einem, nur durch einstündige Rast unterbrochenen Ritt bis Nachmittags um 2 zurück. Diese Gegend ist vollständig unbewohnt, nur der schwach ausgeprägte, nicht leicht zu findende Weg trägt die Spuren menschlicher Thätigkeit; an fließendem klaren Wasser ist kein Mangel, Grasland wechselt mit Wald, eine der Waldpicaden die wir passiren mußten, erforderte 2 Stunden zum Durchreiten. An den Pflanzengruppen mannigfaltigster Bildung und Zusammensetzung,

den verschiedenartigen Baumarten, deren selten mehrere gleiche nebeneinander stehen, den Cactussen, Schlingpflanzen, Ranken rc. eines solchen Urwaldes kann sich das Auge nicht leicht satt sehen.

Von 2—4 hatten wir im Schatten gerastet, dann nach einstündigem Ritt sahen wir wieder Spuren von Menschen, erst weidende Kühe, dann die ersten Häuser von Jesus, welches wir noch vor Sonnenuntergang erreichten. In den halbzerfallenen Räumen eines alten Priesterseminars aus den Zeiten der Jesuiten quartierte ich mich für einen Tag ein, um die Umgegend und die alten Kirchenbauten der Jesuiten und Franciskaner zu studiren, und erhielt am Ende, wennschon nicht ohne Mühe, auch etwas zu essen.

Die baulichen Ueberreste einer ehemaligen glücklicheren Culturperiode sind hier in Jesus und Trinidad mindest so imponirend, wie in Sa. Rosa und San Ignacio, und geeignet unsere Bewunderung zu erregen. Es wird sich in diesem Zusammenhange am besten über das berichten lassen, was ich auf meinen verschiedenen Reisen über die Architektur der Väter vom Orden Jesu kennen gelernt habe.

Die Jesuiten übertrugen den von ihnen während des 17. Jahrhunderts in den europäischen Ländern gepflegten Baustil in sehr modificirter Weise auf die von ihnen in Pflege genommenen amerikanischen Provinzen. Sie verzichteten auf massive Steinbauten und die reiche Stuccatur, die wir an ihren diesseitigen Werken kennen, und stellten mit Benutzung der vorzüglichen harten Holzarten und der allerorts in Paraguay sich findenden Lehmerde, die theils zu lufttrockenen Ziegeln (adobes), theils zu gebrannten Lehmsteinen (ladrillos) verarbeitet wird, ganz interessante Werke her, von denen sich allerdings als hervorragendes Denkmal jetzt, soviel mir bekannt ist, nur noch die Kirche von San Ignacio erhalten hat. Die Kirche von Sa. Rosa, lange Zeit das glänzendste und großartigste Muster der paraguayischen Jesuiten-Architektur, ist kurz vor meinem ersten Besuche jenes Ortes Anfang 1883 ein Raub der Flammen geworden, und die Kirchen von Jesus und Trinidad sind offenbar gewaltsam zerstört.

Die Kirche von San Ignacio, welcher Ort früher die Hauptstadt der paraguayischen Misiones war, ist dreischiffig in Kreuzform angelegt; die Decke wird durch ein nachgeahmtes Brettergewölbe gebildet, ebenso ist die über der Vierung befindliche Kuppel die Imitation einer Bretterwölbung. Die Länge des Schiffes bis zur Vierung beträgt 50 m, die Breite der 3 Schiffe zusammen 25 m. — Der Hochalter, die vielfachen Pilasterfüllungen, Simse, Karniese rc. sind Holzschnitzarbeiten, welche wie sämmtliches Holzwerk der Kirche reichlich bemalt und

stellenweise vergoldet sind. Der Hochaltar bekundet sich als rechte Jesuitenarbeit: in der Mitte der holzgeschnitzten Reliefdarstellung, die heilige Jungfrau in einer Mandorla, zu beiden Seiten je zwei Apostel, über ihr ein Chor von Heiligen; gewundene Säulen tragen das Ganze. Die 3 Schiffe der Kirche werden durch zweimal 7 hölzerne ziemlich schlanke Pfeiler gebildet, welche von Holzwerk umkleidet und mit Fuß und Knauf versehen sind; sie werden durch nachgeahmte Bogen aus Holzarbeit verbunden. Am Ende des linken Seitenschiffes befindet sich ein Altar, welcher Gemälde eines belgischen oder niederdeutschen Künstlers etwa vom Anfange des 18. Jahrhunderts trägt, die indessen einigermaßen verwischt sind. Die Bretter, welche die 16=eckige Kuppel bilden, sind ziemlich sorgfältig, jedes für sich kunstvoll bemalt; die vegetabilischen Ornamente, Rosetten 2c., etwas naturalistisch behandelte, aber tüchtige Arbeiten, lassen die Möglichkeit offen, daß hier Indianerhände thätig gewesen sind, nachdem sie die Schule der frommen Väter durchgemacht hatten.

Man sieht: etwas Neues hat die Jesuitenkunst hier nicht erzeugt, aber sie hat mit Geschick und nicht ohne Geschmack die ihr geläufige Sprache auf die veränderten Verhältnisse anzuwenden verstanden.

Nach den Dimensionen und Grundrissen der zerfallenen Kirche zu schließen, hat eine große Mannigfaltigkeit innerhalb der paraguayischen Jesuiten=Architektur nicht bestanden.

Die Kirchen von Jesus und Trinidad sind sicherlich gewaltsam zerstört worden, die zahlreichen Wohn= und Amtsgebäude, Seminare 2c. 2c., welche sich neben und um die Kirchen hinzogen, sind an beiden Orten noch zum Theil erhalten und werden als Wohnungen benutzt. Nach den Jesuiten haben vorübergehend, wahrscheinlich von Yuti aus, die Franciskaner ihren Einzug in Jesus gehalten. Etwa einen km von dem Orte im Walde ist die Ruine einer unvollendet gewesenen Kirche, die sich schon dem Stile nach als von anderer Herkunft ausweist; sie ist völlig aus Hausteinen ausgeführt und war bis zum Dache vollendet, vermuthlich indessen auch für eine flache Decke berechnet. Den drei, durch zweimal 5 steinerne Pfeiler gebildeten, etwa 70 m langen und zusammen ca. 30 m breiten Schiffen entsprechen an der Nordseite drei Portale, welche durch Kleeblatt=Bögen gebildet werden. Der massive Campanile, dessen unteres Gemach durch ein gut construirtes Kuppelgewölbe gebildet wird, schließt sich unmittelbar an die Nordwestecke des Hauptbaues an. Um die Kirche zieht sich eine aus monolithen, achteckigen, gutgearbeiteten Pfeilern gebildete Porticus; die Knäufe dieser Pfeiler sind genau und zierlich gearbeitet. Im Südwesten der Kirche fand ich bedeutende Reste baulicher Anlagen aus Hausteinen, die vermuthlich von einem nicht

vollendeten Kloster herrühren. Im Innern trägt links vom Hochaltar ein Pilaster an seinem Kopfe die in Stein gemeißelte Inschrift: San Fra.co de Asis 1776 welche sehr deutlich erhalten ist.

Der Urwald, welchen die Kirche vor mehr als hundert Jahren dort verdrängt hatte, ist bereits wieder in sein Besitzrecht eingetreten und erschwert dem Besucher die Kenntnißnahme der überaus merkwürdigen Ruine: man muß sich durch allerhand Gestrüpp durcharbeiten und findet sich dann urplötzlich, ziemlich überrascht vor hohen steinernen Mauern, die man gerade dort nicht vermuthet hatte, Bäume und Sträucher wachsen bereits wieder in der Porticus, im Schiff der Kirche selbst und dicht um die Mauern herum. —

Den anmuthigen Weg von Jesus nach Trinidad, wenige Leguas, legte ich am andern Nachmittag zurück und fand dort bei dem gefälligen Jefe, ebenfalls in den alten Jesuitenbauten, eine Art Unterkommen und eine Art Verpflegung, in ihm selbst einen bereitwilligen Führer. Neben den baulichen Resten nahm die Beschaffenheit des Bodens hier und in Jesus meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich fand reichlichen Raum und gute Gelegenheit für eine etwaige deutsche Ansiedelung. So besichtigten wir nahe bei der Capilla einen wasserreichen Fluß, der 1—2 Meilen abwärts in den Rio Paraná fällt und an seinem unteren Ende noch schiffbar ist, die fragliche Ansiedelung also in bequeme Beziehung zur Außenwelt setzen würde. Bis jetzt sind beide Orte nur erst ganz dürftig besiedelt, es würde keine Schwierigkeiten machen, von der Regierung das Recht zu erwerben, sich hier in Masse niederzulassen.

Am Nachmittag des 22. Februar brach ich von Trinidad auf in der Hoffnung, die Stadt Encarnacion, deren Entfernung mir auf 7 Leguas angegeben wurde, noch vor Nacht zu erreichen; diese überraschte mich indessen schon in einer etwa 3 Leguas langen, sehr schönen, durch dichtesten Urwald geschlagenen Picade, und ich erreichte in dunkler Nacht nur noch mit Mühe einen Rancho, dessen Bewohner mir bereitwilligst Unterkommen und Atzung gewährten. Der nächste Morgen fand mich nach kurzem Ritt in der Villa Encarnacion, hier lebt ein wackerer Landsmann, Ernst Schmidt aus Dresden, dem es gut geht; er wohnt schon zwölf Jahre im Lande, war früher in Brasilien und dann eine Zeitlang Bewohner der unglücklichen Colonie zwischen Paraguari und Yaguaron (s. u. Cap. XI). Bereitwillig nahm er mich in sein Haus auf, und ich hatte Gelegenheit die Umgegend auszukundschaften.

Encarnacion ist der letzte Hafenplatz der Republik Paraguay am Rio Paraná, dessen Ufer etwa noch 3 Leguas aufwärts bewohnt sind,

dann folgen nur gelegentliche, zur Ausbeutung der Theewälder angelegte Ansiedelungen. Gerade gegenüber von Encarnacion liegt die argentinische Stadt Itapua, officiell Posadas genannt, seit einiger Zeit die Hauptstadt der argentinischen Provinz Misiones. Der letztgenannte District ist nämlich von der Provinz Corrientes getrennt worden und hat eine selbständige Provinzial-Regierung erhalten. Der Palast des Gouverneurs, ein ganz flotter Renaissancebau, das einzige ansehnliche Gebäude der Stadt, war bereits der Vollendung nahe. Späterhin wird vermuthlich auch der heiße Wunsch der Bevölkerung einer Eisenbahnverbindung mit Monte Casero und dadurch mit den nördlichsten Dampfschiffstationen des Rio Uruguay eine Wirklichkeit werden.

Auf dem linken (argentinischen) Ufer ist die Küste des Rio Paraná noch etwas weiter nach Norden bevölkert als auf der rechten, paraguayischen; es folgen dort die kleinen Ortschaften Candelaria, Sa. Ana und Corpus, — alles Gründungen der Jesuiten, dann hört auch dort die menschliche Cultur auf. Gerade diese beiden unbewohnten Ufer aber mit den dahinter liegenden Geländen sind eine von der Natur bevorzugte Gegend. Direct über dem Ufer erhebt sich das Land in anmuthigen Hügelbildungen einige hundert Fuß hoch; aufs mannigfaltigste wechselt Campland mit dichtem Urwald voll guter Hölzer; in demselben trifft man zahlreiche Apfelsinenbäume mit süßen Früchten an, welche dem Ansiedler über 8 Monate des Jahres (April—December) eine unerschöpfliche Fülle des herrlichsten Obstes liefern. In Entfernungen von etwa 5—10 Leguas fallen klare, wasserreiche, kühle Bäche in den Riesenstrom, die in der damals herrschenden Regenlosigkeit eine erfreuliche Wassermenge zeigten und die Garantie bieten, daß sich Quellwasser in Fülle in jenem Hügellande findet. Zugleich würden die Mündungen dieser Bäche vortreffliche Ankerplätze für kleine Dampfer und Flußschiffe abgeben. —

Was die Schiffbarkeit des Paraná betrifft, so ist dieselbe bis Ituzaingo, einer etwa 30 Leguas abwärts von Posadas gelegenen argentinischen Stadt, auch für größere Stromdampfer möglich; von da an aufwärts, bis einmal die nöthigen Correcturen ausgeführt sind, nur für flachgehende Schiffe, wenigstens in der Zeit des niedrigen Wasserstandes. Damals stand der Rio hoch und war theilweise aus seinen Ufern getreten; während meiner Anwesenheit war er etwa 2 m gestiegen, so daß auch größere Dampfer die Reise hinauf unternehmen konnten. Die Producte hinab bis Buenos Aires zu befördern, würde niemals Schwierigkeiten machen. Man müßte dazu flache Schiffe bauen, welche in dem

holzarmen Argentinien auf ihren Holzwerth hin verkauft würden, ähnlich wie die „Ulmer Schachteln“ in Wien.

In dem oben geschilderten, anmuthigen, völlig herrenlosen Hügelland, dessen Klima vorzüglich ist, könnte eine deutsche Ackerbau-Colonie gedeihen, wenn sich die rechten Leute zusammenfänden. Nährfrüchte wachsen bei mäßiger Pflege in großer Auswahl; Holz und Wasser ist in Fülle vorhanden, Viehweide ausreichend zur Aufzucht größerer Heerden; allerdings fehlt diesen Weiden das Salz. Fast alle Arten Obst würden sich ziehen lassen; als Producte zum Export bieten sich: Holz, Yerba, Baumwolle, vielleicht auch Kaffee und vermuthlich noch manches andere Erzeugniß. Zuckerrohr gedeiht vorzüglich, doch wage ich nicht zu beurtheilen, ob der Rohrzucker in Buenos Aires noch mit dem europäischen Rübenzucker in Wettbewerb treten kann. Posadas wie Encarnacion sind Ortschaften, die noch in den Anfängen begriffen sind, aber offenbar vorwärts kommen; zwischen Lehmhütten erkennt man schon zahlreiche steinerne Häuser, fast an jeder Ecke ist ein Kaufladen, merkwürdiger Weise fehlt in keinem das deutsche Bier! Drüben in Posadas ist sogar ein deutsches Gasthaus. Eine für die etwaigen Colonisten günstige Thatsache ist, daß selbst die einfachen Erzeugnisse der Landwirthschaft (Mais, Stärke, Eier 2c.) hier einen wesentlich besseren Preis erzielen, als in den anderen mir bekannten Theilen Paraguays, so daß sich die Arbeit für sie weit besser lohnen würde. Kein Zweifel: die Uferländer des Alto Paraná haben eine Zukunft: möchte dieselbe von den deutschen Arbeitern geformt werden!

Am 9. März vor Sonnenaufgang sattelte ich mein Pferd und verließ die gastliche Wohnung Don Ernestos, um zum Hafen hinabzureiten; bald befand ich mich an Bord des Schraubendampfers „Caremá“, welcher um 8 Uhr die Anker lichtete, um seine Fahrt nach „Tacurú“ stromauf anzutreten. Ich hatte mich durch ungenaue Mittheilungen verleiten lassen, mir einen Sack voll Zwieback als Mundvorrath mitzunehmen, da vielleicht oben die Nahrungsmittel knapp sein könnten, — eine Vorsicht, welche sich in der Folge als völlig überflüssig erwies: sowohl auf dem Dampfer, als oben in dem Etablissement wurde in völlig ausgiebiger Weise für meines Leibes Nahrung und Nothdurft gesorgt. Jener Dampfer versieht den Dienst zwischen Tacurú und der Villa Encarnacion, eventuell bis Ituzaingo, für eine Handelsgesellschaft zur Ausbeutung eines Theiles der Yerbales, welche sich oberhalb Encarnacion zu beiden Seiten des Stromes hin erstrecken. Die sogenannte „Empresa“, an deren Spitze Herr Uribe in Buenos Aires steht, betreibt das Theegeschäft im großartigen Maßstabe; in ihrem Dienste arbeiten viele hundert Tagelöhner,

welche lange „Picaden“ in den Urwald schlagen, die Yerba gewinnen, zubereiten und theils zu Lande, theils auf dem Acaray, einem rechten Nebenfluß des Paraná, in eigens dazu gebauten Schiffen bis in die Nähe des Etablissements von Tacuru-pucú schaffen; dort wird der Thee sortirt, gewogen, verpackt und zum Hafen am Paraná gebracht, um von dort seinen Weg über Encarnacion nach Corrientes ꝛc. zu finden; in Buenos Aires erzielt die Arrobe (24 Pfund) bereits einen Preis von 3 Pes. f. (= 12 M.) und darüber. Die Gesammtproduction der Empresa beträgt jährlich über 100,000 Arroben. Dies ist fast der 5. Theil der gesammten in Paraguay erzielten Ernte.

Als ich den Wunsch geäußert hatte, die Ufer des Alto Paraná und die Gegend von Tacurú kennen zu lernen, bot mir der Vertreter der Gesellschaft in Encarnacion bereitwillig einen Platz auf dem Schiffe an und sicherte mir freundliche Aufnahme im Etablissement zu. Der „Caremá“, mit einer starken Maschine, 2 Schrauben, $2^1/_2$ m Tiefgang und ca. 60 Tons Gehalt, konnte, obwohl er fast leer fuhr, doch nicht mehr als ca. $1^1/_2$ Legua in der Stunde (also eine deutsche Meile) zurücklegen; die Strömung des Paraná ist hier weit stärker als in seinem unteren Laufe, mehrfach zeigen sich Stromschnellen und Wirbel, welche für kleinere Fahrzeuge ohne Kiel und Ballast leicht gefährlich werden können. Der „Caremá“ hat später, gegen Ende des Jahres 1884 bei der Thalfahrt nicht weit von Encarnacion Havarie erlitten. Bei Encarnacion ist der Fluß noch sehr breit, man schätzt die Entfernung von Ufer zu Ufer auf 4—5000 m; auf dem rechten Ufer zeigen sich bis 3 Leguas aufwärts noch Pflanzungen, am linken (argentinischen) Ufer ist er noch ca. 10 Leguas weiter bewohnt, es finden sich dort jene alten Ansiedelungen der Jesuiten: Candelaria, Sa. Ana, S. Ignacio, Corpus, welche lange Zeit verlassen waren, jetzt aber wieder schwach bevölkert sind. Auch am zweiten Reisetage zeigten sich auf der argentinischen Seite noch ganz vereinzelte Ansiedelungen; es sind Holzarbeiter, Yerba-Sucher, Zuckerrohr-Pflanzer aller Nationen, auch einzelne Deutsche, welche hier in der fernen Wildniß unter Indianern, Schlangen und Tigern ihre leichten Häuser aus Holz, Lehm und Stroh aufgebaut haben und ihre Producte mit Booten stromab schaffen. Allmählich verschwinden auch hier die Spuren menschlichen Lebens, und etwa 2 Tage lang fährt das Schiff durch den dicht geschlossenen, völlig unberührten Urwald: ein auf die Dauer monotones, aber eigenthümlich großartiges Schauspiel. Der Strom verengt sich allmählich und gewinnt dementsprechend an Tiefe, so daß der Dampfer oberhalb des Paranay, eines linken Nebenflusses des Paraná, keine Riffe und Untiefen mehr zu be-

fürchten hat. Von beiden Seiten strömen ihm zahlreiche Bäche und Flüsse zu, alle von klarem Wasser, einen verlockenden Einblick in die aufwärts gehenden Thäler darbietend. Hier könnten Tausende und aber Tausende von Familien sich ansiedeln und bei regelmäßiger Arbeit in dem glücklichsten Klima der Welt ein zufriedenes Leben führen. Die Gewinnung jener kostbaren Hölzer, sowie der Yerba selbst, die Cultur des Zuckerrohrs, der Baumwolle und an geschützten und geeignete Stellen auch des Kaffees, der Anbau aller möglichen Nährpflanzen (wahrscheinlich gedeihen hier auch Weizen und Wein) würden bei geordneter Leitung einer Colonie dem rüstigen Arbeiter eine auskömmliche Existenz sichern; auch an großen Waldwiesen, welche als Viehweiden dienen, fehlt es nicht. Die Tiger werden in dem oberen Paraná-Gebiet seltener, giftige Schlangen giebt es, doch kommt es im Ganzen nur selten vor, daß Jemand von einer solchen gebissen wird; eine schnelle rationelle Behandlung der Wunde schützt im Uebrigen vor den schlimmsten Folgen. Was schließlich die gefürchteten Indianer anlangt, so sind die auf dem rechten, paraguayischen Ufer wohnenden Stämme zahm und völlig ungefährlich; oben in Tacurú wohnen die vom Stamme der Gayguá, welche Guaraní sprechen, mit den Arbeitern der Empresa in gelegentliche geschäftliche Beziehungen treten, hie und da sogar seßhaft werden und dann Kleider tragen. Sie werden durchweg als harmlose, gutmüthige Leute gerühmt. Ein Bursche von 20 Jahren, der im Hause der Empresa in Tacurú die Stelle eines Dieners versieht, mit pechschwarzem, struppigem Haar und ausgeprägt indianischem Typus, schmutzig-brauner Haut rc., übrigens mit Hemd und Hose bekleidet, machte einen durchaus Vertrauen erweckenden Eindruck. Südlich von diesen Gayguá auf demselben Ufer des Paraná wohnen Indianer von völlig verschiedenem Typus, die Guayaqui, von denen bereits die Rede war; auch diese gelten für durchaus unschädlich. Dagegen stehen die auf brasilischem Gebiete am linken Ufer des Paraná oberhalb des Y-guazú wohnenden Tupi in dem schlimmen Rufe, grausam und feindlich zu sein; doch bauen sie keine Boote und kommen somit niemals auf das andere Ufer des Paraná.

Etwa 4—6 Leguas unterhalb des Hafens von Tacurú nimmt der Rio Paraná drei ziemlich wasserreiche Nebenflüsse auf, rechts den Monday und Acaray, links den Y-guazú (d. h. das große Wasser); alle 3 sind schiffbar, doch wird die Verbindung mit dem Paraná durch Wasserfälle gehindert, welche jeder dieser 3 Flüsse einige Meilen oberhalb der Mündung bildet. Unter diesen ist der Fall des Y-guazú der größte (ca. 50 m Fallhöhe) und berühmteste; er ist neuerdings mehrfach besucht worden, u. A. von den Herren Gülich und Schneider; mir war es nicht möglich,

ihn zu besichtigen, da es mir an einem Fahrzeuge und an Begleitungsmannschaften fehlte. Der Y-guazú hat völlig klares und blaues Wasser und ungefähr die Breite der Saale an ihrem unteren Laufe. Ein portugiesischer Bootsmann, der ihn kürzlich oberhalb des Wasserfalles befahren hat, sagte mir, daß erst ca. 40 Leguas weiter aufwärts die ersten brasilischen Ansiedelungen beginnen. Auch der Rio Paraná hat unter dem 24° den schon genannten mächtigen Salto Guairá; er ist noch schwerer zugänglich als die anderen; mir war es ebenfalls unmöglich, ihn zu besuchen.

Oberhalb dieser drei, nahe bei einander liegenden Mündungen wird der Paraná merklich enger; die Breite von Ufer zu Ufer mag etwa noch 300 m betragen, doch ist er hier von beträchtlicher Tiefe; der Canal mißt im Mittel 50 m, und es giebt Stellen, an denen die Lothleine von 150 m Länge keinen Grund findet. Wir langten im Hafen von Tacurú am Nachmittage des vierten Reisetages an; der Dampfer konnte, da er nur einen Maschinisten und einen Piloten an Bord hatte, nicht mehr als 14 Stunden des Tages arbeiten; wir sind im Ganzen stromauf 50 Stunden gefahren; ich schätze die Entfernung von Posadas—Tacurú auf 80—90 Leguas. Die Nächte ging der Dampfer vor Anker und mußte mehrfach einige Zeit suchen, um geeigneten Ankergrund zu finden. Es waren gerade die Tage um den Vollmond; auf dem Strome und den waldigen Ufern lag die tiefste Stille, nur das leise Rauschen des Wassers und gelegentliche Vogelstimmen trafen das Ohr; es waren schöne Nächte, um von der fernen lieben Heimath zu träumen!

Das Etablissement von Tacurú liegt ca. 1 Legua landeinwärts; es war schon Nacht, als die Beamten der Empresa auf den Dampfer kamen, um uns zu begrüßen; ich war an sie empfohlen worden, und sie versprachen, mir am andern Morgen ein Pferd zu schicken. Nachdem am andern Tage die Landung nicht ohne einige Schwierigkeiten erfolgt war, langte auch bald bei schönstem Wetter Señor Don Juan Gaona, einer der freundlichsten und verständigsten Männer, die mir in Paraguay begegnet sind, im Hafen an, und wir ritten selbander zurück. Der Weg geht durch prachtvollen Urwald voll guter Hölzer, Cedro und Lapacho sind besonders zahlreich vertreten, auch den Yerba-Baum lernte ich hier zum ersten Male aus eigener Anschauung kennen. Der Schatten, den die hohen Baumkronen verbreiten, läßt die höher steigende Sonne noch nicht spüren; mannigfache Blüthen der Bäume und Sträucher verbreiten einen angenehm aromatischen Duft, Schaaren großer bunter Vögel, namentlich viel Papageien durchziehen die Lüfte und wiegen sich auf den Zweigen; an einzelnen Stellen bedecken massenhafte Schmetter-

linge von wunderbaren Farben und ungewöhnlicher Größe den Boden, namentlich auf den Fahrwegen, denn diese prächtigen Thiere lassen sich mit besonderer Vorliebe auf den Excrementen der Ochsen und Pferde nieder, — so nahe berührt sich das Schöne und das Gemeine!

Nach einem Ritte von $^1/_2$ Stunde lichtet sich der Wald, eine große Grasfläche von einigen Leguas Durchmesser liegt vor uns, am Anfange derselben die Gebäude des Etablissements. Indessen wird das Auge zunächst durch Bauwerke anderer Art in Anspruch genommen: kleine, bis zu 3 m hohe Thürme, welche an der Basis etwa 1 m im Durchmesser haben, aufgeführt von dunkelbraunem Lehm, bedecken die ganze Fläche und geben ihr ein eigenthümliches Ansehen. Wer sind die Erbauer und Bewohner dieser Gebäude? große schwarze Ameisen, eine von den vielen Species dieser Gattung, welche Paraguay bewohnen und je nach ihren Gewohnheiten Nutzen oder Schaden stiften. Die hier in Rede stehende Ameise wird gern gesehen, sie soll mannigfaches Ungeziefer, auch einzelne andere schlimmere Ameisenarten vertilgen und kommt dem Menschen nie zu nahe. Solche Ameisenhaufen heißen im Guaraní Tacurú; daher der Name der Gegend Tacurú-pucú; — „pucú“ bedeutet „viel“.

Ich wurde im Etablissement mit großer Herzlichkeit und Freundlichkeit empfangen und gut verpflegt; der Administrator selbst, Oberst Alfara, war viele Leguas weit in den Yerbales, seine Gattin, eine freundliche angenehme Dame, führt die Leitung des Hauswesens; die Gesellschaft des Herrn Gaona und zweier anderer Herren aus Buenos Aires war die angenehmste, die man sich denken kann. Die Empresa hält hier einen ziemlich bedeutenden Viehstand, ich konnte zu jeder Zeit über frische Milch und ein gutes Reitpferd verfügen, Bücher waren zur Hand, des Abends erquickte uns ein Bad in dem nahen Bache. Den Urwald, der sich um das Etablissement herumzieht, habe ich genossen und in ihm, soweit sich Wege zeigten, zahlreiche Spaziergänge und -Ritte gemacht. Es sind dies Natureindrücke von unbeschreiblicher Großartigkeit. Eine Woche genoß ich die Gastfreundschaft dieser trefflichen freundlichen Menschen, dann benutzte ich den wieder abwärts fahrenden, nunmehr mit ca. 5000 Arroben Yerba belasteten Dampfer Caremá, um jetzt in 18 Stunden die Villa de Encarnacion wieder zu erreichen, wohin mich Herr Gaona begleitete. Zur Tag- und Nachtgleiche langte ich in Encarnacion an, suchte und fand abermals Quartier in dem gastfreien Hause des Herrn Ernst Schmidt und traf mein Pferd im besten Zustande an. Es waren damals (am 22. März 1884) just 52 Jahre, daß uns Deutschen der Mann entrückt wurde, welcher klarer als irgend einer

den Gedanken einer auf neuem Grund und Boden durch nationale Erziehung zu begründenden rein menschlichen Cultur gefaßt und entwickelt hat. Wenn es meinen Bemühungen vergönnt wäre, daß jene höchste sociale Idee, die Goethe im Wilhelm Meister ausgesprochen hat, ihrer Verwirklichung um einen Schritt näher gerückt wird, dann ist meine Arbeit nicht umsonst gewesen!

Nach zweitägigem Aufenthalte in dem gastfreien Hause des wackeren Landsmannes trat ich am 24. März den Rückweg an; Don Ernesto geleitete mich einige Meilen bis zu seinem kleinen Gute („Puesto"), auf welchem er Schweine züchtet und ca. 150 Stück Hornvieh weiden läßt; dann ging es allein fürbaß über hügeliges Terrain durch Wälder über Bäche, am ersten Abend bis zu dem Marktflecken del Carmen. Von da bis St. Rosa geht eine vielbefahrene Straße durch das Gebiet der Misiones etwa 16 Leguas, es fehlt nicht an Häusern und Estancien am Wege, aber eigentliche Ortschaften passirt man nicht. Die Hitze war gegen Ende März wieder drückend, der Wassermangel in jener Gegend groß, an Trinkwasser für Menschen fehlte es im Allgemeinen noch nicht, um aber für das Thier eine trinkbare Pfütze zu finden, mußte man bisweilen Umwege machen und Nachfrage halten. Auch das Grünfutter war knapp, so daß die Reise nur langsam vor sich ging und ich erst am Vormittag des dritten Tages in St. Rosa anlangte. Die erste Nacht nach del Carmen blieb ich bei einem Correntiner, der dort mit Erfolg Viehzucht treibt, die zweite bei einem Italiener, der eine kleine Gastwirthschaft hält. Beiläufig gesagt, befinden sich zahlreiche Gastwirthschaften und Läden in Händen von Italienern, und die Bewohner der argentinischen Provinz Corrientes lassen sich in großer Anzahl in Paraguay, vor Allem im Gebiete der Misiones nieder, weil ihre Heimath durch das Banditen-Unwesen im höchsten Grade unsicher gemacht ist. Das gesammte Terrain zwischen dem Paraná und dem Tebicuari — die sogenannten Misiones — ist im Wesentlichen eben, zum Theil leicht gewellt, mit zahlreichen Waldinseln, aber ohne größere zusammenhängende Urwälder, von kleineren Bächen durchzogen, welche diesen Sommer in Folge der ungewöhnlichen Dürre vielfach trocken lagen. Der Boden ist namentlich in der Gegend von St. Rosa und St. Maria eminent fruchtbar, die Viehweide dort vorzüglich. Dennoch hat sich gerade dieser Theil seit der Vertreibung der Jesuiten noch nicht wieder erholt, er ist nur erst dünn bevölkert und bietet an den Stellen, wo sich Bäche von genügender Wassermenge finden, eine treffliche Gelegenheit für Ansiedelungen. Dort würde Viehzucht sowohl als auch die Bearbeitung des Bodens guten Erfolg haben und die Arbeit reichlich lohnen. In

St. Rosa ließ ich mein Pferd einen Tag ruhen und kundete die Umgebung auf einem geliehenen Pferde aus; der Wald ist reichlich, voll guter Hölzer mit zahlreichen süßen Apfelsinen, die hier ganz besonders gut gedeihen.

Von St. Rosa führte mich mein Weg über St. Maria, St. Miguel in zwei Tagen bis zu der am Tebicuari gelegenen neuen Villa Florida. Dieser seit vier Jahren bestehende Ort ist in erkennbarem Aufblühen begriffen, da hier die Hauptstraße von Süden nach Norden den Tebicuari kreuzt, der von hier an abwärts bei günstigem Wasserstande mit Dampfern befahren wurde. Ich besuchte in der Villa einen deutschen Landsmann, Georg Keiler aus Straßburg, der früher in der banda oriental gelebt hat, jetzt hier mit gutem Erfolg eine Lohgerberei und Sattlerei betreibt und vorwärts kommt; er ist angesehen im Orte und war mit seiner Lage zufrieden. Nachdem am Nachmittag zuvor ein starkes Gewitter die fast unerträgliche Hitze merklich gemildert hatte, durchritt ich am 31. März den Fluß und nahm den Weg nach Caa-pucú, (d. h. „viel Gras“); ich fand nach fünfstündigem Ritt eine freundliche wohlhabende Capilla mit zahlreichen steinernen Häusern, die ich um Mittag erreichte. Der Fluß bildet eine bemerkbare geologische Grenze: südlich desselben reicher Lehm- und Thonboden, nördlich vulkanische Bildungen. Zahlreiche runde Bergkuppen harten Gesteines durchziehen das Land, meist sind sie mit Wald bedeckt, dazwischen schönster Weidegrund. Der Camp von Caapucú gilt für einen der besten; in dem District weiden, wie mir der Chef mit Stolz berichtet, 40,000 Stück Rindvieh und viele Pferde. In der That ist die Gegend von Caapucú eine der wenigen dieses Landes, in welchen die Pferdezucht bis jetzt gute Erfolge gehabt hat und wo vor Allem jene schlimme Pferdepest, welche anderwärts die Heerden decimirt, die „mal de cadera“, neuerdings nicht mehr aufgetreten ist. Der Anblick solcher Wiesenflächen, welche mit zahlreichen Heerden von Ein- und Zweihufern bevölkert sind, ist ein sehr erfreulicher. Um mir denselben in noch ausgedehnterem Maße zu gönnen, beschloß ich der ca. 3 Leguas von der Capilla entfernten Estancia meines Freundes Dr. Stewart einen Besuch abzustatten. Nach mehrstündigem Fragen und Suchen fand ich bei Einbruch der Nacht das kleine aus Bruchsteinen aufgeführte Landhaus, stellte mich dem Verwalter („capataz“) vor und fand die bereiteste Aufnahme, zum Glück auch am Ende dieses arbeitsvollen Tages etwas zu essen: Maisgraupen mit schöner süßer Milch „locro“, eine der Hauptschüsseln der Arbeiter, welche es meist mit kleinen Stücken getrockneten Fleisches zusammen gekocht essen. Ich hielt mich bis zum 3. April dort auf, ritt mit den Knechten über die

weiten Campflächen, welche trotz der Dürre noch genügendes Futter aufwiesen, und ließ mir die ganze, ca. 300 Köpfe zählende Roßheerde zusammentreiben: meist Stuten mit ihren Fohlen, einige Hengste und Wallachen. Der Anblick einer solchen über den Camp dahinrasenden Pferdemenge ist ein eigenthümlich schöner. Die Pferde, die man zum Reiten benutzen will, muß man in den Pferch treiben, mit dem Lasso fangen und zähmen, was nicht immer ohne Schwierigkeiten abgeht; doch sind jene Arbeiter dafür außerordentlich geübt. Außer den Pferden hat der Dr. Stewart dort noch eine kleine Schafheerde und jetzt etwa 3000 Stück Rindvieh. Die Vermehrung der letzteren beträgt ca. 30 % im Jahr; die Verzinsung eines so angelegten Kapitals etwa 20—30 %.

Am 3. und 4. April ritt ich von der Estancia durch den District von Ybicui auf angenehmen Wegen an der Costa Peña vorbei nach dem Orte Ybitimi und am andern Morgen auf den Camp von Achar, der seit 2 Jahren in dem Besitze des Dr. Mevert ist. Die dort angesiedelten Kuhheerden gedeihen und vermehren sich in überraschender Weise, zur Pferdezucht ist der Camp nicht geeignet; etwa 9000 Stück Rindvieh sollen auf ihm Nahrung finden können. Ich verweilte daselbst bei unseren wackern Landsleuten Specht und Freytag, die sich dort ebenfalls mit ihren Heerden niedergelassen haben, ließ mir erzählen und berichtete meinerseits. Dann lenkte ich am Montag der Charwoche die Schritte meines Pferdes heimwärts; doch sollte ich noch am Schluß dieser lehrreichen und glücklichen Ausfahrt den Zorn der Götter erfahren. Am Vormittag ritt ich bei glühender Hitze auf staubigen Wegen; gegen Mittag zog sich das Gewölk immer drohender zusammen, und ehe ich einen Unterschlupf finden konnte, überfiel mich auf offenem Camp eines jener furchtbaren Unwetter, das zugleich eine fühlbare Abkühlung der Luft zur Folge hatte. Völlig durchnäßt, zitternd vor Frost saß ich gegen Abend in einem überaus ärmlichen Rancho und versuchte umsonst mich zu erwärmen und die Kleider an loderndem Feuer zu trocknen; die Nacht mußte ich frierend in halbtrockenen Kleidern dort zubringen; an den beiden folgenden Tagen war die Luft klar und kühl, Nachts sogar kalt; ich ritt den sehr anmuthigen Weg über Paraguari, Cerro Leon und Caacupé und traf am Gründonnerstag Morgen wohlbehalten in meiner Lehmhütte bei Altos ein.

Die Hitze, welche bis in die ersten Tage des April sehr drückend gewesen war, hatte seit einigen Tagen nachgelassen; ich habe in diesem ersten Sommer bis 32° R. im Schatten beobachtet; in der Regel hatten

wir Mittags ca. 26—28°. Aus der argentinischen Provinz Sa. Fé schrieb man mir damals, daß im Sommer bis 36° R. im Schatten gewesen seien.

XI.

Reisen in den Norden und in das Centrum der Republik,

Neu-Zara, San Salvador; — San Tani, San Joaquin.

Einsame Reisen in dünn bevölkerten Ländern während eines regenarmen Sommers, wie es der von 1883—84 war, gehören unter jenen niedrigen Breiten nicht zu den Erholungsreisen. Ich mußte somit nicht nur mir, sondern auch meinem bewährten Pferde, bevor ich mich zu einer neuen Ausfahrt entschließen konnte, eine längere Erholung gönnen. Darüber kam Pfingsten und die kühlere Jahreszeit heran; ich verlebte die Zwischenzeit theils in der Colonie in meinem Anwesen, theils in Asuncion. Um diese Zeit erregte der in der Colonie an einem zehnjährigen deutschen Mädchen verübte Mord die Gemüther derartig, daß ich abwarten wollte, bis sich einige Klarheit über die grausige That verbreitet haben würde. Nachdem anfänglich einige paraguayische Frauen gefänglich eingezogen waren, lenkte sich in der Folge der Verdacht auf die eigene Mutter des Kindes, welche sich bei meinem definitiven Weggange von Asuncion noch in Untersuchungshaft befand.

Nachdem ich die Wintersonnenwende und beständiges Wetter abgewartet hatte, bestellte ich abermals mein Haus und ritt am Nachmittag des 3. Juli 1884 in schwüler Luft zunächst bis zur Capilla von Atirá; hier erfuhr ich, daß ich die Estancia Coronel-cué, die mein nächstes Ziel war, nicht mehr an diesem Tage erreichen könnte; ich nahm den Weg zu der Capilla Tobati, in welcher ich in 3 Stunden in schönem Mondschein anlangte. Von dem Jefe wurde ich freundlichst aufgenommen, und konnte mir von dem Schwiegervater desselben, einem Catalonier von Geburt, allerhand Mittheilungen über das Land machen lassen. Der Letztere wohnt schon ca. 40 Jahre in Paraguay und rühmte das unvergleichlich gesunde Klima, indem er gleichzeitig seinen Behauptungen durch sein jugendlich-frisches und blühendes Aussehen volle Bestätigung gab. Am andern Morgen suchte und fand ich einen Begleiter, der des Weges nach der Estancia kundig war, und wir Beide,

der neu geworbene Knecht des Estancieros und ich, erreichten den Landsitz nach 3stündigem höchst angenehmen Ritt über frische grüne Triften mit zweimaliger Passirung des Baches Piribebuy. Die genannte Viehwirthschaft gehört zweien, mir bekannten jungen Engländern, welche mit ihrer Beschäftigung sowie mit dem erzielten Gewinn sehr zufrieden sind. Allerdings hat der eine von ihnen lange Jahre in der argentinischen Provinz Sa. Fé gelebt und versteht die Viehwirthschaft aus dem Grunde. Die Lage von Coronel-cuê ist sehr angenehm; das Landhaus lehnt sich an einen Wald an, rings herum erstrecken sich die Weideflächen, nahe vor dem Hause fließt der Piribebuy, in welchem wir unser Bad nahmen. Ich verlebte einen ruhigen Nachmittag und Abend daselbst und verließ am andern Morgen die Estancia, um unter Begleitung meines Wirthes nach der 3 Leguas entfernten Capilla „Arroyos y Esteros“ zu reiten. Der Weg ist bequem und anmuthig; er führt zunächst über herrliche Weideflächen, dann durch einen prachtvollen Wald. Kurz nachdem man den letzteren verlassen hat, betritt man den freundlichen und sehr wohlhabenden Marktflecken. Derselbe, im Volksmunde mit dem früheren Namen „Capilla de Duarte“ genannt, genießt viele Vortheile: ziemlich nahe fließt der schiffbare breite Mandubirá, der sich ca. 10 Leguas unterhalb in den Rio Paraguay ergießt; zu beiden Ufern desselben erstrecken sich fette Viehweiden. Die Capilla selbst liegt auf einem Höhenzug, der durchweg aus schwerem rothen Boden besteht und mit prachtvollem Hochwald bestanden ist; somit ist die Bearbeitung der Nutzhölzer und der Transport derselben nach Asuncion ꝛc. hier ein nützliches Gewerbe; endlich gedeiht hier das Zuckerrohr vortrefflich. In Arroyos y Esteros wohnen wohlhabende Landwirthe und Kaufleute; der Ort hat das Glück, in dem Padre Maïz einen vorzüglichen Pfarrer zu besitzen, der zugleich die Schule musterhaft verwaltet.

Meine erste Sorge war, Erkundigungen über den directen Weg nach San Pedro einzuziehen, bisher hatte ich nur gehört, daß derselbe nahezu unmöglich sei. Der ganze Weg sei ein großer Sumpf, für einen Einzelnen durchaus unpassirbar, voller Gefahren. Was ich in dem Orte erfuhr, bestätigte diese Aussagen: der Jefe, der Pfarrer ꝛc. riethen aufs entschiedenste von diesem Wege ab, der übrigens bis Rosario, 23 Leguas (= 115 km), fast ganz verlassen sei. Schon hatte ich, dem Zwange weichend, mich entschlossen, mein Ziel auf einem großen Umwege zu erreichen, als ich einen Spanier kennen lernte, der ein Haus am Hafen des Manduvirá besitzt und dort ein Holzgeschäft betreibt. Er sagte mir, daß der Weg keineswegs unmöglich sei; er selbst erklärte

sich nach einigem Besinnen bereit, mich bis zu seinem „Puesto“ (so nennt man kleinere Landsitze mit einer mäßigen Viehheerde, die größeren heißen „Estancia“), etwa zwei Drittel des Wegs bis Rosario zu begleiten; von dort werde er mir einen seiner Knechte bis Rosario als Begleiter mitgeben. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten des gefälligen Mannes an; ich blieb den Sonntag über theils im Ort, theils in der Umgegend; die Nacht verbrachten wir in dem Hause meines Reisegefährten am Hafen, um am Morgen des 7. mit der Sonne aufzubrechen. Den Mandubirá durchschwammen die Pferde, während wir auf einem Boot übersetzten; dann begann ein mühevoller Ritt: Don Victor hatte den Weg zum letzten Male in trockener Sommerhitze gemacht; seitdem hatte sich das Bild der Landschaft verändert; die ganze Strecke von dem Madubirá bis Las Lomas, dem Puesto des Don Victor, und weiterhin bis Rosario, hatten die Pferde entweder in tiefem Sumpf oder in tiefem Schlamm zu gehen; nur zeitweilig fand sich höheres Land mit festem Grunde. Uebrigens ist die Gegend völlig von Menschen verlassen; desto reichlicher von Hirschen, Rehen, Füchsen, Tigern, Affen, Straußen ꝛc. bewohnt. Die Palma blanca findet sich hier häufig, außerdem mächtige Waldinseln mit dem festesten und schwersten Holz dieses Landes, dem Quebracho, in ausgezeichnet großen Exemplaren. Der Holzexport aus den in der Nähe der Flüsse gelegenen Gegenden nach Buenos Aires bildet augenblicklich eines der besten Geschäfte in Paraguay. —. Diese ganze Landstrecke ist jetzt versumpft, aber der Boden augenscheinlich sehr fruchtbar: durch rationelle Ent- und Bewässerung ließen sich hier vorzügliche Reisfelder herstellen, denn der Spiegel des Paraguay liegt wesentlich tiefer als diese Ebene. Es wäre eine solche Canalisirung augenscheinlich keine Herculesarbeit. Einige zerfallene ziegelgedeckte Häuser am Wege legten Zeugniß davon ab, daß vor dem Kriege hier Wohlstand geherrscht und Viehzucht getrieben war; die Weiden sollen die besten des Landes sein.

Nach dreistündigem Ritt hatten wir die Barranca (d. i. steiles, abschüssiges Ufer) „Mercedes“ am Paraguay erreicht; bei Sonnenuntergang erreichten wir nach ununterbrochener Reise die Barranca Uruguayita, und hier war es nöthig, eine kurze Frist zu rasten. Wenn wir nach zwölfstündigem Ritte ermüdet waren, so durften es die Pferde noch mehr sein; außerdem war es nöthig, den Vollmond, der eben aufgegangen war, etwas höher steigen zu lassen, um für den letzten, allerschlimmsten Theil des Tagewerkes besseres Licht zu haben. Kaum war ich abgestiegen, um den breiten, ruhig dahinfließenden Strom zu betrachten und meine Stute etwas grasen zu lassen, als dieselbe, vermuthlich in Anbetracht der schlechten Behandlung dieses Tages und in Er-

innerung an die doppelten Mais-Rationen des letzten Quartieres sich rückwärts wandte, um zunächst im Trab, dann in vollem Galopp dem Mandubirá, von dem wir ca. 12 Leguas entfernt waren, zuzueilen; mit dem treulosen Flüchtling ging mein Sattel und mein Gepäck; den Zaum hatte ich in der Hand. Mein Begleiter begriff sofort die mißliche Situation, schwang sich auf sein Pferd und folgte dem Deserteur; in ca. 20 Minuten kehrte er zurück, ohne ihn erreicht zu haben. Er bot mir sein Pferd an; ich sprengte durch Sumpf und Wasser in die Nacht hinein und erkannte nach halbstündigem Ritt, wie sich die Schecke, immer grasend, vorwärts bewegte; sobald sie mich erkannt hatte, setzte sie sich in Galopp, bis sie mich aus dem Gesicht verloren hatte. Freundliches Zureden meinerseits blieb ohne Erfolg; so mußte ich mich zur List entschließen: ich versuchte einige Male in großen Bogen ihr den Weg abzuschneiden; aber sie war schlau genug, dies zu merken und mir jedesmal zuvorzukommen. Schon war ich rathlos: da konnte ich mich im Mondschein genügend orientiren, um zu merken, daß der Weg hier einen größeren Bogen machte; eine Waldecke diente mir als Orientirungspunkt. Ich schnitt diesen Bogen in kurzem Trabe ab, erreichte die Waldecke rechtzeitig, nahm mein Pferd am Zügel, duckte in das hohe Gras, und als die Schecke, langsam grasend, herangekommen war, stand ich auf, faßte sie fest bei der Mähne und legte ihr den Zaum an. Ohne Widerrede duldete sie die Gefangenschaft und trug mich rückwärts; um 10 erreichte ich meinen Genossen, der es sich an einem Feuer bequem gemacht hatte und schon ohne Hoffnung war, mich wiederzusehen; doch hatte keiner der Tiger auch nur Miene gemacht, sich uns zu nähern; trotzdem war der mehr als 3stündige Ritt, nur in Sumpf und Wasser, eine unangenehme Zugabe zu dem ohnedies starken Tagewerke. Unverzüglich setzten wir die Reise fort, deren letzter Theil allerdings mehr als schlimm, nahezu halsbrechend war: hätte ich die Beschaffenheit des Weges vorher gekannt, würde ich vielleicht nicht den Muth gehabt haben, ihn mir und meinem Thier zuzumuthen. Zum Glück war das Wetter vortrefflich, klarer Himmel, mäßig warm; nach Mitternacht erreichten wir Las Lomas, fast erschöpft. Schnell waren der Capataz, alle Knechte und Mägde aus dem Schlaf geweckt, die Pferde wurden gefüttert, den Menschen ein Mahl bereitet, — das erste an diesem Tage! — Dann folgte eine angenehme Nacht in bequemer Hängematte. Die Ruhe des nächsten Tages war wohlverdient; die Pferde und unsere Kleider mußten vom Schlamm gereinigt werden; ich badete meine Glieder in dem klaren warmen Gewässer des Rio Paraguay, der dicht bei dem Hause des Don Victor vorbeifließt. Am folgenden Morgen nahm ich Abschied von mei-

nem liebenswürdigen Gastfreunde und setzte, geleitet von einem seiner Knechte, den Weg nach Rosario fort, — ein mäßiges Tagewerk. Die Villa de Rosario ist ein freundlicher Ort, 1/2 Legua vom Rio Paraguay entfernt und ganz dicht an einem Flüßchen, das ebenfalls kleinere Fahrzeuge tragen kann. Die Weidegründe sind vorzüglich, Wald und Wasser genügend vorhanden. Ein deutscher Zimmermann, Heinrich B., der hier lebt und große Flußkähne baut, befindet sich wohl und verdient viel Geld. — In Rosario blieb ich einen Tag, orientirte mich über die Umgegend und strebte dann meinem nächsten Ziele, der Villa de San Pedro zu. Der alte Weg dem Rio entlang ist aufgegeben; man macht einen Bogen über die Estancia Mburicasu und die Reduccion San José. Bis zu der ersteren reiste ich in Gesellschaft des Jefe von Rosario; da derselbe aber eine beladene Karrete und eine kleine Heerde Vieh dorthin zu bringen hatte, so ging die Reise langsam und wir erreichten die Estancia erst am Mittag des 12. Juli. Dieselbe war erst ganz kürzlich wieder mit 3000 Stück Rindvieh besetzt worden, die Lage des Hauses, noch aus der Zeit des Lopez, ist sehr günstig, der Camp soll einer der besten des Landes sein. Von hier bis zu der Reduccion von San José sei der Weg kurz und leicht zu finden, sagte man mir; — trotzdem gelang es mir, mich zu verirren; während ich unaufmerksam träumend dem Pferde die Zügel ließ, war dasselbe vom Wege abgekommen; nach einigem Suchen fand ich einen deutlich ausgeprägten Weg mit Räderspuren und folgte demselben. Drei Stunden war ich in völliger Einsamkeit auf diesem Wege geritten, rechts ein mächtiger Wald, vor mir unermeßliches Grasland; die Sonne neigte sich, es war jetzt klar, daß ich nicht auf dem Wege zu der Reduccion war; doch war keine Zeit zu verlieren, wollte ich nicht die Nacht im Freien unter Tigern und Schlangen campiren. Die Räderspuren mußten ja irgendwie zu Menschen führen, es schien gerathen, ihnen zu folgen.

Die Nacht brach herein, endlos schien sich der Weg über Grasflächen, durch Wässer, an Wäldern vorbei zu dehnen; es war schon völlig dunkel, als ich rechts einen Orangenwald entdeckte und dann die Spuren menschlicher Arbeit erkannte, die Hunde schlugen an; ich hielt vor einem Hause in welchem ein Feuer loderte; ein junger Bursche und eine ältere Frau saßen daneben. „Wie weit ist es bis San José?“ — „Sechs Leguas.“ Also eine beträchtliche Verirrung; aber ein Glück war es, daß ich diese völlig vereinsamte Estancia noch gefunden hatte, deren Insassen mich aufs freundlichste aufnahmen und beherbergten. Im Nu war das Pferd abgesattelt und an einer grasreichen Stelle angebunden, mir selbst ein Platz am Feuer eingeräumt und ein reichliches Mahl zubereitet; dann

hatte ich einen vortrefflichen Schlaf in einer jener ausgezeichneten, unvergleichlichen Hängematten, welche die Töchter dieses Landes mit vieler Kunst und emsigem Fleiß aus selbstgezogener und selbstgesponnener Baumwolle weben. — Solche Beweise von Gastfreundschaft, wie der soeben gekennzeichnete, sind in Paraguay nicht nur nichts Seltenes, sondern das Gebräuchliche. So ritt ich später auf dem Wege nach Lima — um nur noch Ein Beispiel hinzuzufügen — an ein Haus heran, um einige Apfelsinen zu essen; der freundliche Wirth fütterte mein Pferd und wollte nicht dulden, daß ich die Früchte so einfach ohne einen substanzielleren Imbiß verzehrte; er rief seiner Frau einen Befehl zu, den dieselbe sich auch auszuführen anschickte, zum Glück aber verstand ich so viel Guaraní, daß ich die eine Hälfte des Satzes verstehen, die andere errathen konnte: „sie solle das fetteste Huhn aussuchen und für den Herrn zurichten.“ Es kostete Mühe, die Blutsentenz rückgängig zu machen und dem armen Manne die brave Eierlegerin zu erhalten.

Diese Estancia führt, wie ich später erfuhr, den Namen Potrero Carillo, und die Herrin der Besitzung, eine ältere Frau, deren undeutliches, mangelhaftes Spanisch ich an jenem Abend nur zum kleinsten Theil verstehen konnte, war die Tante des Francisco Solano Lopez, die Schwester der Mutter des Tyrannen; diese beiden Frauen werden allgemein als die besten Theile der Lopezschen Familie gerühmt.

Am andern Morgen, dem 13. Juli, trennte ich mich ungern von dem herrlich einsam gelegenen, ganz in hohe Apfelsinenbäume gehüllten Hause und suchte abermals die Reduccion von San José auf. Der kleine Ort, den ich Nachmittags erreichte, ein Werk der Franciskaner, hat eine vortreffliche Lage, ist aber völlig isolirt, nach Norden und Süden hin durch schlimme Sümpfe von dem civilisirten Paraguay getrennt. Der Flecken hat sich seit dem Kriege noch nicht wieder erholen können und gehört zu den ärmlichsten des Landes. Ein Theil der Bewohner sind Neger, ehemalige Sklaven; zu diesen gehört auch der Ortsvorstand, ein alter Neger, der weder Spanisch verstand, noch sonst Lust bewies, sich um mich zu bekümmern; ich mußte im Freien übernachten und da die Nacht sehr kalt war, so verbrachte ich sie fast ohne Schlaf an einem lodernden Feuer. Da mein Pferd schon mehrere Tage keinen Mais gegessen hatte, — seit Rosario war für Geld und gute Worte nichts zu haben — so konnte ich keine hohen Ansprüche mehr an seine Leistungsfähigkeit stellen; trotzdem mußte ich ihm an diesem Tage noch viel zumuthen. Dicht hinter der Reduccion beginnt ein schlimmer Sumpf, den Paraguayern wohlbekannt unter dem Namen Jateity. Volle 3 Stunden geht das Pferd im Wasser und meist so, daß wenig am

Schwimmen fehlt. Auch der Reiter hat seine Arbeit, oft genug scheut der Gaul, dann hat man Mühe, ihn zu beruhigen; die Füße werden starr in dem kalten Wasser, während von oben bereits die Sonne ziemlich empfindlich brennt und auf dem Wasserspiegel reflectirt. In der Ferne erkennt man Höhenzüge mit Wald, um sich sieht man nichts als Schilf und großblättrige Wasserpflanzen. Es ist ein unheimlicher Ritt, man muß sich auf sein Pferd verlassen können. Endlich betrat ich wieder festes Land; ich ließ das ermüdete Pferd grasen, trocknete meine Stiefeln in der Mittagssonne und erreichte endlich am späteren Nachmittag eine Häusergruppe, „Cocuré“ genannt, nahe am Rio Jejui. Seit 2 Tagen fast ohne Nahrung, nach einer schlaflosen Nacht fehlte mir die Spannkraft, den Weg bis San Pedro (4 Leguas) fortzusetzen. Auch schien der Fährmann keine Lust zu haben, mich an diesem Tage über den Fluß zu schaffen. Zum Glück gelang es mir, Mais für das Pferd zu kaufen und mir für die kalte Nacht einen geschlossenen Raum zu sichern. Allerdings erwies sich die kurze, aus Lederriemen geflochtene Hängematte, die man mir gab, als ein Marterinstrument, aber der Zustand völliger Abspannung ließ mich auch in dem unvollkommenen Werkzeug Schlaf finden. Sehr erfrischt traten wir beide, die Schecke und ich, am Morgen des 15. die Reise an; in einer halben Stunde hatten wir den Jejui erreicht, einen breiten wasserreichen, schiffbaren Fluß, und mein Wirth setzte mich in der bekannten Weise über. Dieser Paß befindet sich einige Leguas unterhalb der Vereinigung des Aguaray mit dem Jejui. Von dort erreicht man die Villa de San Pedro in 4—5 Stunden auf festem Wege. Dieses paraguayische „St. Petersburg“ liegt sehr anmuthig auf einer kleinen Anhöhe, inmitten weiter Wiesen, völlig in Apfelsinenbäumen begraben; es hat Straßen, steinerne mit Ziegeln gedeckte Häuser und verräth Wohlhabenheit, obwohl die Entfernung von dem Hafen des Jejui und des Paraguay (je $1/2$ resp. 2 Leguas) sein Emporkommen hindert. Ein Gastfreund, an dessen Adresse ich empfohlen war, nahm mich zuvorkommend auf; als ich ihm meinen Wunsch äußerte, die Territorien den Jejui aufwärts kennen zu lernen, konnte er mir schon für den nächsten Tag eine gute Gelegenheit verschaffen, da ein zuverlässiger Mann den Weg nach Lima, ca. 20 Leguas östlich, mache, und ich in seiner Begleitung sicher reisen könne.

San Pedro selbst bietet nicht viel Beachtenswerthes; sein Wohlstand stammt aus dem Handel mit der Yerba, welche ca. 30 Leguas von da östlich in den „Yerbales“ am Jejui und Aguaray gewonnen, auf flachen Kähnen nach San Pedro verschifft und weiter nach Asuncion, Buenos Aires ꝛc. ꝛc. verhandelt wird. Mit der Gewinnung dieses para-

guayischen „Thees“ ist während der Erntezeit desselben (Januar—August) so ziemlich die gesammte männliche Bevölkerung von San Pedro und Umgegend beschäftigt, so daß dieser Ort während solcher Zeit in seinen statistischen Verhältnissen einer deutschen Stadt während der Dauer einer Mobilmachung gleicht: außer den Haushaltungsvorständen, Kaufleuten, Beamten 2c. sieht man fast nichts als Frauen, Kinder und Greise. Ein Knecht, den ich als Reisebegleiter hätte dingen können, wäre somit kaum aufzutreiben gewesen; noch aus anderen Gründen zog ich es vor, meinen Weg auch fernerhin ohne Führer zu machen, was von den Paraguayern als eine außerordentliche Kühnheit angesehen und sehr bewundert wurde. In der That ist diese Kühnheit nicht groß; die von den Paraguayern stets in den Vordergrund gestellten Gefahren: Tiger, Indianer, Schlangen mögen vorhanden sein; Tigerspuren habe ich zahlreich gesehen, Schlangen auch in Person, ohne daß sie sich indessen feindlich gegen mich verhalten hätten, Indianer nur in sehr gezähmtem Zustande. Nach glaubwürdiger Aussage sind die Indianer des Landes selbst, vom Stamme der Gayngus, durchaus ungefährlich und selbst nützlich, weil zu allerhand Diensten erbötig. Als gefährlicher gelten die Indianer vom Stamme der Lengua, welche gelegentlich aus dem Gran Chaco herüberkommen, und die von dem brasilianischen Stamme der Mbaya, welche mit Flinten versehen sein sollen und früher allgemein gefürchtet waren. Die wirklichen Schwierigkeiten, die sich dem einsam in den unbewohnten Landestheilen Reisenden darbieten, sind: gelegentliche Verirrungen, Unwetter auf verlassenem Wege, die Einsamkeit in ihrer ganzen Schönheit und in ihrer Furchtbarkeit, endlich der Hunger, — Durst niemals, da es an gutem Wasser und in diesen Monaten auch an Apfelsinen nirgends fehlt. Wirken gleichzeitig der Hunger auf den Magen, die Sonne auf den Kopf, die Nässe der Bäche und Sümpfe, sowie des stark bethauten hohen Grases auf die Füße, so kann man sich Tage lang recht unwohl fühlen, schwache Naturen können es dann wohl zu einem kleinen Fieber bringen, von welchem ich verschont geblieben bin.

Am Morgen des 16. Juli zog ich mit meinem Begleiter ostwärts, um den Ort Lima am Aguaraý, eine Reduccion der Franciskaner, kennen zu lernen. Unser Ritt führte durch schöne, fruchtbare, anmuthige Gefilde; reich bevölkerte Estancien sahen wir rechts und links vom Wege; mit großen Heerden besetzte Triften, Waldungen, Wasser, angebautes Land wechseln, von der klaren Atmosphäre prachtvoll beleuchtet, in unbeschreiblicher landschaftlicher Anmuth. Wir erreichten Lima an diesem Tage nicht und machten am Nachmittage nach einem Ritte von ca. 12 Leguas bei dem Hause des braven Nicomedes am Aguaray Halt, um

diesen Fluß am nächsten Morgen zu durchschwimmen. Da das Thermometer in dieser Nacht auf 5 ° R. fiel, so war diese Aussicht für mich keine der erquicklichsten — wir Bewohner der kälteren Zone sind in dieser Hinsicht weit weniger abgehärtet, als die Paraguayer, welche selbst in den kältesten Tagen über bereifte Wiesen barfuß, mit leinenem Hemd und dergleichen Hose und höchstens noch einem wollenen Poncho bekleidet, zu gehen pflegen. Zum Glück wurde mir dies kühle Bad erlassen; ein von oben aus den Yerbales kommender großer Kahn, der ein „Canoa" mit sich führte, machte bei dem Hause, in dem wir unser Quartier aufgeschlagen hatten, Halt; die Führer des Kahns waren leicht überredet, uns am andern Morgen überzusetzen. Als wir nach leidlich verbrachter Nacht die Pferde suchten, hatten sich zwei derselben verlaufen; indessen die gefälligen Kahnführer warteten; dann ging Alles glatt von Statten, die Sättel und die „Christen" („Christano" wird wie unser „Mensch" als Gegensatz zu „Thier" gebraucht) fuhren im Canoa, die Pferde schwammen ans andere Ufer, und dann ging der Ritt auf dem zwischen Jejui und Aguaray gelegenen schönen Mittelstromland ostwärts weiter, bis wir Mittags das 7 Leguas entfernte Lima erreichten. Diese Reduccion beginnt sich neuerdings wieder zu bevölkern; angenehm und nützlich an dem schiffbaren Aguaray angelegt, bietet sie gute Gelegenheit zu lohnendem Absatz der Producte, welche hier einen ungewöhnlich hohen Preis erzielen. Zwei Tagereisen aufwärts beginnen die Yerbales, und die Hunderte von Arbeitern in denselben beziehen ihre Lebensbedürfnisse, soweit es reicht, in Lima. In Folge dieser starken Nachfrage wird der Mais mit 6—10 Real (1 Real = 0,40 M.), die Bohnen mit 10 Real und darüber bezahlt und so die übrigen Lebensmittel im Verhältniß. Die Viehweide ist gut, an „Barreros" fehlt es nicht, das Zuckerrohr gedeiht vorzüglich und wird viel gebaut.

Die erste Nacht blieb ich bei meinem freundlichen Begleiter Don Eustachio, der für mein und meines Pferdes leibliches Wohl nach Möglichkeit sorgte; am andern Morgen suchte ich den Jefe politico auf, der ca. 3 Leguas von der Reduccion seine Wirthschaft hat. Ich ritt spät fort und ließ mir Zeit, so daß ich in Mittagsgluth mich dem Anwesen des Don Eugenio Roja näherte, das sich mir schon von ferne als stattlich und ausgedehnt darstellte. Ein freundlich und intelligent aussehender untersetzter Mann empfing mich, ließ schnell mein Pferd absatteln und mir eine Mahlzeit rüsten. Zahlreiche Knechte und Mägde waren um ihn beschäftigt, letztere mit der Gewinnung des Almidon, jener wohlschmeckenden und sehr nahrhaften Manioc-Stärke. Herr Roja treibt Landwirthschaft in größerem Stil und mit erheblichem Nutzen, er selbst

ist zufrieden; seine ganze Art der Bewirthschaftung hat einen fast deutschen Anstrich; man könnte ihn für einen deutschen conservativen Landwirth halten.

Den Rest des Tages und die folgende Nacht brachte ich in seinem gastlichen Hause zu, um in der Frühe des folgenden Morgens mit einem seiner Vasallen, den er mir als Führer zuordnete, nordöstlich zur Laguna blanca („Weißensee") vorzudringen. Wir erreichten nach 5stündigem Ritt, stets in anmuthigster Landschaft, abermals den Aguaray, der auch hier noch bei höherem Wasserstand nur mit Canoa überwunden werden kann; sodann sehr bald den Puesto des Señor Roja „Potrero Nupora"; dort kurze Rast und Mittagsmahl, dann Besuch der ca. 3—4 Leguas entfernten Laguna blanca und Rückkehr zum Puesto: ein reichliches Tagewerk. Der genannte „weiße See" ist ca. 4000 m lang, ca. 1000 m breit, die Ufer sandig, umgeben von leicht ansteigenden, dicht bewaldeten Hügeln; das Wasser völlig rein. Unterläßt man es, die Vegetation genauer zu mustern, so könnte man meinen, an einem der zahlreichen märkischen Seen, etwa am Grunewald-See zu stehen. Im weichen Sande des Ufers zeigten sich indessen zahlreiche Spuren von Tigerfüßen. Warum man mir von anscheinend unterrichteter Seite gerade den Besuch dieses Sees so sehr empfohlen hatte, weiß ich nicht, denn für colonisatorische Zwecke eignet er sich nicht, da sich nach Westen zu ein großes Sandfeld erstreckt, in welchem nur Gestrüpp und kümmerliche Bäume, nicht einmal die bescheidenen Coco-Palmen wachsen. Es ist dies die einzige ausgedehnte bloße Sandfläche, welche ich in Paraguay kennen gelernt habe. In den Wäldern an der Laguna blanca soll es zahlreiche Gummibäume geben. Eine Tagereise weiter fließt der Rio Verde, ein noch schiffbarer Nebenfluß des Aguaray, durch vielbesuchte Yerbales, an diese schließt sich der ausgedehnte Yerbal „Panadero"; beide Gegenden wurden mir als außerordentlich geeignet für colonisatorische Zwecke geschildert. Doch mußte ich mir die persönliche Kenntnißnahme dieser Territorien versagen, da ich meinen, mir aus Gefälligkeit mitgegebenen Führer nicht glaubte länger in Anspruch nehmen zu sollen.

In der Nähe des genannten Puesto „Potrero Nupora" ist ein Massengrab paraguayischer Frauen und Kinder, welche sich während des Krieges dorthin geflüchtet hatten und dann, als die Vorräthe und Apfelsinen der Umgegend aufgezehrt waren, Hungers gestorben sind. — Von da erreichten wir andern Tages in der starken Sonnenhitze des Wintermonats Juli das Landgut des Señor Roja und am Abend abermals die Reduccion. Der andere Tag war der wohlverdienten Ruhe bestimmt;

mein Pferd beschäftigte sich mit Maisessen, ich mit Baden und Lesen und allerhand Fragen über das Land. Soviel steht fest, zwischen Jejui und Aguaray liegen vorzügliche — noch käufliche — Terrains, denen nichts fehlt, was zu einer ersprießlichen Colonisation in größerem Maßstabe nöthig wäre, — nichts, als die Menschen und das Capital.

Am Abend dieses Tages traf ich den Capataz der Estancia „Tupi", die ich auf dem Wege passirt und flüchtig besucht hatte. Herr M., ein sehr gefälliger Argentinier aus Salta, einer der westlichsten Provinzen jener Republik, konnte mir über die Verhältnisse seiner wenig bekannten Heimath erwünschte Auskunft geben. Wir setzten am andern Morgen den Weg gemeinschaftlich in der Richtung auf die Estancia „Tupi" fort, welche etwa halbwegs zwischen Lima und San Pedro liegt, und hofften dieselbe zu erreichen, obwohl wir noch einen Umweg über Rojas Landgut zu machen hatten. Zwei Stunden nachdem wir letzteres verlassen hatten in schöner, einsam waldiger, hügliger Gegend, überfiel uns eines jener schnell entstehenden Unwetter mit Donner, Blitz und heftigem Regen. Da giebt es kein Mittel, als die Pferde zur Eile zu ermahnen und sich rechts und links nach einem schützenden Dache umzusehen. Das Glück wollte es, daß, bevor die Durchnässung eine vollständige geworden war, wir nahe am Wege ein Haus fanden, dessen Besitzer uns mit gewohnter Bereitwilligkeit aufnahm; es war der Miteigenthümer eines der großen Territorien, der mir vielfache Auskunft geben konnte und mich am folgenden Tage durch seine und die Nachbargrundstücke zu führen versprach. Meine Genossen setzten den Weg fort, um „Tupi" wo möglich zu erreichen; sie haben eine schlimme Reise gehabt, indem sie sich Nachts in Sümpfen verirrten. Ich blieb bei Herrn Gray, um mit ihm am andern Morgen einen langen Ritt durch diesen Landstrich zu machen. Die Größe dieses ganzen, fast noch völlig unbewohnten Terrains schätze ich auf ca. 15—20 □-Leguas (à ca. 11,000 preuß. Morgen); zu beiden Seiten ist es je von den Flüssen Aguaray und Jejui begrenzt, zwischen denen Wald mit guten Hölzern, Höhenzüge, die sich trefflich zu Pflanzungen eignen, gute Viehtriften abwechseln. Der Verkehr mit dem Rio Paraguay läßt sich durch die Flüsse vermitteln. Es bedarf nur der nöthigen Menschen und der nöthigen Geldmittel, um hier eine deutsche Gemeinde zu begründen, welche alle Aussicht auf fröhliches Gedeihen hätte.

Am Mittag verließ mich mein gefälliger Begleiter; ich glaubte den Paß über den Aguaray und zum Hause des Don Nicomedes allein finden zu können, indessen boten Wald und Feld zu wenig Unterscheidungspunkte; nach mehrstündigem Reiten sah ich, daß ich außer

Stande war, mich hinreichend zu orientiren, nachdem ich schon längst den Pfad völlig verloren hatte. Weit in der Ferne entdeckte ich endlich ein Häuschen, mit Mühe erreichte ich es, ließ mich von den Insassen zurechtweisen und steuerte nun bei untergehender Sonne abermals auf mein Ziel los. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Berechtigung des Namens Aguara-y („Fuchs-wasser") kennen: einer jener großen Füchse, die selbst Kälber erwürgen, sprang vor mir im Gras auf; er hatte etwa die Maße der größten Neufundländer. — Während dieses Rittes wurde es völlige Nacht, mit Mühe konnte ich den wenig ausgeprägten Weg erkennen, ein Unwetter zog langsam herauf, und in absoluter Finsterniß machte mein Pferd plötzlich Halt: zu unseren Füßen rauschte der Aguaray. War er zu Pferde zu passiren? Aufs Gerathewohl hineinzureiten, erschien mißlich und konnte uns das Leben kosten; etwa 100 m jenseits des andren Ufers lag das Haus des freundlichen Nicodemes; ich rief seinen Namen mit lauter Stimme wiederholt, Alles blieb still. Die Nacht am Ufer zu campiren, vielleicht in strömendem Regen unter Tigern und Schlangen, war eine schlimme Aussicht, zurückzukehren schien unthunlich. Ich versuchte es, in den Fluß zu reiten und eventuell mit dem Pferd durchzuschwimmen, aber die Schecke war zu solcher Leistung nicht zu bewegen und weigerte sich standhaft, ins Wasser zu gehen; — zu meinem und ihrem Glücke! In dieser höchst unerquicklichen Situation entdeckte ich beim Aufleuchten eines Blitzes am jenseitigen Ufer einen großen Kahn, der augenscheinlich dort Station machte. Ich redete denselben auf seine Insassen hin an; eine Gestalt erhob sich und fragte, was ich wollte. Ich bat ihn, in das nahe Haus des Nicomedes zu gehen und ihn an den Fluß zu holen, um einem Freunde bei der Passage zu helfen. Der gefällige Mann trat den Weg an, in einigen Minuten hörte ich Hunde anschlagen, so daß ich schließen konnte, er habe das Haus erreicht; dann blieb Alles still. Ich erwartete jede Minute, daß das Gewitter losbrechen sollte; mein Pferd zitterte vor Furcht. Endlich, nach einer bangen Viertelstunde, kam Nicodemes, der schon geschlafen hatte. „Kann man durch den Fluß reiten?" — „Nein, er ist noch zu hoch!" — „Wie kann ich hinüberkommen?" — „Ich will mit dem Kahnführer sprechen." So geschah es; die gefälligen Ruderer standen vom Schlafe auf, lösten das etwas plumpe Fahrzeug, kamen ans andere Ufer, nahmen mich und mein Gepäck auf, und trieben den Gaul zum Durchschwimmen an; Alles ging schnell von Statten, und in kürzester Frist saß ich am lodernden Feuer im Hause des Nicomedes, verzehrte das einfache Abendbrot, das er mir hatte zubereiten lassen, und war sehr froh, unter Dach und in Sicherheit zu sein. Nicomedes meinte,

daß ich da drüben in der Nacht der Gefahr, von Tigern besucht zu werden, kaum entgangen sein würde; indessen, wie ich schon bemerkte, die „jaguarete“ sind scheu und greifen nicht allzu leicht „Christen“ an; ich glaube, die Paraguayer pflegen die Gefahren dieses Thieres etwas zu übertreiben.

Am andern Morgen (24. Juli) geleitete mich mein gefälliger Wirth ein großes Stück des Weges, zunächst durch den rauschenden Aguaray-Mi, einen Nebenfluß des Aguaray; dann über schöne grüne Triften an Wäldern vorbei. Ich hatte die Absicht, nur bis zur Estancia Tupi zu reiten; wir Beide, der Gaul und ich, waren einigermaßen abgespannt; außerdem nöthigte die Hitze (24° R. im Schatten) zu mehrfachem Rasten. Am Nachmittag erreichte ich Tupi, von Herrn Medrano freundlichst empfangen, und blieb zwei Tage unter seinem gastlichen Obdach. Die Verpflegung war eine vortreffliche, die Milch seiner Kühe, die beste die ich mich je getrunken zu haben erinnern kann, der Käse, den er bereiten läßt und der ihm ein schönes Neben-Einkommen verschafft, hält den Vergleich mit guten europäischen Käsesorten aus. Dann zog ich abermals nach der Villa de San Pedro, um einige Tage zu ruhen, das Pferd durch reichliche Maisrationen in guten Stand zu setzen und den Weg nach der Villa Concepcion auszuforschen.

Der alte Weg, den Strom entlang, über Belencuê ist seit dem Kriege verlassen, versumpft, von Indianern heimgesucht und ohne einen sehr geübten Führer nicht zu machen; ein solcher aber ist in jenen Monaten in San Pedro kaum aufzutreiben; so mußte ich mich entschließen, einen großen Bogen über Tupi, Aguaray-Mi und Tacuati zu machen. Am 30. Juli brach ich auf, besuchte einen am Wege wohnenden Engländer W., der mit Erfolg und Gewinn Viehwirthschaft betreibt, und langte Abends abermals in Tupi an. Mein nächstes Ziel war das Anwesen eines Italieners Sartorio, von dessen Pflanzungen und Arbeiten ich viel gehört hatte; etwas Bestimmtes konnte mir Keiner angeben; es interessirte mich, zu erfahren, daß er eingehende Versuche, Kaffee in größerem Maßstabe zu pflanzen, gemacht habe. — In weitem Bogen ritt ich über fette Viehtriften dem fernen Walde zu, durchschnitt denselben in einer schönen schattigen Picade und traf am Nachmittag in der angenehm an der andern Seite dieses Waldes gelegenen Casa de Sartorio ein. Der energische, arbeitsame, im besten Mannesalter stehende Piemontese empfing mich sehr freundlich, führte mich in seinem ganzen Anwesen umher, zeigte mir seine Pflanzungen, nicht ohne mich vorher mit Speise und Trank reichlich versorgt zu haben. Eine so üppige Zuckerrohrpflanzung, wie die seinige, hatte ich noch nicht

gesehen; obwohl dieselbe, wie er sagte, durch die Trockenheit des vergangenen Jahres stark gelitten hatte, denkt er in der demnächst zu beginnenden Ernte über 500 Azumbren Syrup (à 36 Pfd.) zu gewinnen, im nächsten Jahre aber noch mehr zu pflanzen. Die Azumbre Syrup gilt dort 12—20 Real (à 40 Pfennig). Den Kaffee hat Herr Sartorio unter Ricinusbäumen gepflanzt, um den jungen Sträuchen Schutz vor Sonne und Frost zu bieten; es bleibt indessen abzuwarten, ob diese Ricinusbäume dem Boden andererseits nicht zu viel Kraft rauben; der Kaffee erfordert tiefes und gutes Land. — Nach einem erquickenden Bade im Aguaray-Mi verbrachten wir einen Abend in angenehmer Unterhaltung; mein Wirth war zu Lopez' Zeiten als Architekt nach Paraguay gekommen und hatte in Tupi den Bau einer Kirche geleitet, die ein reicher Privatmann aus seinen Mitteln errichten ließ. Der Krieg ließ den Bau unvollendet, er fiel wieder in Trümmer und nur ein massiver Backstein-Thurm ragt noch stattlich empor. — Am nächsten Morgen zog ich nordwärts, überschritt den Aguaray-Mi zweimal, traf noch einige bewohnte Häuser mit Apfelsinenhainen und hatte dann eine Tagereise in absoluter Einsamkeit zu machen, abwechselnd über Cämpe und durch schöne Waldpicaden, bis ich mit sinkender Sonne das Ziel dieses Tages, eine Gruppe Häuser, Jaguarete-Hu („Der schwarze Tiger") genannt, erreichte. Auch den folgenden Tag legte ich meinen Weg in anmuthigster, aber völlig einsamer Gegend zurück; am Nachmittag traf ich in der Reduccion Tacuati am Ypané ein, konnte hier zu dem Preise von 15 Real pro Arrobe (also 6 Mark für 24 Pfd.!) etwas Mais kaufen, und war froh, mein Pferd durch diese substanzielle Nahrung stärken zu können. Ich selbst mußte mich in der ganz ärmlichen Ortschaft mit Apfelsinen und Manioc begnügen. — Der Ypané ist ein wasserreicher, in steinigem, tiefeingeschnittenem Bett dahinrauschender Fluß; er wird von Concepcion bis ca. 30 Leguas aufwärts von Tacuati mit „Chatas" befahren, welche Lebensmittel in die Yerbales bringen und die Yerba nach Concepcion schaffen.

Als ich am andern Morgen zu dem ca. 4 Leguas entfernten Paso Ita („Steinfurth") geritten war, fand ich das Canoa nicht vor: der Ferge war mit demselben aufwärts gefahren, vielleicht kehre er noch am Nachmittag zurück. Da ich zu der hier landesüblichen Weise, Flüsse in der „Pelota" überzusetzen, wenig Vertrauen hatte, so beschloß ich, bis Nachmittag auf das Canoa zu warten. Der Aufenthalt an dem mit dichtem Wald und mächtigem Tacuára (amerik. Bambus) beschatteten, rauschenden Fluß in der Hütte der freundlichen Leute, welche mir eine Hängematte ausspannten, war nicht unangenehm; ich las im Aeschylos

und wartete auf das Canoa. Als es bis Nachmittag 4 Uhr nicht gekommen war, mußte ich mich zu der Pelota entschließen. Zwei Burschen bogen die Zipfel einer Ochsenhaut nach oben, verbanden diese mit Schlingpflanzen, legten Sattel, Kleider ꝛc. hinein und machten das improvisirte Fahrzeug flott; dann schwamm einer vorweg, das Leitseil in der Hand, der andere nebenher; ich war einigermaßen überrascht, daß das Ding mit meiner Habe so wohlbehalten drüben ankam, durchschwamm dann selbst den klaren, schönen Fluß, ließ den Gaul durchschwimmen und konnte, nachdem wir Beide etwas trocken geworden waren, bei sinkender Sonne des Weges fürbaß ziehen; „1½ Legua Einsamkeit, dann hören die Häuser bis Concepcion nicht auf“, so sagte man mir. Im schönsten Mondschein erreichte ich zwei Stunden später die mir bezeichnete „Obrage“, d. i. eine Anstalt, um Bretter, Balken ꝛc. zu schneiden und zu verschiffen, und fand bei den Arbeitern, einem Franzosen und einem Spanier, Verpflegung und Unterkommen. Das harte Lager, das man mir bot, eine hölzerne Bank, ließ mich wenig zum Schlaf kommen; ich ging im Mondschein spazieren und saß am Feuer. In der ersten Morgendämmerung sattelte ich und hatte einen anstrengenden Ritt in fühlbarer Hitze; seit Jaguarete-Hu etwa mochte ich den Wendekreis des Steinbocks überschritten haben, und obwohl die tropischen Theile Paraguays nicht frei von Nachtfrösten sind — es fällt selbst in Concepcion ca. 3 Mal im Winter ein Reif —, so ist die Hitze hier selbst im Winter schon weit fühlbarer als in Asuncion und Umgegend; im Sommer soll sie sehr arg sein. Indessen konnte mir noch Niemand genaue metereologische Angaben machen. — Man hat von dem Paso Ita bis Concepcion einen durchaus angenehmen Weg, überschreitet den Cané, einen Nebenfluß des Ypané, und hat fast stets Häuser in Sicht. An vielen Stellen freilich entdeckt man die große braune Ameise, die Landplage der hiesigen Pflanzer. Ich war in Folge der Hitze und der ungenügenden Nahrung der letzten Tage entsetzlich elend und schleppte mich nur mühsam fort; Concepcion erreichte ich nicht, sondern blieb 4 Leguas diesseits in einem Häuschen, fand einige Stengel Manioc zu essen und schlief trefflich in einer saubern Hängematte.

Am 5. August, vor Eintritt der heißen Stunden, ritt ich in die Villa de Concepcion ein, nahm Quartier in dem von einem Italiener gehaltenen, nicht üblen Gasthaus und schmiedete Pläne über die nächsten Ziele meiner Reise.

Concepcion ist eine im Werden und Wachsen begriffene Stadt, aber eine wirkliche Stadt, kein bloßer Marktplatz, mit Backsteinhäusern, zwischen denen sich freilich noch ärmliche Ranchos aus Lehm mit Stroh-

dach blicken lassen, mit geraden Straßen, die indessen noch ungepflastert sind und in Regenzeiten sich in einen nahezu lebensgefährlichen Schlamm auflösen sollen, — damals herrschte Staub und Hitze. Das Städtchen hat einen lebhaften Handel mit Vieh und Yerba; die südlichen Theile der brasilianischen Provinz Matto Grosso bilden das Hinterland des Hafens von Concepcion, aus welchem zahlreiche Kähne den Verkehr vermitteln; außerdem giebt es von hier wöchentlich ca. zwei Dampfschiffsgelegenheiten nach Asuncion und monatlich ca. drei stromauf bis Corumbá und weiter.

Zahlreiche Kaufläden und ein gewisser Luxus in den Häusern bekundet Wohlhabenheit, man sieht sogar vierrädrige Kutschen; Brasilien und Argentinien haben hier consularische Vertretungen; der Rio liefert treffliches Trinkwasser und gute Bäder, die freilich durch den Gedanken an die gefährlichen Fische Palometa und Raya etwas unbehaglich werden.

Bevor ich meinen Ritt zu der verlassenen Stadt San Salvador am Rio Paraguay fortsetzen konnte, bot sich mir eine willkommene Gelegenheit, ein Stück des Gran Chaco gegenüber Concepcion mit seinen vielgenannten und gefürchteten Bewohnern, den Indianern, kennen zu lernen. Seit etwa sechs Monaten hatte sich ca. 4 Leguas nördlich von Concepcion am rechten Ufer des Stromes, wo derselbe einen todten Arm mit hohem steil abfallenden Ufer bildet, ein Dalmatier aus Zara niedergelassen, um jenen Theil des Chaco auf seinen Holzreichthum hin auszubeuten und später wohl auch mit Vieh zu besiedeln. Seinen aus Palmenstämmen aufgerichteten Schuppen und den 4 Hütten der Arbeiter hat er den stolzen Namen seiner Vaterstadt gegeben und hofft der neuen Ansiedelung mit der Zeit eine dem Namen entsprechende Bedeutung zu verleihen. Er hat sich verpflichtet, an einen argentinischen Unternehmer 40,000 Palmenstämme und 20,000 Eisenbahnschwellen zu liefern, was ihm eine Brutto-Einnahme von 28,000 Patagon (à 4 M.) verschaffen wird. Sind nun auch die Ausgaben besonders für Tagelöhne nicht unbeträchtlich, so wird doch immer noch ein erheblicher Theil dieser Summe als Reingewinn für ihn übrig bleiben.

Als Herr Augustin Nicolich erfahren hatte, daß mich sein Unternehmen interessire, lud er mich höflichst ein, ihn auf seine „Obraje“ zu begleiten; er wolle mir dort ein Pferd und einen Diener zur Verfügung stellen und mich auf Verlangen zur Stadt zurückbefördern; auf des Lebens Bequemlichkeit müsse ich freilich in Gran Chaco verzichten. Da mir viel daran lag, den Indianerstamm der „Lengua“ durch directe Anschauung kennen zu lernen, so nahm ich das Anerbieten des rührigen Dalmatiers gern an und stellte mich am 9. August, Morgens, am

Hafen ein, um nach längerem Warten — ein Theil der neu geworbenen Holzarbeiter hatte sich mit Hilfe eines von dem „Patron" genommenen Vorschusses noch einmal gründlich betrunken und konnte nur mit Mühe herangeholt werden — endlich nach 11 Uhr in einer schwerfälligen, ziemlich belasteten „Chata" stromauf zu fahren. Die Knechte hatten viel zu thun, um mit langen Tacuara-Stangen und Rudern das Fahrzeug langsam zu fördern; längst nach Sonnenuntergang, in völliger Nacht langten wir an der Barranca von Neu-Zara an. Schon von ferne konnte ich bei dem Scheine eines lodernden Feuers eine Gruppe brauner, zum Theil unbekleideter Gestalten entdecken, welche uns dann beim Aussteigen behilflich waren: etwa 30 Seelen, 8—10 Familien der Lengua, die sich zeitweilig in Neu-Zara niedergelassen haben und den „Christen" bei der Arbeit helfen. Als ich das Ufer erklommen hatte, umringten sie mich und betrachteten mich kurze Zeit aufmerksam und genau; dann sprach einer einige Worte, welche von den übrigen wiederholt wurden; es mochte eine Kritik meiner Persönlichkeit sein. Sollte dieselbe mir günstig gewesen sein, so wurde die Meinung über mich bald herabgedrückt, als einer nach dem andern das Wort „Cigarro" aussprach und ich ihnen achselzuckend zu verstehen geben mußte: „Nipori, no pito", — ich habe keine, ich rauche nicht. Trotzdem wurde das Verlangen nach Cigarren immer wieder an mich gestellt. — Herr Nicolich hat das unbestreitbare Verdienst, einen freundschaftlich-nachbarlichen Verkehr mit diesen Naturkindern auf deren eigenem Grund und Boden angebahnt zu haben; schon ist eine Unterhaltung mit ihnen möglich; sie haben etwas Guaraní, selbst einzelne spanische Worte gelernt, und die Arbeiter der „Obraje" sprechen bereits eine Anzahl Worte des Lengua-Idioms. Das letztere zeigt eine auffallende Verschiedenheit von der Sprache der Guarani: viele ihrer Laute sind guttural; sie reden mit geringer Oeffnung ihres breiten Mundes, und oft klingt ihre Sprache, als würden Würfel in einem hölzernen Becher geschüttelt. Das Organ ist wohllautend, die Stimmlage der Männer meist hoher Tenor, die der Frauen Alt; sie sprechen nicht schnell, etwas eintönig-staccato und schreien nie; auch zum lauten Lachen haben sie es, so lange ich sie beobachten konnte, nie gebracht. Ueberhaupt zeigt ihr Gesichtsausdruck etwas Schwermüthig-Ernstes.

Der Körperbau der Lengua ist übermittelgroß, wohlgestaltet, außerordentlich muskulös; sie lernen schnell ohne Sattel fest zu Pferde sitzen und entwickeln im Uebrigen Geschicklichkeit und Kraft; ich sah, wie zwei Lengua einen Palmenstamm trugen, dessen Gewicht ich auf 4—5 Centner schätzte. Ihre Sinne sind scharf und übertreffen die unsrigen wenig-

stens im Gesicht und Gehör. Von Antlitz sind sie zum Theil schön zu nennen, wenigstens die Männer, der Mund ist ziemlich groß, zeigt aber durchweg schöne weiße Zähne; soweit ich es erkennen konnte, sind die Eckzähne minder entwickelt als bei uns. Die Nase ist breit in der Wurzel und wenig profilirt, die Stirn wohlgeformt und in der Mitte etwas vorspringend, Ortssinn und scharfe Auffassungskraft verrathend. Das Haar ist schwarz mit einem Stich ins Blaue, stark und völlig schlicht; sie lassen es lang wachsen, schmücken es mit Federn und binden es in Zöpfe. Die Hautfarbe ist schmutzigbraun; beliebt ist es, Gesicht und Oberkörper mit rothen, braunen, schwarzen Fruchtsäften in allerhand Mustern zu bemalen, von Tättowirung habe ich keine Spur bemerkt. Auch sonst lassen sie den Körper unverstümmelt, mit Ausnahme der Ohrläppchen. Dieselben mißhandeln sie in noch ärgerer Weise als es die „civilisirten“ Frauen zu thun pflegen, nämlich so: in die Mitte des Ohrzipfels wird, wie bei uns, dem Kinde ein Loch gebohrt und in dasselbe ein hölzerner Stab gesteckt, letzterer wird durch einen stets stärkeren ersetzt, bis sich am Ende der Ohrzipfel des Mannes als ein großer Ring darstellt, in dessen Mitte ein Holzklotz steckt von ca. 3 cm Länge, dessen Durchschnitt etwa die Größe eines Zweimarkstücks zeigt. Bekleidet sind sie am Tage durchweg, nur Abends sieht man sie nackt. Ihre Hauptgewandung besteht in einem großen wollenen Tuch von einfachem Muster, welches sie entweder wie die Griechen ihren Mantel (Himation) sehr malerisch und kleidsam um die Schultern, oder als Schurz um die Hüften tragen. Einzelne haben von den „Christen“ ein Hemd, einen Poncho oder Aehnliches eingetauscht und tragen diese Kleider dann gern. — Die Lengua essen viel und haben an Nahrung niemals Mangel: der Chaco ist reich an allerhand Wild; besonders an Schweinen, Hirschen, Vögeln ꝛc. ist Ueberfluß, ein einziger Strauß (ñandú) giebt Nahrung für Viele, außerdem bietet ihnen dieser große Vogel eine Haut, die als Schlauch oder Sack benutzt wird, und Federn zum Schmuck. Ferner sind alle Gewässer des Chaco voll von Fischen; aber die Lengua sind nicht wählerisch und essen auch Yacaré (das amerikanische Krokodil) — ich sah mit Ekel, wie sie Stücke eines jungen Yacaré am Spieß brieten —, selbst Schlangen sollen sie verzehren! Fehlt aber die Jagdbeute, so brauchen sie nur eine der Milliarden Palmen zu fällen, um in den jungen, aus dem Stamme hervortreibenden Blättern und Zweigen einen sehr wohlschmeckenden Salat oder ein gesundes Gemüse zu haben, auch die Wurzeln der jungen Palmen sind in gekochtem Zustande genießbar. Von den Lengua gilt somit, was das Evangelium von den Vögeln unter dem Himmel sagt: „sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater

ernährt sie doch." Trotzdem aber zeigen diese Halbwilden eine erkennbare Vorliebe für die bescheidenen Schüsseln der Holzarbeiter; was von den Maisgraupen, Bohnen ꝛc. derselben übrig bleibt, nehmen sie gern in Empfang, um es mit Hilfe von Muscheln oder auch mit dem natürlichsten Löffel, der hohlen Hand, zu verzehren. Auch haben einzelne Lengua schon angefangen, Manioc, Bataten, Bohnen, Zuckerrohr zu pflanzen. An Salz und Trinkwasser scheint im Chaco niemals Mangel zu sein. —

Die Indianerstämme des Gran Chaco sind somit einander sehr ungleich; die am Pilcomayo wohnenden „Toba" sind als feindlich und wild allgemein gefürchtet; Thatsache ist, daß sie vor ca. 3 Jahren den französischen Forscher Crevcaux erschlagen haben. Die gegenüber Concepcion lebenden gelten allgemein als zahm und ungefährlich; soweit ich sie beobachten konnte, verriethen sie große Gutmüthigkeit, Bereitwilligkeit und beachtenswerthe Intelligenz; auch leben sie in Einehe. Manche von ihnen gehen auf das linke Ufer des Stromes, helfen bei der Arbeit in den Yerbales und erwerben sich Kochgeschirr, Feuerwaffen, Aexte, Messer u. A. — Meines Erachtens würde es eine lohnende und nicht zu schwere Arbeit sein, diese Naturkinder seßhaft zu machen, zum Christenthum zu bekehren und allmählich zu einer höheren Stufe der Gesittung und des Erkennens zu führen. Für christliche Sendboten eröffnet sich hier ein dankbares und weites, übrigens wesentlich ungefährliches Arbeitsfeld. Denn auch das Klima des Chaco erscheint trotz der hohen Temperatur nicht als mörderisch. Die Reducciones der Jesuiten und Franciskaner in Paraguay liefern hier ein ermuthigendes Vorbild; denn wir werden uns den Zustand der Guarani vor ihrer Berührung mit den Europäern nicht wesentlich verschieden von dem jetzigen der Lengua zu denken haben. Der Verkehr des Herrn Nicolich mit diesen neuen Gästen in Nueva-Zara ist harmlos und beiden Theilen nützlich: sie helfen ihm Palmen schlagen und heranbringen, Wasser tragen, Vieh eintreiben u. dergl.; dafür empfangen sie den Rest der Mahlzeiten, gelentlich kleine Geschenke: bunte Hemden, leinene Hosen, kleine Spiegel, Werkzeug; leider auch den überaus erwünschten Branntwein. Am Tage nach unserer Ankunft war Sonntag, es wurden jene Geschenke an die „amigos Lengua" vertheilt und die erwachsene männliche Bevölkerung derselben, etwa 12—15, gruppirte sich, auf den untergeschlagenen Beinen sitzend, um eine jener etwa 12 Liter fassenden, großen Korbflaschen („Damajuana"), die hier sehr gebräuchlich sind. Ein älterer Lengua übernahm das Amt des Austheilers, in einen blechernen Becher goß er kleine Quantitäten des scharfen Trunkes und vertheilte ihn nach Gutdünken. Langsam

und ruhig nahm das Gelage seinen Verlauf; es entstand nicht der geringste Streit. Nach etwa 3 Stunden war der Stoff zu Ende und die Gesellschaft betrunken, aber in einer äußerst harmlosen Form; es kam zu keinerlei Thätlichkeiten und Unruhen, nur wurde unendlich viel und lebhafter als sonst gesprochen und gesticulirt. Ich meinte oft in einem der europäischen Parlamente zu sein, ein Vergleich, der auch hinsichtlich des Werthes der Reden für die Geschichte der betreffenden Nationen zutreffend sein dürfte. Natürlich habe ich von dem Inhalte der Reden der begeisterten Lengua-Redner nicht das Mindeste verstanden.

Mein Gastfreund hatte mich seinen Lengua vorgestellt. Um denselben begreiflich zu machen, daß ich nicht aus Paraguay, sondern weiter her sei, konnte er ihnen nur sagen, ich käme aus Buenos Aires; — Buenos Aires ist den Lengua der Ausdruck für die ganze Welt außerhalb Paraguays und Brasiliens. Um ihnen ferner klar zu machen, ich sei keiner seiner Arbeiter, sondern höheren Ranges, mußte er mich als „Cazique" vorstellen; denn sie kennen nur die 2 Menschenklassen „Lengua" und „Cazique-Lengua", d. h. Patriarch, Anführer. Somit wurde ich von den Rothhäuten theils als „amigo Christiano", theils als „Cazique de Buenos Aires" angeredet und gebührend ästimirt, besonders als ich am andern Tage einige bunte, kattunene Hemden kaufte und verschenkte oder vertauschte.

Die Lengua sind nicht zuverlässig — ein Mangel, welcher wohl der ganzen amerikanischen Rasse und auch den Paraguyos als Erbtheil ihrer indianischen Herkunft anhaftete. Ein Theil der in Nueva-Zara wohnenden Lengua hatte am nächstfolgenden Tage offenbar das Leben bei den Christianos einmal wieder satt und sehnte sich nach Abwechselung. In wenigen Minuten waren die geringen Habseligkeiten in die sehr hübsch geflochtenen Taschen gepackt, die kleinen Kinder mittels tragbarer kleiner Hängematten auf den Rücken gebunden, die Canoas bestiegen, und nach kurzem Abschied war das Völkchen verschwunden, wie eine Sandbank im Rio beim Hochwasser verschwindet, um sich anderwärts zu bilden. Gefällt es ihnen an irgend einer Stelle, so stecken sie einige feste Stützen in die Erde; legen Stangen über dieselben, breiten Stroh oder Matten über die Stangen und haben nach einer Arbeit von 20—30 Minuten sich die Wohnstätte hergestellt, die ihnen als Schutzdach gegen Sonne und Regen ausreicht. Jene Canoas sind vortreffliche, aus einem Baumstamm gearbeitete, spitze Fahrzeuge, welche 10 Personen (etwa 16 Ctr.) fassen; man fährt mit ihnen sicher und fast so schnell wie im Dampfboot. Von den sonstigen Producten ihres Kunstfleißes sind die wollenen Decken schon genannt. Die Wolle gewinnen sie von den Schafen, welche

nebst Ziegen, Hunden und Katzen ihren Bestand an Hausthieren ausmachen. Die Wolle wird gewaschen, mit Spindeln zu einem festen, sehr gleichmäßigen Faden gesponnen, zum Theil mit Pflanzensäften gefärbt und dann zu sehr dichten, großen, dauerhaften, gemusterten Tüchern gewebt. Auch die Jagd- und Reisetaschen nannte ich schon; sie spinnen den festen Faden hierzu aus der Pflanze Caraguatá (von den Deutschen der Aehnlichkeit halber „wilder Ananas“ genannt) und stricken die Beutel mit einer eisernen Nadel. Auch hier wenden sie gern einfache Muster an, die dem Werke ein recht anmuthiges Ansehen verleihen. Von sonstigen Werken des Kunstfleißes habe ich nur noch einfache Halsbänder, irdenes Geschirr, Pfeil und Bogen bemerkt.

Natürlich lag mir daran, einen Toldo („Niederlassung“, eigentlich „Zelt“) der Lengua außer dem in Neu-Zara kennen zu lernen und zugleich einen kleinen Einblick in den Gran Chaco zu gewinnen. Auffallender Weise blieben die Pferde, welche Herr Nicolich schon an den Tagen vor unserer Abfahrt in Concepcion mit einer Heerde Rindvieh über den Strom hatte transportiren lassen, noch immer aus; es mußten auf dem ca. 5 Leguas langen Wege erhebliche Hindernisse aufgestoßen sein, da sie bereits den dritten Tag unterwegs waren. Endlich kamen sie an, aber völlig mager und abgehetzt; es hatte ungeheure Mühe gemacht, die Ochsen durch einen dazwischen fließenden Fluß mit steilen Ufern zu bringen. Die Pferde brauchten $1\frac{1}{2}$ Tag Ruhe, um zu neuen Leistungen fähig zu sein; ich hatte somit 4 Tage Zeit in Neu-Zara, die ich damit verbrachte, Spaziergänge zu machen, zu baden und die Lengua zu beobachten. Das Leben wäre so übel nicht gewesen, wenn wir von Sonnenuntergang bis nach Sonnenaufgang nicht den Besuch zahlloser Mücken verschiedener Art gehabt hätten. Der Schlaf wurde durch diese sehr zudringlichen blutgierigen Gäste ein unsicherer und unterbrochener; zwar hatte mir Herr Nicolich einen Mosquitero, eine Art Zelt aus baumwollener Gaze, über mein Bett gehängt; aber jene kleinen Blutsauger wußten den Weg hindurchzufinden, wie die Wucherer und ihre Advocaten durch die Gesetze. Es half gegen sie kein Mittel, als Geduld und Resignation. Es ist, beiläufig gesagt, bekannt, daß all dies Ungeziefer der intensiveren Bodencultur weicht und daß sie in Räume des 1. Stockwerkes — die dort zu Lande freilich eine große Seltenheit sind — nicht vordringen. In der Stadt Concepcion habe ich weder eine Mücke noch auch sonstiges Ungeziefer gespürt.

Am 14. August Morgens endlich konnten wir, d. h. ein Knecht und ich, den Ritt zum nächsten Toldo antreten, den wir in ca. 3 Stunden auf ganz angenehmem Wege durch Palmen, an Waldinseln vorüber

durch Wässer und Moräste erreichten. Wir wurden freundlich empfangen und nahmen unter dem Schutzdach auf Stroh und Bließen Platz; in der Nähe weideten etwa 30 Schafe und Ziegen; diese zu melken haben die Lengua noch nicht gelernt; der unsererseits angestellte Versuch, den Thieren etwas Milch abzugewinnen, lieferte ein ungünstiges Resultat: möglich, daß wir die sehr widerspenstige Ziege falsch behandelten. Indessen fehlte es nicht an einem reichlichen Mahle: die ganze Lengua-Familie, bei der wir zu Gaste waren, beeilte sich, in der nahen ziemlich umfangreichen Pflanzung Maniok und Bataten auszubuddeln und uns eine große Masse derselben zu kochen; ich genoß dazu das Dotter eines Straußeneies und hatte gutes Trinkwasser. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß ich die Bataten gern aß, und so schenkte mir ein hübscher Bursche, der sich eben das Antlitz mit schönen rothen Strichen bemalt hatte, beim Abschied einen Topf (zwar etwas plump, aber ganz interessante Arbeit mit rohen gravirten und gemalten Ornamenten, gut gebrannt) voll des wohlschmeckenden Knollengewächses, indem er freilich naiv genug bemerkte, ich werde ihm vielleicht ein Hemd dafür schenken — eine Erwartung, die ich am nächsten Tage nicht unbefriedigt ließ. Herzlich nahm der „Cazique de Buenos Aires“ von den braunen „amigos Lengua“ Abschied, und bei sinkender Sonne hatten wir Neu-Zara wieder erreicht. —

Der Gran Chaco ist von hier nach Westen und Nordwesten zu meines Wissens noch nicht erforscht, wir müssen uns auf die Mittheilungen der Indianer und das Wenige, was wir selbst sahen, verlassen. Danach ist die gewaltige Tiefebene nach dieser Richtung hin ohne beträchtliche Bodenerhebungen, mit genügenden Wasserläufen, Bächen, Flüßchen, stehenden Wässern, auch Sümpfen. Diese Wässer sind theilweise salzig, auch sonst ist an Salzlagern kein Mangel. Der Boden besteht, soweit ich es sehen konnte, aus einer theils schweren thonigen, theils mehr sandigen vegetabilischen Erde, anscheinend von großer F r u c h t b a r k e i t; der Thon ist ein ausgezeichnetes Baumaterial schon in der Form von Luftziegeln (adobes). Der Weidegrund ist unvergleichlich und macht das Vieh in kurzer Zeit fett. Millionen und aber Millionen von Palmen (caranday-hu) bedecken einen großen Theil des Chaco; man sagt mir, daß ein Palmenstamm von 6—7 m Länge in Buenos Aires mit 2 Patagon (gleich 8 M.) bezahlt werde. In den Waldinseln des Gran Chaco wächst ferner das kostbarste Bauholz des Landes, das im sonstigen Paraguay nur in der Nähe des Stromes selbst und in einzelnen Niederungen gefunden wird, der Q u e b r a c h o c o l o r a d o. Es ist ein dunkelrothes, schweres, überaus festes Holz von ausgezeichneten Eigenschaften, schein-

bar unvergänglich. Die Axt ermüdet an diesem Stamme: quebr-hacho bedeutet Axt-Brecher. Dennoch lohnt die Bearbeitung in hohem Maße, denn für Eisenbahnschwellen, Wasser- und Schiffsbauten, Hausbauten. Straßenpflaster giebt es nicht seines Gleichen. Eine einzige Eisenbahnschwelle solchen Holzes wird in Argentinien mit 2 Patagon (= 8 M.) bezahlt. Auch die Abfälle und Reste dieses Holzes haben ihren Werth; zerkleinert und gemahlen dienen sie zum Gerben und zur Herstellung einer schweren, deshalb zur Färbung von Seidenstoffen beliebten Farbe.

Die beiden genannten Hölzer sind die an Menge und Brauchbarkeit weitaus wichtigsten des Gran Chaco; doch fehlt es nicht an anderen Bäumen. Vorzüglich ist die Viehweide, und wer sich in der Nähe des Stromes ansiedelt und sich aus Matto Grosso das schöne und sehr billige Rindvieh mit dem Dampfer kommen läßt, wird gewiß seine Rechnung bei der Viehzucht finden. Ob auch Pferde gedeihen, oder ob sie dort von der gefürchteten Pferdepest, der mal de cadera, vernichtet werden, muß die Erfahrung lehren. Für Schafzucht sind augenscheinlich einzelne Strecken sehr geeignet. Welche Producte des Ackerbaues sich im Chaco mit Vortheil erzeugen lassen, ist natürlich in letzter Instanz ebenfalls Sache des Experimentes. Sicher ist es, daß Mais, Manioc und Bohnen, vor Allem Zuckerrohr vortrefflich und ohne weitere Mühe gedeihen; wahrscheinlich würde der Erfolg von Kaffee-, Vainille- und Wein-Pflanzungen ebenfalls ein günstiger sein. Selbst die Möglichkeit eines einträglichen Weizenbaues ist nicht ausgeschlossen, wennschon hier die Mehrzahl der Stimmen gegen die Weizencultur in diesen niedrigen Breiten ist. Indessen in der argentinischen Provinz Sa. Fé hielt man vor noch nicht langer Zeit den Weizenbau ebenfalls für unmöglich, und jetzt bildet er ein Hauptausfuhrproduct jenes reichen Landes. Der klimatische Unterschied zwischen Sa. Fé und dem Gran Chaco ist nicht so groß, daß man nicht wiederholte Versuche mit Weizen machen sollte.

Die Frage also, ob sich Deutsche mit Vortheil im tropischen Gran Chaco (für den subtropischen Theil ist diese Frage schon entschieden) ansiedeln können, hängt lediglich von dieser andern ab, ob sie das Klima ertragen lernen; diese Frage aber wage ich weder zu verneinen, noch zu bejahen. Jedenfalls nicht zu verneinen! Die hohe Temperatur allein ist kein Hinderniß; man lernt in dieser Hinsicht, wenn man sonst verständig lebt, und vor Allem den Schnaps Schnaps sein läßt — was nicht allen Deutschen gelingen will! — außerordentlich viel ertragen und gewöhnt sich schnell an die stärkere Wärme. Thatsache ist, daß alle Deutschen, sobald sie sich acclimatisirt haben, sich im sonstigen Paraguay wohl fühlen. Ich selbst habe z. B.

im Freien in der Sonne hart gearbeitet, oder bin über schattenlose Felder geritten, während das Quecksilber (Réaumur!) 28—30° im **Schatten** zeigte, ohne mich vernichtet zu fühlen. Nun ist es im Chaco diesseits des Wendekreises des Steinbocks allerdings noch um etwas wärmer; sind aber sonst die Luft- und Wasserverhältnisse günstig, so halte ich es für wahrscheinlich, daß Deutsche hier arbeiten und vorwärts kommen können. Entschlossenen arbeitsamen Squatters könnte man vielleicht rathen, auf eigene Gefahr den Versuch zu wagen. Es bietet sich ihnen der Vortheil, im Rio eine bequeme Verkehrsstraße und in den Lengua leicht zu erziehende Arbeiter zu haben. Mit dem nöthigen Capital und tüchtigen Genossen brauchte man keinen Moment zu zaudern, ca. 100 Quadrat-Leguas am Rio selbst, möglichst unterhalb von Concepcion, zu erwerben und mit Holz-Export, Rinder- und Schafzucht, Mais- und Zuckerrohr-Cultur, Baumwolle- und Kaffee-Pflanzungen rc. zu beginnen. Mit größerem Vortheil würde eine solche neue Ansiedelung im Gran Chaco am Ufer des Rio dann arbeiten, wenn sie einen eigenen Dampfer, wäre es auch nur ein „Remorqueur", zu ihrer Verfügung hätte. Die Kosten sind geringer, als es bei der Ausdehnung und Größe eines solchen Unternehmens den Anschein hat, weil der Holzverkauf vom ersten Tage an Gewinn bringt, der Lebensunterhalt wenig Kosten verursacht und die Dampfer sich mit Holz heizen lassen.

Nachdem ich die „amigos Lengua" und ein Stück des Gran Chaco durch Autopsie kennen gelernt hatte, war meine Aufgabe in Neu-Zara erfüllt; ich kehrte in 3 Stunden angenehmster Strom-Fahrt in einem Canoa am späten Nachmittag des 15. August in die Villa zurück und kam nach Sonnenuntergang, arg von den Mücken geplagt, glücklich an. Hier richtete ich mein Augenmerk sofort auf die 1—1½ Breitengrad nördlich von Concepcion am Rio gelegene ehemalige „Villa del divino San Salvador".

„**Die Stadt des heiligen göttlichen Erlösers**" — wen sollte ein so viel versprechender Name nicht mit Hoffnungen erfüllen, wem nicht den Wunsch nahe legen, diesen Ort durch Augenschein kennen zu lernen! Indessen war es nicht der Name, der mich veranlaßte, auf jeden Fall den Weg zu der verlassenen Stadt zu suchen, sondern die einstimmige Aussage verschiedener zuständiger Beurtheiler, daß dort ein ungewöhnlich günstiger Platz für eine Ansiedelung sei. San Salvador, zwischen dem 22. und 23. Grad südl. Br., hart am Rio Paraguay gelegen, ist vor dem Kriege eine gut bevölkerte, wohlhabende Gemeinde gewesen. Die vortreffliche Weide, der Ueberfluß an guten Hölzern, der fruchtbare Boden, die bequeme Verbindung mittels einer der schönsten Wasser-

straßen der Erde haben dazu gedient, dem neuen, erst durch den älteren Lopez gegründeten Orte ein schnelles Gedeihen zu Theil werden zu lassen. Während des mörderischen Krieges hatte sich natürlich die gesammte Bevölkerung verzogen, und als die wenigen Ueberlebenden nach dem Friedensschluß sich wieder ansiedeln wollten, hatten sie die Angriffe des in der brasilianischen Provinz Matto Grosso lebenden Indianerstammes der Mbaya zu dulden. In Folge dieser Räubereien haben dann die zurückgekehrten Ansiedler das exponirte Gebiet abermals verlassen. Dann ist Ende der siebenziger Jahre von einer englischen Gesellschaft der Versuch gemacht worden, den Platz aufs Neue zu bevölkern, aber derselbe mußte mißglücken, weil man Leute (meist Matrosen) dorthin geführt hatte, die für die Landarbeit weder Lust noch Verständniß zeigten. Jetzt liegt die Stadt in völligster meilenweiter Einöde, nur bewohnt von Straußen, Tigern, Tapirn, Hirschen, Rehen und zahlreichem andern Gethier; gelegentlich kommen die Lengua aus dem Gran Chaco auf ihren leichten Canoas herüber, um zu jagen und aus den Gebäudetrümmern mitzunehmen, was für sie etwa brauchbar erscheint und nicht niet- und nagelfest ist. Die Gefahr der Mbaya ist längst verschwunden, die brasilianische Regierung hat mit Energie für die Unterdrückung des Räuberunwesens gesorgt, die Meisten jenes Stammes sollen „reducirt", d. h. zum Christenthum bekehrt und seßhaft gemacht worden sein.

Einen directen Weg nach San Salvador den Rio entlang giebt es jetzt nicht, wie es einen eigentlichen „Weg" überhaupt nicht giebt; man kann nur mit einem ziemlich großen östlichen Bogen dorthin gelangen. Ohne Führer ist diese Reise nicht zu machen; mehrfach wurde mir gerathen, zwei Führer in Dienst zu nehmen, — indessen hatte ich die größte Mühe, selbst nur einen zu finden. Es giebt Wenige, die in San Salvador bekannt sind, von diesen Wenigen war der größte Theil noch in den Yerbales. Außerdem wurden sehr hohe Forderungen gestellt. Etwa 2 bis 3 Monate zuvor hatte der englische Lord Dormer denselben Weg gemacht, und zwar mit 6 Pferden, 5 Knechten und einer mit Ochsen bespannten Karrete; er hatte ungeheure, geradezu lordmäßige Löhne gezahlt, — durch diese übel angebrachte Munificenz die Preise für lange Zeit verdorben und es dem weniger bemittelten Reisenden schwer gemacht, hier billige Führer zu finden. Wer in der nächsten Zeit hier Entdeckungsreisen machte, war ein „Lord ingles", namentlich wenn er einen blonden Bart hatte, und mußte dem entsprechend zahlen. Endlich stellte sich mir ein Individuum vor, das mir zwar durchaus nicht sonderlich gefiel, welches ich indessen in Ermangelung eines andern, vertrauens-

würdigeren in Sold zu nehmen mich veranlaßt sah: er sollte mich, gut beritten, nach San Salvador und zurück führen und pro Tag 8 Mark nebst dem Lebensunterhalt haben. Er forderte einen Vorschuß; in genauer Kenntniß des paraguayischen Volks-Charakters leistete ich denselben indessen nur in sehr geringer Höhe. Am Morgen des 21. August holte mich Roque (Rochus) ab, sein Pferd war in der That im besten Stande, das meine hatte ebenfalls 14 Tage Ruhe gehabt und war tüchtig mit Mais gefüttert worden; so konnten wir auf dem guten Wege trotz längerer Mittagspause gegen Abend den Aquidaban erreichen. Dieser schöne, breit und ruhig dahinströmende Fluß konnte in dieser Jahreszeit des Regenmangels bequem zu Pferde passirt werden, und wir setzten bei einbrechender Nacht den Weg auf dem Gebiete jenseits des Aquidaban fort, welches sich erst seit Kurzem wieder durch ganz vereinzelte Estancien zu bevölkern beginnt und im Wesentlichen noch eine völlige Einöde bildet. War es mir schon vorher aufgefallen, daß Roque sich allerwärts nach dem Wege erkundigt hatte, so merkte ich jetzt bald, daß ich einem Schwindler in die Hände gefallen war, der überhaupt keine Ahnung von dem Wege hatte. Wir befanden uns in völliger Irre; in der Hoffnung, eine der 3 Estancien, die sich am rechten Ufer des Aquidaban in jener Gegend befinden, auf gut Glück zu erreichen, ritten wir während der schnell hereingebrochenen Nacht in die Naturgeschichte hinein, ohne jeden Pfad, durch Palmenhaine, Grasflächen, Sümpfe, — keine schwache Spur einer menschlichen Wohnung. Dieser, Menschen und Thiere anstrengende Ritt hatte etwa 3 Stunden gedauert, es war nicht möglich weiter zu gehen, an einer trockenen Stelle banden wir die Pferde an und campirten die Nacht beim Schein eines kleinen Feuers in einem Palmar, zum Glück ohne alle Mücken, Fliegen &c., die sonst dort nicht fehlen. Mit dem ersten Morgengrauen sattelte ich mein Pferd und fragte den Roque, ob er irgend etwas über den Weg zu der nächsten Estancia und weiterhin nach San Salvador wisse; er verneinte beide Fragen. — „Dann reiten wir nach Concepcion zurück, und zwar werde ich mir jetzt den Weg nach eigenem Gutdünken suchen.“ Ich versuchte mich nun zu orientiren und sah es ganz gern, daß Roque mir nicht folgte; ich hatte den Tag vor mir und durfte bestimmt hoffen, bis zum Abend eine der beiden Estancien jener Gegend gefunden zu haben. Indem ich den Palmar, in dem wir genächtigt hatten, hinter mir ließ, entdeckte ich Spuren eines sehr alten, offenbar seit vielen Jahren nicht benutzten Weges, denen ich nunmehr folgte, denn in der Ferne sah ich anmuthige, mit Wald gekrönte Hügelreihen liegen, an denen sich etwa ein Mensch angesiedelt haben konnte. Mein Weg führte mich zunächst durch ein sumpfiges, mit dichtem hohen Gras

bewachsenes Terrain, durch welches der Gaul Mühe hatte sich durchzuarbeiten, einen sogenannten Malezal, dann trat ich abermals in einen Palmar ein und verlor hier die Spuren des Weges. Indessen war ich keine 10 Minuten geritten, als ich frisch gefällte Palmen und ganz neue Spuren von Vieh und Rädern sah: die Menschen, die hier vor Kurzem gearbeitet hatten, konnten nicht weit wohnen, denn Palmen giebt es in der Nähe des Aquidaban allerorts im Ueberfluß. So war es auch: als ich, den Palmar hinter mir lassend, eine prachtvolle, fette Trift betrat, sah ich Vieh weiden und ziemlich nahe am Hügel eine Ansiedelung; in einer Viertelstunde hatte ich das Häuschen erreicht: durch einen großen Zufall hatte ich die letzte menschliche Wohnung in der Richtung nach Norden gefunden. Der „Patron" war nicht daheim, aber die Frau lud mich ein, war mir beim Absatteln behilflich, nahm ohne viele Worte zu verlieren das Pferd, dem sie den Durst ansah, bei der Leine, um es zum Wasser zu führen, rüstete mir ein Frühstück und spannte mir eine Hängematte aus.

Gegen Mittag kam der „Patron", der im Camp gewesen war, mit seinem Knechte zurück, ein schneidiger Italiener aus Sestri Levante, Don Lazaro Garibote; er begrüßte mich aufs herzlichste, nahm die Grüße, die ich ihm aus Concepcion brachte, entgegen und bat mich, in seinem Hause zu bleiben, so lange es mir gefiele. In diesen entfernten einsamen Gegenden ist der Besuch eines Fremden ein Ereigniß. Dann pflogen wir Rath, ob und wie San Salvador etwa zu erreichen wäre; Don Lazaro selbst war nie dort gewesen, kannte aber etwa $^2/_3$ des Weges bis zu dem Bache Tagita-ya; er wolle mich bis dahin begleiten und hielt es für möglich, daß ich dann, den Spuren der Engländer folgend, den Weg nach San Salvador (etwa noch 5—6 Leguas) finden könnte. Nach besserer Erwägung wurde dieser Plan aufgegeben: es war doch sehr fraglich, ob ich die Pferdespuren nach Monaten noch würde erkennen können; ein Verirren aber in völlig einsamer und mir völlig unbekannter Gegend konnte Unannehmlichkeiten, selbst Gefahren im Gefolge haben; das Terrain ist stark coupirt, die Orientirung durch die Palmare und Waldinseln erschwert, außerdem bieten die zahlreichen einförmigen Palmen-Gruppen keinerlei Anhaltepunkte für Auge und Gedächtniß. Hatte ich aber einmal den Weg verloren, dann war es möglich, daß ich tagelang umherirrte, ohne zurecht zu kommen. Selbst den Lengua, die dort häufig in ihren Canoas über den Rio setzen, sei nicht zu trauen; wenn sie in größerer Anzahl einen einzelnen Reisenden anträfen, sei es immerhin nicht unwahrscheinlich, daß sie Lust empfänden ihn zu beerben.

Es gab nunmehr nur noch eine Möglichkeit nach San Salvador zu gelangen; der nächste Nachbar Don Lazaros, ein spanischer Estanciero, Don Guillermo Oscaris, hatte den Weg früher gemacht, vielleicht sei er bereit, ihn mit mir nochmals zu machen. So ritten wir am andern Morgen ca. 2 Leguas zu Don Guillermo, der ebenso wie Don Lazaro etwa 700 Stück Rindvieh auf dem vorzüglichen Camp weiden läßt und von dem Ertrage dieser Heerde ein bequemes und nicht anstrengendes Leben führt. Das Geschäft war schnell abgeschlossen: der Spanier erklärte es für wahrscheinlich, aber nicht sicher, daß er den Weg wieder finden würde: brächte er mich nach San Salvador, so solle ich ihm eine Unze zahlen, dafür wolle er noch einen berittenen Knecht zur größeren Bequemlichkeit und Sicherheit mitnehmen und für meine Verpflegung sorgen; sei es ihm nicht möglich, die Stadt zu finden, so solle ich ihm nichts zahlen. Das Abkommen war wenigstens klar; ich willigte in den hohen Lohn (64 Mark) ein, und in der nächsten Nacht brachen wir auf, indem Venus, Sirius und Canopus von Osten her unsern Pfad beleuchteten. Nach anderthalbstündigem Ritt zeigte sich ein röthlicher Schimmer am Horizont, der schnell zunahm; in diesen niedrigen Breiten dauert es von dem ersten Dämmerschein bis zum Aufgang der Sonne und vice versa höchstens 80 Minuten. Dann durchritten wir bei steigender Sonne den Bach Anapege und hielten Mittagspause an dem Flüßchen Tagita-ya. Zum Glück hatten die Engländer ihrer Zeit das Campgras abgebrannt, so daß wir fast überall frische gute Weide für unsere Thiere fanden. Jenseits des genannten Wassers ist der Weg sehr schwer zu suchen; ich wäre ohne Führer einfach verrathen gewesen; aber Don Guillermo erwies sich als ein geübter Pfadfinder: durch Palmare, Dickichte, Moräste, Grasflächen arbeitete er sich durch; bei sinkender Sonne waren wir etwa noch $1^1/_2$ Stunde von der Stadt enfernt; wir machten an einem trüben, wenigstens aber nicht faul schmeckenden Gewässer Halt, es war unsicher, ob wir in der Nähe ein besseres fänden, und zum Suchen fehlte die Zeit, da die Nacht hereinbrach. Gemeinschaftlich mit den Pferden tranken wir aus dem Wasserloch eine Flüssigkeit, die wie Milchchocolade aussah, um unsern sehr berechtigten Durst zu stillen, denn es war ein bitter heißer Tag gewesen, wie mich denn überhaupt noch zu keiner Zeit die Hitze in Paraguay so gestört hatte, wie während des Wintermonates August. Man sagte allgemein, diese hohe Temperatur zu solcher Jahreszeit sei eine große Ausnahme; im September 1883 soll in Concepcion noch ein Reif gefallen sein. — Nachdem wir uns ein Feuer angezündet und mit Käse und Zwieback unsern Hunger gestillt hatten, legte ich meine Satteldecke als Nachtlager

zurecht, den Rock als Kopfkissen, den Poncho als Decke, daneben Dolch und Revolver, und würde in der klaren warmen Nacht gut geschlafen haben, hätte mich nicht der Besuch zahlreicher Mücken gestört; immer und immer wieder mußte ich nach dem Feuer sehen, dessen Rauch die kleinen Blutsauger zeitweilig vertrieb. — Am andern Morgen (25. August) saßen wir schon lange vor Aufgang der Sonne im Sattel und erreichten die verlassene Stadt bei guter Zeit. Dicht am Rio Paraguay, da wo eine weite Strecke desselben nach Norden zu sich übersehen läßt, erhebt sich ein hügeliges stark gewelltes Terrain mit Waldinseln trefflichster Hölzer, Palmaren, Grasland, einzelnen salzigen und wässrigen Stellen: ein Terrain für eine Ansiedelung, wie es allerdings nicht günstiger gedacht werden kann. Der Boden ist fruchtbar, die Viehweide die denkbar beste, Holz vollauf vorhanden, die Palma erleichtert den Hausbau und die Herstellung von Zäunen zc. in hohem Grade, da sie stets einen gleichmäßigen, langen, sehr festen und dauerhaften Stamm ohne Aeste bietet, und nicht erst wie andere Stämme im Waldesdickicht lange gesucht zu werden braucht, denn die Palme sondert sich durchaus von den andern Bäumen mit fast jüdischer Intoleranz und Exclusivität ab: in den Palmaren wächst kein anderes Holz und in den Wäldern nur ganz vereinzelte Palmen. Die Höhen dieses Hügellandes bieten treffliche, gut ventilirte und stets trockene Bauplätze; an den niedrigen Stellen wird man allerorts auf Quellwasser stoßen, übrigens liefert der Rio ein ausgezeichnetes Trinkwasser, in Concepcion kennt man kein anderes. Daß der Kaffeestrauch gedeiht, beweisen einzelne Kaffeebäumchen, die sich trotz des Mangels der Pflege nach Jahren, wenn auch verkümmert, noch erhalten. Verwilderte Baumwollensträucher sind zahlreich und geben eine Wolle von der vorzüglichsten Beschaffenheit. Die ehemaligen Wohnhäuser liegen alle in Trümmern, die Straßen sind noch zu erkennen, wenn auch dicht mit hohen Unkräutern bewachsen; ein Orangenhain ist vorhanden, doch war er durch Unkraut verwildert und von den Lengua und Papageien bis auf die letzte Frucht geplündert.

Erhalten hat sich von den Baulichkeiten aus der Zeit vor dem Kriege nur die Kirche und das „Cuartél“. Jene, ein großer Holz- und Ziegelbau, ist im Dache schadhaft, jetzt Wohnstätte vieler Vögel, da die Lengua Thüren und Fenster weggenommen haben, aber ohne zu große Mühe herstellbar. Vortrefflich erhalten, wennschon ebenfalls ohne Thüren und Fenster, ist das ehemalige „Curatél“, d. h. Wache, Commandantur, Hafencapitania, Kaserne. Dieser etwa 100 m lange, aus gutem Material aufgeführte, mit Ziegeln gedeckte Bau hat an jeder Front einen gedeckten offenen Gang, er braucht nur gereinigt und mit

Thür und Fenster versehen zu werden, um mit seinen großen Sälen und luftigen Gemächern einen gesunden, angenehmen Unterschlupf für die ersten Hundert Ansiedler zu bieten, die sich dann von hier aus in Ruhe ihren Bauplatz aussuchen und die neue Wohnstätte herrichten könnten. Hier wäre eine deutsche Siedelung am Platze, welche alle Aussichten zu einer gedeihlichen Entwickelung hätte, sofern sie mit den nöthigen Mitteln und den rechten Menschen begonnen würde. Der Anbau von Nährfrüchten: Mais, Manioc, Bohnen 2c. zum eigenen Bedarf wäre leicht, selbst der Transport nach Concepcion könnte lohnen, wo diese Producte einen guten Preis erzielen und der Mais damals mit 7½ R. pro Arrobe (für 24 Pfd. 3 M.!) bezahlt wurde, gelegentlich aber auf 1 P. = 4 M. steigt. Die Hauptgegenstände des Anbaues würden Zuckerrohr, Kaffee und vor Allem die Baumwolle bilden. Ferner giebt die Bearbeitung der Hölzer Gelegenheit zum Erwerb. Die vorzüglichen Viehweiden würden die Aufzucht von Rindvieh sehr erleichtern, nur den Tigern, welche gelegentlich Kälber stehlen, hätte man das Leben schwer zu machen. Daß diese Räuber dem Rindvieh nicht allzu gefährlich sind, geht aus der mir glaubwürdig versicherten Thatsache hervor, daß ca. 3 Leguas von San Salvador noch verwildertes Vieh aus den Zeiten des Lopez haust, von dem außer den Tigern auch die Lengua gelegentlich ein Stück erlegen und schlachten. Hier und da wird behauptet, daß nach dem Apa zu selbst verwilderte Pferde noch weiden: eine stark zu bezweifelnde Angabe; denn die Rossezucht — und dies ist das einzige „Aber“ bei einer etwaigen Colonisirung der alten Stadt San Salvador — stößt nördlich von Concepcion, je näher Brasilien desto schlimmer, auf erhebliche Schwierigkeiten. Jene vielgenannte Pest, die mal de cadera, lichtet oder vernichtet fast jedes Jahr in den heißen Monaten den Pferdebestand der Bauern und Viehzüchter.

Ueber das Klima dieses nördlichen, innerhalb der Wendekreise gelegenen Theiles von Paraguay kann ich wegen meines verhältnißmäßig kurzen Aufenthalts in diesen Gegenden hauptsächlich nach Hörensagen berichten. Ist nun die Temperatur hierselbst auch eine etwas höhere, als in der Breite von Asuncion, so zweifle ich dennoch nicht, daß Deutsche bei verständiger Diät und Ausnutzung der kühleren Stunden am Morgen und späten Nachmittag sich hier sehr wohl acclimatisiren und als Arbeiter wohl fühlen lernen werden. Die Bestellzeit, die Ernte des Kaffees und des Zuckerrohres würde immer in die kühleren Monate fallen; während derselben pflegt es selbst in San Salvador jeden Winter einige Mal zu reifen, ohne daß dieser Reif dem Kaffee schadet. Die Vorstellung,

daß die tropische Zone an sich dem deutschen Ansiedler unzugänglich sei, erscheint mir als eine der unzähligen Fabeln, an denen unsere Phantasie krankt. —

Nachdem wir ein Bad im Paraguay genommen, die Pferde getränkt, in kurzem Ritt die nächste Umgebung der verlassenen Stadt in Augenschein genommen hatten, mahnte mein Führer zur Rückkehr. Es war mir sehr wenig gelegen; ich wäre gern mindestens einen Tag dort geblieben, aber schwere Gewitterwolken standen am Himmel und Don Guillermo meinte, die beiden Bäche, die wir zu passiren hatten, könnten bei starkem Regen leicht derartig anschwellen, daß wir für 2 bis 3 Tage an das rechte Ufer gebannt wären, er selbst aber müsse auf jeden Fall bald heimkehren, da er am Tage der heil. Rosa (30. August) eine große „Fiesta“ angesetzt habe und dazu Vorbereitungen treffen müsse. So ritten wir etwa um 10 Uhr heimwärts und langten Nachts um 11 in einem nur durch einstündige Mittagspause ununterbrochenen Ritt in der Estancia Recaldo-cué wieder an: nach meiner Schätzung hat mein Gaul an diesem Tage, in Gewitterluft und seit Concepcion ohne Körnerfutter, 18 Leguas zurückgelegt. Aber auch der Reiter war müde und hatte ein Recht auf einen Ruhetag — dem ein fernerer zugefügt ward. Don Guillermo wollte mir am 27. August sein Vieh zeigen, das an diesem Tage von den entferntesten Theilen der Weide 5 Stunden lang auf einen Sammelpunkt zusammengetrieben ward. Ich bewunderte das schöne, stattliche, starke Vieh, veredelte brasilische Rasse, und erlebte das interessante Schauspiel eines erbitterten Kampfes zwischen zwei Stieren, welche entweder eifersüchtig auf einander waren oder verschiedenen politischen Parteien angehörten. Im Uebrigen brachte ich diese Tage ganz angenehm mit etwas Schriftstellerei, Milchtrinken, Baden, Spaziergängen in der anmuthigen Umgebung zu und lernte nebenbei ein neues Gericht: Rührei aus dem Dotter von Straußeneiern kennen; das Eiweiß derselben wird nicht mitverwendet. Ein Knecht des Don Guillermo hatte im freien Camp eine Menge von etwa 40 Stück Eiern entdeckt und eine Anzahl davon mitgebracht.

Am 28. August endlich ritten wir zusammen zu der benachbarten Estancia Coba-cué, wo mich der „Patron“, ein alter Porteño, freundlich und gastfrei aufnahm; Don Guillermo setzte seinen Pfad über den Aquidaban fort, um dort in dem Hause eines Freundes die „Fiesta“ der Santa Rosa vorzubereiten, mich lud er dringend dazu ein, und ich entschloß mich, da mein Reiseprogramm mit San Salvador im Wesentlichen erfüllt war, nunmehr noch einen Tag zu warten, um die Paraguayos in ungeschminkter Feststimmung kennen zu lernen. Bis jetzt

hatte ich nach dieser Richtung in Asuncion eine sogen. „Tertulia“ (Tanzvergnügen mit Abendbrot) in einem der feinsten Clubs miterlebt, die mir nichts Neues sagte: tout comme chez nous! Dann war ich Zeuge einiger improvisirter „Bailes“ auf dem Lande gewesen, bei denen mich das ruhige, anspruchslose, discrete Wesen der Betheiligten interessirt hatte; jetzt sollte ich das lang vorbereitete Volksfest par excellence kennen lernen.

Herr Zabala, mein Gastfreund, begleitete mich am frühen Morgen des 30. August bis in das dicht am linken Ufer des Aquidaban gelegene Festhaus, wo bei unserer Ankunft der Tanz auf der Lehmtenne des strohgedeckten Vorbaues bereits begonnen hatte; er dauerte, abgesehen von einer vierstündigen Eß-Pause, ununterbrochen bis zum andern Morgen gegen 3 Uhr; nach dem Klange einer Guitarre und einer Zieh-Harmonika bewegten sich die Paare meist barfuß, vielfach mit Cigarren im Munde sehr langsam und gemessen. Der Gastgeber, Don Guillermo, ging beständig mit einem Blechbecher voll starken Branntweines oder „vino“ umher und nöthigte zum Trinken. Ueber die Beschaffenheit dieses angeblichen „Weines“ wurde schon in einem früheren Capitel das Nöthige gesagt. — Gesprochen wurde während des Tanzes sehr wenig, die Gesichter waren ernst, gleichgültig, oder verdrießlich. Bei Tisch wurden zahllose Schüsseln Rindfleisch in verschiedener Zubereitung aufgetragen, dazu Zwieback, sonst nichts. In ganz Paraguay herrscht die Meinung, daß, sofern überhaupt Fleisch zu erlangen sei, jede andere Speise entbehrlich werde. Die vierte Bitte in Paraguay würde consequenter Weise zu lauten haben: „Unser Fleisch für morgen gieb uns heute.“ Und wie dem deutschen Bauer (wenigstens dem niederdeutschen) das brave Schwein den Festbraten liefert und ihm neben diesem antisemitischen Gericht keine andere Speise in Betracht kommen kann, so ist dem Paraguayer das Rindfleisch die Speise an sich. Diese Esserei dauerte 3 Stunden, da Teller, Stühle rc. nur für einige 20 Personen reichten und somit in Absätzen gegessen werden mußte. Ich wurde zuweilen an die Hochzeit des Camacho erinnert. Dann folgte eine Pause, einige Betrunkene mußten beruhigt werden, da sie durchaus eine Prügelei anstiften wollten; später begann der Tanz aufs Neue. Ich hatte schon längst vollauf genug, da ich indessen der Wege unkundig war und Don José Zabala mich erst am andern Morgen nach Concepcion begleiten konnte, so mußte ich bis zum Abend ausharren, indem ich mich im benachbarten Palmar verlor und der schönen Natur in herrlichem Mondschein genoß. Dann schlief ich in sauberer Hängematte unter freiem Himmel in heller Mondscheinnacht. Beim ersten Morgengrauen sattelten

wir und hatten bei Sonnenaufgang schon den Festplatz weit hinter uns. Am ersten Wasser wuschen wir uns, aßen in der ärmlichen Capilla von Loreto einen Korb voll Apfelsinen und erreichten nun den großen Verkehrsweg zwischen der brasilianischen Provinz Matto Grosso und Concepcion, der sich nach ungefähr 70 tägiger absoluter Regenlosigkeit und starker Hitze in eine tiefe Staubmasse aufgelöst hatte. Da uns ein leiser Wind von Norden begleitete, waren wir beständig in eine dichte Wolke eingehüllt. Es hinderte nichts, daß wir einen Wald passirten, auch hier war Alles trocken; ganz erschöpft machten wir endlich in einem Hause am Wege Rast, ließen die triefenden Gäule trinken und grasen, thaten in unserer Art das Nämliche und hielten eine ausgedehnte Siesta. Als die Sonne schon tief stand und die Luft sich kühler anfühlte, machten wir uns wieder auf den Weg und erreichten im schönsten Mondschein Concepcion.

Hier änderte ich meinen Reiseplan; den Weg jetzt zu Lande über San Estanislao, San Joaquin nach Villa Rica fortzusetzen, wie ich ursprünglich die Absicht hatte, fehlte es mir nicht an körperlicher Kraft, aber an innerer Frische; ich mußte mich vorerst durch geistige Arbeit wieder stärken, um das Aufgeschobene dann nachzuholen. Auch waren meine Kleider für die vorrückende Jahreszeit zu warm. Ich ging also mit dem Dampfer „Maria Elena" nach Asuncion. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von meinem Reitpferd, das seit 16 Monaten mein treuer Genosse gewesen war. Herr Zabala, dem ich es überließ, versprach mir, das kluge, fleißige, tapfere Thier zu halten und es mir, falls ich zurückkehre, wieder abzutreten. Die brave Schecke, die in Paraguay bekannt war wie ein falscher Schilling und viele Freunde hat, ist meines dankbaren Andenkens sicher. —

In Asuncion bot sich mir eine willkommene Gelegenheit, mit Herrn Cirilo Solalinde, einem mir befreundeten Paraguayer, seine Estancia, eine der größten und bestgeordneten des Landes, zu besuchen; das Terrain derselben, etwa 8 Quadrat-Leguas umfassend, liegt im Districte der Villa Oliva, am linken Ufer des Rio unterhalb Asuncion und grenzt an den Strom selbst; auf einem Boote erreichten wir in 2 Tagen den Landungsplatz und ritten dann einige Stunden über den durchweg mit Waldinseln, Palmenhainen und einzelnen Bäumen besetzten Camp zu dem Landhause.

Der Aufenthalt dort war für mich ungemein lehrreich; jeden Tag ritten wir früh und Nachmittag auf die Weiden, um das Vieh zu besichtigen. Herr Solalinde hat etwa 6000 Stück Hornvieh; sein Camp ist vollständig „alambrirt", d. h. mit Drahtzaun umgeben (alambre =

Draht), und in verschiedene Quartiere für die verschiedenen Klassen Thiere getheilt. Gemolken werden nur so viel Kühe, als zur Unterhaltung der Wirthschaft nöthig ist, etwa 20 Stück, und nur am Morgen; der Gewinn besteht in der Vermehrung der Heerde und dem Verkaufe des fetten Viehes; der Reinertrag beträgt jetzt ca. 35—40 % des darauf verwandten Capitals. Hierbei ist freilich zu bemerken, daß Herr Solalinde, als eingeborener Paraguayer, im Kaufe des Landes und Viehes einen sichern Blick und eine kundige Hand bewiesen hat. Die Rasse stammt aus Corrientes, aber er hat sie durch gute Bullen aus Matto Grosso veredelt und führt neuerdings Zuchtbullen englischer Abkunft aus Buenos Aires ein, wodurch er den Werth der Heerde erheblich zu steigern hofft. Das Futter auf jenen Cämpen am Rio entlang ist vortrefflich, die zahlreichen Waldinseln und einzelne Bäume halten das Gras frisch, auch wenn einmal ein Reif fällt, der auf den baumlosen Weidegründen sofort das Futter auf mehrere Tage vernichtet, so daß dort, wenn es in einem Monate mehrmals reift, das Futter sehr knapp wird und das Vieh abfällt. Ueberhaupt gelten die Cämpe, auf denen die Palma (caranday) wächst, wie ich schon früher bemerkte, für die besten, denn auf ihnen fehlt es nicht an Salz. Zur Verwaltung der Heerde rc. gehört 1 Mayordomo, 1 Capataz, 6—8 Peone und 2 Frauen, welche kochen, melken, Wasser tragen; ferner sind für den Dienst der Heerde 60—80 Pferde nöthig. Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten helfen die Nachbarn mit, denen Herr Solalinde durch Ueberlassung von Milchkühen für ihren Bedarf große Dienste erwiesen hat.

Nach etwa 10tägigem Aufenthalte fuhren wir auf demselben Boote in drei Tagen nach Asuncion zurück; ich begab mich alsbald in die Colonie San Bernardino, veräußerte dort mein Anwesen und einen Theil meiner fahrenden Habe, kaufte mir an Stelle der „yegua overa" ein neues leistungsfähiges Pferd, einen jungen „zaino", und rüstete mich zur dritten größeren Reise. Es lag mir daran, noch einen genaueren Einblick in die Bodenbeschaffenheit der Misiones zu erlangen und die centralen Theile der Republik kennen zu lernen. Ich hatte längere Zeit auf beständigeres Wetter warten müssen, der September und October 1884 waren sehr reich an Niederschlägen gewesen. Als ich am 3. November die Colonie verließ, war die Besitzung des deutschen Ansiedlers Karl Gutmann, unfern der Capilla von Itá, mein erstes Ziel, da ich von den werthvollen Erfahrungen dieses wackeren Landsmannes zu profitiren wünschte. Man reitet über die Eisenbahn-Station Tacuarál und hat dann etwa eine Stunde lang beständig schönen Hochwald oder angebautes Land zu beiden Seiten des Weges. Ich kam erst gegen Abend

an, da mich ein Unfall mit dem Pferde einige Stunden aufgehalten hatte. Herr Gutmann nahm mich mit deutscher Gastfreundschaft auf und hatte Gelegenheit, dieselbe drei Tage lang zu bewähren, da ein heftiges Gewitter, welches uns die erste Nacht heimsuchte, mit kurzen Unterbrechungen bis zum 6. November anhielt.

Karl Gutmann, früher Webermeister in Sachsen, war, nachdem er sich eine Zeitlang allein in den Vereinigten Staaten aufgehalten hatte, mit seiner Familie nach Sa. Fé ausgewandert und hatte sich von dort nach Paraguay begeben. Die Chacra, welche er sich ausgesucht hat, etwa in der Mitte zwischen den Capillen von Itá und Itaguá gelegen, ist rings von Wald umgeben, in welchem freilich die guten Nutzhölzer schon rar geworden sind, und hat den ergiebigsten rothen Boden, den man sich denken kann; indessen ist das gute Trinkwasser nicht ganz nahe und die Viehweide zur Unterhaltung der heranwachsenden Heerde ist noch entfernter. Wenn sich jenem Mangel durch Anlegung eines geeigneten Brunnens mit der Zeit vielleicht abhelfen lassen wird, so wird eine Weidefläche für eine größere Anzahl Vieh niemals beim Hause zu beschaffen sein; es lassen sich dort also nur so viele Stück halten, als mit Klee und grünem Mais gefüttert werden können. Im Uebrigen ist der Ertrag der Chacra sehr befriedigend, ihre Lage angenehm. Herr Gutmann baut zum Verkaufe Tabak, Luzerne, Bohnen u. Aehnl. und ist, nachdem er vor etwa 6 Jahren mit sehr kleinem Capital begonnen hat, jetzt so weit, daß er auf dem Camp eines Landsmannes in Tacuaral einige 20 Stück Rindvieh weiden läßt. Herrn Gutmanns Lage ist nicht glänzend, aber zufriedenstellend; um den bequemeren Genuß seines Milchviehes zu haben, denkt er sich an einer anderen Stelle des Landes anzusiedeln, wo er pflanzen kann und zugleich Viehweide in der Nähe hat; er kann dann einer materiell gesicherten Zukunft in Ruhe entgegensehen und ist nur bekümmert, daß es ihm an einer Gelegenheit gebricht, seine Kinder in eine erträgliche Schule zu schicken. Gutmanns Vorbild ist nicht gerade maßgebend, denn nicht jedem Ansiedler wird es gelingen, so sparsam, umsichtig, fleißig und nüchtern zu arbeiten; andrerseits ist er von Haus aus nicht Bauer und nicht sehr starken Körperbaues, so daß ihm, obwohl er in Sa. Fé bereits Landwirth gewesen war, die eigentlichen Bauern an Arbeitskraft und -Fähigkeit doch im Anfange überlegen sein werden. In jedem Falle beweist das Beispiel Gutmanns, daß der Ansiedler in Paraguay, selbst wenn er von vorn anfangen muß, sich durch Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit in eine erträgliche materielle Lage; zum freien, völlig unabhängigen Grund- und Viehbesitzer emporarbeiten kann; mehr wird der Ansiedler, der seine Zelte

im alten Vaterlande abbricht, um sie in der neuen Welt wieder aufzuschlagen, kaum erwarten wollen.

Am Morgen des 7. November verabschiedete ich mich von meinem gefälligen Wirthe und dessen freundlicher Familie und ritt fürbaß zunächst zu der Capilla Itá, welche durch die Erzeugung beliebter Töpferwaare bekannt ist. Auch auf diesem Wege ritt ich an den Besitzungen zweier Deutscher A. und S. vorbei, deren einer wenigstens sich in auskömmlicher materieller Lage zu befinden scheint; leider traf ich ihn nicht daheim und lernte ihn erst später kennen. Der Weg von Itá zur Capilla Yaguaron ist nicht weit und stets abwechselnd und anmuthig; Yaguaron ist der einzige Ort außer Asuncion, der zwei Kirchen hat. In mäßiger Mittagshitze ritt ich weiter — der ganze November war hinsichtlich der Wärmeverhältnisse noch recht erträglich — nunmehr durch das Gebiet einer alten verlassenen Colonie, die Anfang der Siebenziger Jahre auf dem Hügelland zwischen Paraguari und Yaguaron angelegt wurde und trotz der enormen Fruchtbarkeit des Bodens und des bequemen Verkehrs auseinanderlief. Ueber die Gründe dieses Zerfalls wird weiterhin (im XII. Capitel) zu sprechen sein. Von den ehemaligen Colonisten wohnen zwei noch dort, denen es beiden gut geht; zu einem derselben, Herrn Dankwart, den ich von früher her kannte, lenkte ich die Schritte meines Pferdes; schon zog ein neues Gewitter auf und wir hatten gerade noch Zeit, die eben getrocknete Luzerne unter die Scheune zu bergen, als das gewaltige Wetter losbrach. Am andern Tage war es zwar vorüber, indessen waren alle Bäche, über die mich mein fernerer Pfad führte, derartig angefüllt, daß ich es vorzog, noch einen Tag länger zu warten.. Die Familie Dankwart, vor vielen Jahren aus Pommern nach Südbrasilien ausgewandert, dann lange in der banda oriental ansässig, wohnt seit ca. 12 Jahren in Paraguay; jetzt geht es ihnen ganz gut, nachdem sie schwere Anfangs-Jahre durchgemacht haben; sie betreiben ein einträgliches Geschäft mit trockener Luzerne, für welche der nahe Ort Paraguari ein guter Markt ist; der rothe Boden des gerodeten Urwaldes eignet sich vortrefflich zum Kleebau, aber an diesem Platze ist kein Raum für eine größere Viehheerde; dieselbe weidet etwa $1^1/_2$ Legua von der Chacra in Mbatovi bei Paraguari, wo die Familie ein angenehmes Häuschen besitzt, dessen Gastfreundschaft ich ebenfalls mehrfach in Anspruch genommen habe.

Am 10. November ritt ich von Mbatovi, wo ich die Nacht zugebracht hatte, durch den Ort Paraguari südöstlich, mußte den sonst sehr spärlichen Bach Mbaý mittels des Canoa passiren und langte, als die Sonne sich neigte, an der Costa Peña — dies ist der Name des westlichen

Abhanges der Cordillere von Ybitimi und Ybicui — an, wo ein mir bekannter Engländer Don Guillermo Olliver, ein liebenswürdiger und gastfreier Mann, ein angenehmes Haus, schönen Camp und eine Heerde von etwa 800 Stück besitzt. Herr Olliver lebt schon seit den Zeiten des ersten Lopez im Lande, ist also „vaqueano“, wie man zu sagen pflegt, d. h. „erfahren“; man kann sich von ihm viel erzählen lassen. Olliver redete mir sehr zu, einige Tage bei ihm zu bleiben; der angenehme Aufenthalt in seiner Familie machte es mir leicht, dieser Aufforderung zu folgen; erst am Nachmittag des 12. ritt ich fürbaß und erreichte am Abend die Capilla von Ybicui. Der Chef, bei dem ich zur Nacht blieb, versprach mir, am andern Tage mein Führer durch die Umgebung von Ybicui zu sein, oder einen Führer zu stellen; da sich aber keiner einfand, so verfloß der Tag für mich in Unthätigkeit; am 14. ritt ich bei merklicher Hitze nach Caapucú und setzte von dort nach der Siesta den Weg bis zum Tebicuari fort, um die Nacht jenseits desselben in der Villa Florida zuzubringen; bei unserm Landsmann Georg Keiler fand ich Unterkommen und ritt am nächsten Tage bis zu dem Orte Itayurú, wo ein Baske ein sauberes, leidliches Gasthaus hält. Jenseits dieser Ortschaft, im District von San Juan, wohnen zwei Deutsche, bei denen ich Auskunft über die Beschaffenheit der Misiones suchte; da ich aber ermüdet war, so blieb ich die Nacht beim Basken und ritt am 16., an einem kühlen Sonntagsmorgen, nach San Juan, der „capillita“, wie sie schlechtweg genannt wird zum Unterschiede von einem andern gleichnamigen Orte der Misiones. Die Capillita ist jetzt Hauptstadt der Misiones und Residenz des Commandanten derselben; sie zeugt von Wohlhabenheit. Der commandante, ein freundlicher und gefälliger Herr, der fertig Spanisch sprach, gab mir mannigfach Auskunft und wies mich zu den Landsleuten Cuhlmann und Meyer, deren nachbarliche, trefflich gelegene Besitzungen ich nach einstündigem Ritte von der Capillita aus erreichte. Der erste ist Zimmermann und hat keinen Mangel an Aufträgen, nebenher pflanzt er für seinen Bedarf und hat eine Viehheerde auf dem ausgezeichneten Camp weiden; Herr Meyer lebt von dem Ertrage seiner Chacra und Rindviehheerde; er fabricirt auch braunen Zucker, den er in der Umgegend absetzt. Beide leben nicht in glänzenden, aber recht auskömmlichen Verhältnissen, sie sind mit Töchtern des Landes verheirathet und haben einen blonden, deutsch aussehenden Nachwuchs. Von den Landsitzen dieser gastfreien Landsleute aus machte ich einen mehrtägigen Ausflug nach S. Ignacio, der ehemaligen Hauptstadt der paraguayischen Misiones, deren große Kirche und massenhafte, zum Theil in Trümmern liegende Baulichkeiten

noch heute Zeugniß von der ersprießlichen Thätigkeit der frommen und klugen Väter ablegen. San Ignacio hat sich von der Verödung des Krieges noch nicht wieder erholt; hier wie auch in Sa. Rosa und Sa. Maria fehlen die Arme und die Verkehrsmittel, um blühendes Leben von Neuem zu erwecken, denn der Boden ist durchweg vortrefflicher Ackerboden, zu vielen Arten der Cultur zu benutzen. Der Wald ist nicht überall reichlich, aber doch im Ganzen noch in genügender Menge vorhanden; der District von Sa. Rosa hat vollauf genügende Waldcomplexe und ebenso ausreichende fließende Wässer; die Bodenformation deutet schon auf Argentinien hin. Als ich am 22. November in Begleitung des Herrn Cuhlmann von dessen puesto zum Paß am Tebicuari ritt, um meine Reise nach Villa Rica fortzusetzen, fanden wir den Fluß ungewöhnlich hoch und den Himmel drohend; bald kamen zu den vielen Regengüssen der letzten Tage neue Gewitter, und mein Pferd riß sich in der Nacht, vom Donner erschreckt, los und suchte das Weite; erst am 26. konnte ich den sehr beiten Fluß passiren, mußte dann aber um zur Villa Rica zu gelangen, einen Bogen nach Nord=Westen machen, da auf der directen Linie in Folge der anhaltenden Regengüsse eine Anzahl kleinerer Bäche unpassirbar geworden waren. Ueber die freundlichen wohlhabenden Capillen von Caapucú mit einem Abstecher nach der Estancia Baëz=cué, jetzt im Besitze des Dr. Stewart, Quindy, Tabapyi, Carapeguá kam ich in stark zunehmender Hitze abermals in die Estancia des Don Guillermo Olliver an der Costa Peña, und gönnte mir am 1. December einen Ruhetag, um am 2. bis zu der Besitzung des deutschen Capitains Fr. zu reiten, einem schönen, rings von Wald eingeschlossenen Camp, der sich durch Bäche und Bäume in mehrere gesonderte Potreros theilt und zur Viehzucht sehr geeignet erscheint. Dann vorwärts durch die Capilla von Ybitimi zu dem Hause des Herrn Specht, der früher bei Tacuaral ansässig war und sich jetzt in dem genannten District einen Camp gekauft hat; von da weiter, den Tebicuari beim Paso Achar kreuzend, zur Villa Rica, wo ich am 5. December mit sinkender Sonne eintraf und abermals im Hause des Herrn Köhler Quartier nahm. Es traf sich gut, daß ebenda der Jefe von Caaguazu, ein sehr freundlicher und gefälliger Mann, zum Besuch war, der am andern Mittag zu seinem Orte, meinem nächsten Reiseziel, zurückzukehren beabsichtigte. Dieser Weg von 15 Leguas ist so, daß man ihn nicht gern allein zurücklegt. Wir brachen am Mittag des 6. December auf, ritten durch die Capilla von Mbocayaty und die Ortschaften Sa. Bárbara, San Borga, passirten in der Abenddämmerung den Tebicuari=mi und erreichten spät am Abend die letzten Häuser vor der großen Picade,

eine kürzlich angelegte Obraje. Nach einer Rast von einigen Stunden brachen wir in der Nacht auf und waren mit dem ersten Tagesgrauen an dem Eingange der Picade, die wir in der Morgenkühle durchritten; ihre Länge wird wohl etwas übertrieben auf 7 Leguas geschätzt, eine größere Anzahl von Bächen ist zu passiren. Um 8 des Morgens hatten wir die andere Seite des Waldes bereits erreicht; vor uns lag die Capilla von Caaguazu, in welche wir etwa 3/4 Stunden später einritten; erst dicht vor derselben, etwa 2 Leguas, fließen die Bäche nach Osten zu ab, und befanden wir uns somit im Stromgebiete des Paraná. Im Hause meines freundlichen Begleiters Cespedes fand ich die beste Aufnahme und konnte mich an diesem wie am folgenden Tage ausruhen, fand auch nach längerem Suchen etwas Mais für mein Pferd, welcher dicht vor der Ernte sehr knapp zu werden pflegt. Der 8. December, ein hoher Feiertag (la Concepcion!), brachte mir auch das Schauspiel eines Wettrennens, dem ich bis dahin aus dem Wege gegangen war. — Die Bewohner der fern und einsam gelegenen Capilla von Caaguazu haben außer dem nicht großen Ertrag der Viehzucht und der Chacra die Gewinnung der Yerba als Erwerbszweig; freilich muß dieselbe auf mühsamem Wege nach Villa Rica geschafft werden, um verkäuflich zu sein. Selten habe ich so durchweg freundliche und hilfbereite Menschen gefunden, wie gerade dort; auch scheint das Klima auf diesen höher gelegenen östlichen Hügelländern zwar etwas rauher zu sein als im Westen und Süden der Republik aber offenbar sehr angenehm und gesund. Der Boden ist durchweg rothe fruchtbare Erde; es reift im Winter stark und zwar angeblich bis Ende September. Der Tabak und Kaffee soll nicht mehr gedeihen, auch fehlt es den an sich guten Weiden an Salz, welches durch den langen Transport erheblich theurer werden muß; die Arrobe kostet bis zu 1 P. (= 4 M.). Colonisiren würde sich hier erst dann mit Erfolg lassen, wenn man diesen Landestheil in sichere und bequeme Verbindung mit den großen Märkten des Landes gesetzt hätte.

Am Morgen des 9. December fütterte ich bei schönstem Mondschein mein Pferd und ritt, von einem Knechte des Jefe bis über einige gefährliche Stellen des Weges begleitet, in nördlicher Richtung; als es Tag geworden war, verließ mich mein Begleiter und ich suchte den Weg bis Yhu („Schwarzwasser") allein, konnte auch in dem verlassenen Lande nicht gut fehlen. Bergauf, bergab, über viele wasserreiche Bäche führt der mäßig ausgeprägte Weg bald über Grasland, das hier mit der Palme-Yatay besetzt ist, bald an Wäldern vorbei, gelegentlich auch durch dieselben. Nach zweimaligem Bade in den herrlich klaren, völlig unbenutzten Bächen dieser Einöde erreichte ich Yhu, den letzten vor-

geschobenen Posten menschlicher Cultur nach N.-O. zu; von hier gehen die Wege in die Yerbales von Tacurú und Caremá durch das Gebiet der Gayngua, auch den Weg zum Wasserfall Guairá kann man sich von hier aus suchen. Ich fand in dem ärmlichen Orte ein leidliches Unterkommen und nach langem Suchen, Bitten und Feilschen endlich auch die sehr erwünschte Kost für mich und mein braves Thier, das sich auf diesen langen schwierigen Ritten vortrefflich bewährte. Ein heftiges Gewitter in der Nacht kühlte die Luft für 2 Tage angenehm ab; ich konnte am 10. in Ruhe bei bedecktem Himmel den kurzen Weg nach San Joaquin zurücklegen, wo ich in dem braven Jefe Francisco Vera einen freundlichen Wirth und verständigen Berather fand. San Joaquin ist ein äußerst ärmliches, schwach bewohntes Oertchen an der Grenze des cultivirten Theiles von Paraguay; dicht dabei wohnen schon die erst halb seßhaften Gaynguá; einer Familie derselben war ich auf dem Wege nach Yhu begegnet. Die Capilla hat zwar eine Kirche, aber der nächste Pfarrer wohnt in San José; von dort führt ein beschwerlicher und umständlicher Weg in etwa 2 Tagen nach dem einsamen Orte, kein Wunder, daß der Pfarrer nur selten dies verlassene Kirchspiel besucht. Auch der sonst übliche kleine Kaufladen fehlt hier im Orte: was sollten die Leute dem „Bolichero“ als Entgeld für seine Waaren bieten? Die gewöhnlichen Producte der Landwirthschaft haben hier keinen Verkaufswerth, da ihr Transport zu kostspielig ist. Tabak soll in dem Hügelland nicht gedeihen und mit anderen werthvolleren Produkten wie Baumwolle und Kaffee ist wohl noch kein Versuch gemacht worden. Das Klima jenes Landstriches scheint vortrefflich zu sein, an Wald und fließenden Gewässern, die in geringer Entfernung schiffbar werden und es bis zu dem Salto einige Meilen oberhalb ihrer Mündung in den Paraná bleiben, ist kein Mangel; die Tiger, von denen jetzt noch viel geredet wird, weichen allenthalben der vordringenden Cultur, ebenso das andere schädliche Gezücht. Dieser arme, zurückgebliebene Ort ohne Geistlichen, ohne Lehrer, ohne Kaufmann kann die nöthigen Tauschwerthe, um in der nächsten Capilla (Ajos) sich Salz, Seife, etwas Kattun und Aehnl. zu erwerben, nur durch die Yerba gewinnen: die armen Leute gehen in den Wald, suchen sich einige Arroben Yerba, tragen diese Last auf dem Haupte meilenweit und bringen die gewünschten Waaren ebenso wieder zurück. Natürlich wird betriebsamer Fleiß und Wohlstand niemals in diese entlegenen Thäler einziehen können, bevor nicht für bequeme Verkehrsmittel gesorgt ist. Dicht hinter San Joaquin hören die Häuser auf; bis zur Capilla San Estanislao, also auf einer Strecke von 18—20 Leguas bietet sich keine Gelegenheit zu nächtigen; allein im Freien zu campiren

hat in jener Wildniß seine Schattenseiten; indessen meinte mein Gastfreund, daß wenn ich mit dem ersten Tagesgrauen aufbräche, ich vielleicht noch vor Eintritt der Nacht San Estanislao erreichen könnte. Zum Glück ließ sich etwas Mais beschaffen, das brave Pferd wurde den ganzen Tag gefüttert, erhielt am 11. December früh Morgens noch eine reichliche Ration, und so konnte ich mich um 4 Uhr bei der angenehmen Temperatur von 12 ° R. auf den Weg machen, von einem Knecht meines Gastfreundes bis zu dem Ende der ersten großen Picade begleitet. Dieser Verkehrsweg zwischen den beiden Capillen wird nur ganz wenig benutzt; es mochte monatelang keine Carrete dort gefahren sein; die Picaden stehen in Gefahr wieder zuzuwachsen, und das Durchreiten derselben muß namentlich im Dunkeln mit einiger Vorsicht geschehen. Uebrigens war der Weg nicht zu verfehlen, und er erschloß mir eine anmuthig heitere Landschaft; es war mäßig heiß, die Luft von durchsichtigster Klarheit. Der Weg führte über hügeliges Terrain, bergauf bergab, im Ganzen über 17 Bäche, deren einer uns bei der Mittagspause ein erwünschtes Bad bot. Urwald wechselte mit Grasland, welches indessen auch durchweg mit einzelnen Bäumen bestanden war. Bei dieser Gelegenheit lernte ich endlich einen der vielgenannten amerikanischen Tiger („yaguareté“ G.) persönlich kennen; das Pferd, ohne sich aus seinem kurzen Trab bringen zu lassen, spitzte die Ohren, wandte den Kopf seitwärts, und als ich ihm folgte, sah ich einen stattlichen Tiger etwa 30 Schritt von mir im hohen Grase aufspringen und mit langen Sätzen dem nahen Walde zueilen, den er erreicht hatte, bevor ich meinen Revolver, nach dem ich unwillkürlich griff, hatte ziehen können. Ernster wurde mein Gaul von dem Anblick einer großen Schlange, vermuthlich einer Boa, berührt, wie ich sie bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte; auch diese floh vor uns, aber das Pferd scheute vor der ungewohnten Erscheinung. Die hohe Anmuth der Gegend, die stets wechselnden Bilder, die üppige Vegetation des Waldrandes, dem ich fast stets nahe blieb, die angenehme Brise ließen trotz des langen Tagewerkes (ca. 100 km) eine eigentliche Ermüdung bei mir nicht aufkommen; aber die Sonne stand schon tief und der Zaino zeigte schon merkliche Symptome der Ermattung, als ich endlich von rechts her in meinen Pfad den großen Weg einmünden sah, der nach San Estanislao von den berühmten Yerbales führt; er berührt die verlassene und noch nicht wieder aufgebaute Stadt Curuguati (= San Isidro) an dem Flusse gleiches Namens und mündet in Ygatimi, einer Ortschaft, die nach dem großen Kriege gleichfalls lange Zeit verlassen war, jetzt aber wieder von einer Anzahl Menschen und etwa 1000 Stück Vieh bewohnt wird. Von der

Einmündung in diese Verkehrsstraße hatte ich noch etwa 4 Leguas etwas besseren Weges bis zur Capilla, die ich im letzten Scheine der Abenddämmerung denn auch glücklich erreichte. Der Coronel Zoilo Gonzalez, ein wohlhabender Yerba-Händler, an den ich empfohlen war, leistete mir Gastfreundschaft, und ich durfte mich in der sauberen Hängematte der wohlverdienten Nachtruhe freuen und auch am folgenden Tage mir und dem tapferen Pferde Ruhe und reichliche Kost gönnen.

San Estanislao wird im Volksmunde allgemein San Tani genannt, der fünfsilbige Heilige war der Guarani-Zunge zu unbequem und mußte sich in Folge dessen vorn und hinten eine Beschneidung seines Namens gefallen lassen. Der Ort macht den Eindruck der Wohlhabenheit und ist neben Villa Rica und Paraguari wohl der belebteste Platz im Innern des Landes. Die Bedeutung von San Tani beruht in erster Linie im Handel mit Yerba, die in den nordöstlich davon gelegenen Yerbales gewonnen und meist den Jejui hinab verschifft wird, zum Theil geht die Waare auch per Carrete nach San Tani und von da nach dem Hafen von Rosario; der Verkehr mit Asuncion wird nur über Rosario, von da zu Schiff vermittelt; auf der geraden Linie zwischen San Tani und der Landeshauptstadt liegen Sümpfe, die ich zu meinem Schrecken noch kennen lernen sollte. Uebrigens befinden sich in der Nähe von San Tani auch vortreffliche Cämpe, und die Viehzucht ist stark in der Zunahme begriffen. Das Vieh ist meist von Matto Grosso hierher gebracht worden. Die ganze Gegend, die sich von Rosario nordöstlich über San Tani nach San Isidro und Ygatimi hinzieht, scheint zu Colonisationszwecken wohl geeignet. Als Verkehrsweg für etwaige dort zu gründende Colonien würde in den bei Rosario gelegenen Theilen der Rio Paraguay, weiter hinauf der Jejui und die schiffbaren Nebenflüsse desselben dienen.

Am 13. December konnte ich bei angenehmem Wetter den kurzen Weg bis zur Capilla Union zurücklegen, um mir hier Kunde des Weges und für die schwere Anstrengung des folgenden Tages Ruhe zu holen. Der Jefe des kleinen Ortes, Don Francisco Mazó, nahm mich aufs freundlichste auf und war mir mit Rath und That behilflich. Am andern Morgen brach ich vor der Sonne auf, ein Peon sollte mich bis über den ersten schlimmen Sumpf begleiten; aber der Schlaukopf verließ mich gerade da, wo die schlimmste Stelle anfing, mit dem Bemerken, ich solle nur immer geradeaus reiten und werde mich dann schon zurecht finden. Es kam ein entsetzlicher Morast, und wenig hätte gefehlt, daß ich mich nicht wieder aus demselben herausgefunden hätte. Endlich langten wir Beide, der Zaino und ich, mit Schlamm bedeckt am andern Ufer an, ruhten uns aus, reinigten uns und ritten bis zu der einsam gelegenen

Estancia San Ignacio, wo uns in grober Form die Aufnahme verweigert wurde; der Herr der Besitzung, Coronel Perez, an den ich eine Empfehlung hatte, war verreist. Dies Erlebniß stand so außerhalb der in Paraguay üblichen Ordnung, daß ich es verwundert einem Reiter erzählte, den ich auf der Weiterreise, während ich mir einen schattigen Platz suchte, zufällig antraf. Derselbe brachte es bald an die richtige Instanz. Nachdem ich die heißen Stunden im Schatten eines Baumes verschlafen, und mein Zaino gleichzeitig unter einem andern Baume gegrast hatte, zogen wir fürbaß und erreichten, immer durch schöne Cämpe und schattige Picaden, Nachmittags 4 Uhr den Arroyo hondo, den man nach den Aussagen des Jefe von Union zu Pferde passiren kann, er war so schmal, daß ich nach einigem Bedenken hineinritt, aber das Pferd schwamm, und Sattel, Packtaschen, Mantelsack, Decken, endlich der Reiter bis über die Hüften waren völlig durchnäßt. Die Sonne stand schon zu tief, als daß sie uns an diesem Tage noch hätte trocknen können, aber unmöglich konnte ich in diesem Zustande weiterreiten; andrerseits kannte ich die Entfernung bis zu der nächsten Ortschaft nicht. Ich beschloß, die Sachen bis zum Sonnenuntergang wenigstens etwas leichter und trockner werden zu lassen und dann zu versuchen, ob ich im Galopp auf dem ausgeruhten Pferde noch ein Haus würde erreichen können. Es gelang mir; in starker Dämmerung war ich Gast in einem freundlichen Häuschen bei braven Frauen, die mir Mais verkauften und mir alle Bequemlichkeit für meine durchnäßten Sachen boten. Bald nahte sich mir ein wohlhabend aussehender Mann und fragte mich, ob ich in der Estancia San Ignacio eingekehrt sei; ich erzählte ihm, wie unmotivirt grob ich dort abgewiesen sei. Der offenbar aufrichtig empfundene Unwille, mit dem der Oberst Perez, der Patron jener Estancia, als welcher er sich mir nun vorstellte, meinen Bericht anhörte, und die Ehrentitel, mit welchen er die Urheberin der ungastlichen Haltung seines Hauses belegte, bewiesen mir, wie schmerzlich er den Bruch der guten Sitte empfand. Wir hatten ein bescheidenes Abendbrot, eine sehr angenehme, kühle Nacht in Hängematten unter dem Schutzdach und setzten am andern Morgen unsern Ritt gemeinschaftlich zur nahen Capilla von Carayaho fort. Hier mußte ich meinen freundlichen Begleiter verlassen, der mit mir nicht Schritt halten konnte, da er ein Tropa Vieh nach Paraguari bringen wollte. Nach kurzer Rast, während deren endlich meine Kleider völlig trocken wurden, ließ ich mir den Weg weisen und erreichte, stets über schöne Campflächen und durch Wälder reitend, gegen Mittag einen Puesto, von wo ich nach der Siesta für das nun folgende schlimme Stück des Weges Begleiter fand, welche gleichfalls nach Ajos ritten.

Den nahen Tobatiri, einen schönen, hier bereits schiffbaren Bach, konnten wir gerade noch zu Roß passiren, durchritten dann einen Wald und standen an dem allerbösesten der bösen Sümpfe Paraguays, dem gleichnamigen Tobatiri. Ohne meine Begleiter wäre ich übel daran gewesen; diese indessen waren „vaqueanos“ und hatten den Weg schon öfter gemacht. Sich selbst auf das stärkste und muthigste Pferd zu verlassen, gilt für gewagt: wir entkleideten uns, schnallten Stiefel und Hosen auf den Sattel und wateten bis zum Oberschenkel in dem weichen, warmen Moraste, das Pferd an dem Zügel führend, etwa eine halbe Stunde, bis wir wieder festes Land unter den Füßen fühlten. Die geübte Vorsicht hatte sich als nöthig erwiesen; so tapfer mein Zaino war, er hatte Mühe vollauf, ledig durch den Morast zu kommen, ob er mich noch mit durchgebracht hätte, war sehr zweifelhaft. Die Sümpfe, welche ich in diesen beiden Tagen passiren mußte, trocken zu legen oder wenigstens durch Knüppeldämme zu überbrücken, wäre keine allzu schwere Arbeit, aber die indolente Bevölkerung dazu anzuhalten, ist die starke Faust eines „Tyrannen“ nöthig, mag dieser nun als ein Lopez oder auch nur als ein energischer Jefe politico erscheinen. Längst nach Dunkelwerden erreichte ich die freundliche Capilla von Ajos, fand Nachtquartier und nach langem Suchen und Feilschen eine halbe Arrobe Mais für den tapfern Zaino, endlich auch für mich einen kleinen Imbiß. Ajos hat ausgedehnte prachtvolle Cämpe, welche vor einigen Jahren käuflich in den Besitz eines Orientalen britischer Abkunft gekommen, aber, soweit ich erkennen konnte, noch völlig unbesetzt sind. Durch dieses Land reitend, erreichte ich an dem schwülen 16. December den Tebicuari, machte dort lange Rast, um das erquickende Bad immer und immer wieder zu genießen, und kam endlich mit langsamer Vorwärtsbewegung in der Capilla Oviedo, 3 Stunden später in der Villa Rica an, wo mich abermals die Firma Köhler und Böttner gastlich aufnahm; ich brauchte 3 Tage, um mein Pferd von den Anstrengungen der letzten beiden Wochen zu neuer Arbeit tauglich zu machen. Dann ritt ich am 19. December südwärts durch die Capilla Borja und den District von Caazapa, kehrte am 20. Abends bei dem trefflichen Don Isidro Parras in Mbae-para-guá ein und blieb am Tage der Sommersonnenwende der Hitze wegen dort. Am 22. Morgens passirte ich den Tebicuari, ritt durch anmuthiges Hügelland und fand spät in der Nacht nach langem Suchen Unterkommen bei einem freundlichen Brasilier, in der Nähe des Baches Ybicui; die Capilla gleichen Namens erreichte ich am folgenden Abend, und ritt am 24. December durch herrlichen Hochwald nach der Capilla von Acahay, wo ich der Hitze und des Festes wegen blieb und erst am

Morgen des 25. December weiter ritt; auch diesen Tag ließ mich die drückende Hitze nicht weit kommen; nachdem ich einige Meilen geritten war, verbrachte ich den Rest des Tages bei einem freundlichen brasilischen Estanciero am Bächlein Tacuary. Am 26. brach ich der Hitze wegen lange vor der Sonne auf und konnte Paraguari und Mbatovi erreichen, wo mich die treffliche deutsche Familie Dankwart abermals freundlichst aufnahm. Auch am andern Tage war die Hitze drückend, und als ich mich trotzdem auf den Marsch in die Cordillere machte, ereilte mich ein heftiges Gewitter, zum Glück erst, als ich ein schützendes Obdach erreicht hatte; ich mußte bei meinem Wirthe Don Vincente, einem geborenen Napolitaner, die Nacht bleiben und konnte wenigstens den 28. in besserer Temperatur reisen; ich ließ Bach und Capilla Piribebui hinter mir und hoffte gegen Abend die Capillà von Barrero grande zu erreichen, als mich im freien Felde eines der heftigsten Unwetter jener Zone erfaßte: in wolkenbruchähnlichem Regen, in Blitz und Donner mußten wir unsern Weg suchen, und ich kam zum Glück endlich noch, wennschon vollständig naß, in Barrero grande an. Ich war genöthigt, in dem wohlhabenden, angenehm gelegenen Orte einen Tag zu rasten, um das Trockenwerden meiner Sachen zu erleben. Der District Barrero grande ist bekannt durch seinen Tabakbau, er erzeugt etwa jährlich 15,000 Arroben. Am 30. ging es durch die Ortschaft Yacare-y („Krokodilswasser") nach der Capilla von Caraguatay; vorher mußte ich einen prachtvollen Wald 3 Leguas lang passiren, den die Bewohner dieses Ortes auf sein Nutzholz hin ausbeuten und damit viel Geld verdienen; der Mandubira, an welchem Caraguatay liegt, bietet eine bequeme Gelegenheit, das Holz nach Asuncion zu verschiffen. Am letzten Tage des Reisejahres brach ich leider etwas zu spät auf, als die Sommersonne des 25. Breitengrades schon über dem Horizonte war, verfehlte außerdem den Weg und hatte große Mühe, durch Wälder und Sümpfe, auf schlechten Wegen endlich beim Scheine des Vollmondes in der schwülen Neujahrsnacht einen ärmlichen Rancho zu finden, dessen Bewohner, obwohl sie knapp Spanisch verstanden, mir bereitwilligst ein Obdach gewährten, nachdem ein andrer es mir kurzweg versagt hatte. Mücken und heiße Luft ließen mich lange nicht zum Schlafe kommen; am Neujahrstag 1885 erreichte ich bei guter Zeit die Capilla de Duarte, fand gutes Quartier und erhielt vom padre Fidel Maiz das unentbehrliche und um diese Zeit sehr rare Körnerfutter für das Pferd. Ich widmete den Rest des Tages der Ruhe und ritt erst am späteren Nachmittag des 2. Januar zu dem trefflichen Don Victor Lasclotas, meinem früheren Reisegefährten, den ich in seinem Hause am Paso Tabati tuyá antraf. Die Besichtigung des zwischen

Mandubirá und dem Rio Paraguay gelegenen Gaues Pirapó war unsere Absicht, die wir am 3. Nachmittags ausführten: ich lernte ein Terrain kennen, dessen Tauglichkeit für Colonisation nicht erheblich ist trotz der trefflichen Lage. Zahlreiche Bäder in dem klaren Wasser des Mandubirá, eine „Fiesta" mit Tanz ꝛc. füllten die Zwischenzeit aus. Indessen stellte sich Abgespanntheit und Lust zur Heimreise immer dringender ein; so ritt ich am 4. zur Capilla Duarte zurück und am 5. von da dem Coloniengebiete von Altos zu. Zwischen mir und der Cordillere lag ein von dem Piribebuy durchflossenes sumpfiges Terrain; als ich den Fluß nach beschwerlichem Ritte in Sumpf und Wasser erreicht hatte, fand ich ihn weit ausgetreten und keinen Fergen zur Stelle; es blieb mir keine Wahl, als mich auszukleiden und Stück für Stück des Sattels, der Garderobe ꝛc. hindurchzutragen, das Wasser reichte mir bis ans Kinn, drüben mußte ich weit durch seichtes Wasser waten, bis ich ein trockenes Fleckchen fand; schließlich schwang ich mich auf den Zaino und durchschwamm auf seinem Rücken die klare lauwarme Fluth; die ganze Procedur nahm fast 2 Stunden in Anspruch, und so überraschte mich in der Cordillere die Nacht, ehe ich ein Unterkommen gefunden hatte. Dennoch gelang es mir, auf halsbrechenden Wegen die Capilla von Altos zu finden, und in der Frühe des andern Morgens traf ich wieder in meiner Lehmhütte ein, um mich nun zum definitiven Abschied von der Colonie San Bernardino zu rüsten. — Der Abschied wurde mir nicht ganz leicht, denn ich habe gute Tage dort verlebt. Ich wünsche dem jungen deutschen Gemeinwesen, welches dort im Entstehen begriffen ist, die beste Entwickelung und halte es für wahrscheinlich, daß bei fortgesetztem Zuzuge tüchtiger treuer Elemente sich hier eine kräftige, lebensfähige deutsche Gemeinde constituirt, die, moralisch und physisch auf fester Grundlage aufgebaut, auf eigenen Füßen zu stehen lernt. Das liegt im Schooße der Zukunft, denn noch ist Alles im Werden begriffen, wie in einem folgenden Capitel zu zeigen ist.

Nach kurzem Aufenthalte in San Bernardino verlebte ich noch einige Tage in Asuncion, dann trug mich am 29. Januar der Dampfer in angenehmer Gesellschaft stromab und setzte mich an dem hohen Festtage Candelaria in Buenos Aires ab. Am 11. Februar endlich konnte ich mit dem ausgezeichneten Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Linie „Petropolis" die Reise über Santos, Rio, Bahia, S. Vincente, Lisbon nach Hamburg antreten, wo wir unsere ungewöhnlich ruhige Fahrt am 19. März beendigten. Wie auf der Hinfahrt empfing ich auch diesmal die angenehmsten Eindrücke von der Ordnung, Sauberkeit und sicheren Führung, durch welche die Dampfer jener Linie sich auszeichnen.

XII.

Die bisherigen Versuche europäischer Colonisation in Paraguay.

Nachdem wir uns ein Bild von der Beschaffenheit der zwischen dem oberen Paraná und dem Rio Paraguay sowie an den östlichen und westlichen Ufern dieser Ströme gelegenen Länder entworfen und wesentliche Theile dieser Landschaften gemeinschaftlich besichtigt haben, tritt die Frage auf die Tagesordnung, ob Europäer, insonderheit Deutsche, sich in jenen Landstrichen mit Aussicht auf Erfolg niederlassen können. Bevor wir der eingehenden Beantwortung dieser Frage näher treten, ist es geboten, einen Blick auf das in dieser Richtung bis jetzt bereits Versuchte zu werfen. Hier dürfen wir uns kurz fassen, da die bisherigen colonisatorischen Unternehmungen in Paraguay leidlich bekannt geworden sind, übrigens auch sehr viel Bemerkenswerthes nicht bieten.

Um den Gran Chaco, der bis dahin, einzelne erfolglose Versuche abgerechnet, lediglich der Tummelplatz ungezähmter Indianerstämme gewesen war, in den Bereich des paraguayischen Staatslebens zu ziehen, legte schon der ältere Lopez einige Meilen oberhalb von Asuncion, etwa gegenüber dem Orte Limpio, auf einem an sich wohl geeigneten Platze eine europäische Ansiedelung an. Der richtige Gedanke ward durch die ungeeignete Ausführung vollständig verdorben: Geschäftsleute übernahmen diese Colonie lediglich als ein Geschäft und führten es rein äußerlich, rein geschäftsmäßig durch. Ein französisches Haus las in Bordeaux allerhand Leute zusammen, lieferte die Waare an der Barranca des Rio Paraguay richtig ab und erhielt pro Kopf den bedungenen Preis. Ob die neuen Colonisten für die Landarbeit Verständniß oder zu derselben auch nur Lust hatten, galt dem Lieferanten nichts, der auf seinem Schein stand. Natürlich mißglückte „Nueva-Burdeos", wie man die neue Colonie genannt hatte, die Colonisten liefen davon, ein Theil wurde auch krank, da der Chaco in regenreichen Jahren mehr Vorsicht erfordert als die östliche Hälfte der Republik, und die Regierung Napoleons III. zwang den Lopez, die geschädigten Franzosen zu entschädigen. Neu-Bordeaux soll dem paraguayischen Staatssäckel eine beträchtliche Summe Geld gekostet haben. Mit dieser französischen Gründung war es also nichts. Inzwischen starb Lopez I.; sein Sohn und Nachfolger

führte mit Verzweiflung und Hartnäckigkeit den großen Krieg bis zu seinem schmählichen Untergange in Cerro Corá. Als dann 1873 der Friede geschlossen und die Nation der Paraguayer auf eigene Füße gestellt war, begann die neue Regierung den Gedanken, Europäer in dem verödeten Lande anzusiedeln, um so eifriger aufzunehmen, als das decimirte und degenerirte Volk jetzt wohl noch viel schwerer, als es früher möglich gewesen wäre, sich emporzuraffen und zu Cultur und Wohlstand zu gelangen im Stande war. Die paraguayische Regierung bewies freilich zunächst ebensoviel Bereitwilligkeit und Opferfreudigkeit, an diese Aufgabe heranzutreten, als Unfähigkeit sie zu lösen. In die Mitte der 70er Jahre fällt die Gründung der verunglückten Colonien Itapé und Yaguarón. Eine mit einem englischen Bankhause abgeschlossene Anleihe von einer Höhe, wie sie das Land niemals zu amortisiren oder auch nur zu verzinsen im Stande sein wird, wurde nur zum Theil in baarem Gelde geleistet, der andere Theil in Form von — „Colonisten“! Diese Colonisten zusammenzubringen und nebst der Verwaltung und dem Directorium der Colonie nach Asuncion zu befördern, machte dem Londoner Bankhause, welches dieses Geschäft übernommen hatte, keine unnöthigen Schwierigkeiten: neben einer Anzahl von brauchbaren Individuen und Familien sollen stellenlose Kellner, Barbiergesellen, abenteuernde Matrosen, Damen zweifelhaften Wandels &c. den Paraná hinauf gefahren sein, um europäische Cultur nach Paraguay zu bringen. Beim Eintritt der heißen Jahreszeit kamen sie an und wurden feierlich in Asuncion empfangen; im November zogen sie nach Itapé jenseits des Tebicuari nicht ferne von der Villa Rica. Keinerlei Vorbereitung war getroffen: auf offenem Felde ohne Schutzdach lagen die „Colonisten“ am Tage unter der fast scheitelrechten Sonne, zwei Breitengrade von den Wendekreisen entfernt, Nachts dem Thau ausgesetzt, der in kühlen Sommernächten sehr stark zu fallen pflegt. Natürlich wurden die Armen bald krank, nach einigen Wochen begann ein großes Sterben; was mit dem Leben davon kam, verlief sich und die Colonie Itapé war zu Ende. Die einzige Ursache dieses Mißglückens war die höchst ungeschickte Art, mit der das Unternehmen eingeleitet war; denn Bodenbeschaffenheit, Lage, Communicationsmittel &c. waren in Itapé völlig ausreichend, um ein blühendes Gemeinwesen zu begründen. Freilich zu einer Ackerbau-Colonie gehören Bauern, — weiter nichts; selbst eine so einfache Wahrheit will indessen gelernt sein! Aehnlich stand es mit Yaguaron. Von Paraguari, einem Hauptverkehrsplatze und dem Endpunkte der Eisenbahn des Landes, zieht sich etwa nach Westen ein größtentheils dicht bewaldeter Höhenzug, der bei Asuncion am Paraguay endet; der

größte Theil dieses Hügellandes enthält fruchtbarsten rothen Humusboden, vor Allem der nach Paraguari zu abfallende Hang, auf dem die Colonie angelegt war. Das Mangelhafte dieses Landestheiles lag in der Entfernung von dem fließenden Wasser und dem Weideland, während die Fülle des Holzes, die Ergiebigkeit des Bodens, die Nähe der Bahn günstige Momente waren. Hätte die Regierung, bevor sie Colonisten dorthin führte, einige große Brunnen anlegen lassen, so hätte die Colonie sehr wohl gedeihen können, sofern die Colonisten überhaupt mit der Landarbeit Bescheid wußten. Zu einem großen Viehstand hätten sie es freilich in jenen mitten im Walde gelegenen Chacren nicht bringen können, aber zum Halten einiger Milchkühe ꝛc. war Raum und Futter genug vorhanden; die Colonie war auch von vornherein als Ackerbau-Colonie beabsichtigt. Die wirkliche Ursache, warum die Colonie von Yaguaron scheitern mußte, war auch hier die Außerachtlassung der einfachen Thatsache, daß zu einer Bauern-Colonie in erster Linie Bauern gehören; die in Yaguaron Angesiedelten hatten allergrößtentheils zur elementaren Landarbeit keine Lust und keine Ausdauer; die beiden jetzt noch dort wohnenden Colonisten, Herr Dankwart (siehe oben Cap. X) und Herr U., ein Schweizer, der ebenfalls mit Vortheil Zuckerrohr pflanzt und aus dem gewonnenen Miel (Syrup) Branntwein (eine Art Rum, schlechtweg „Caña“ genannt) brennt, beweisen, daß man bei richtiger Benutzung der Verhältnisse dort sehr wohl bestehen und vorwärts kommen kann. Selbst mit den einfachsten Bodenculturen: Maisbau, Maniocpflanzung (zur Bereitung von Almidon und Farinha), Bohnen ꝛc. würde man bei der Nähe der Bahn und den günstigen Absatzverhältnissen schon eine bäuerliche Existenz bescheidener Art begründen können; mit dem Anbau von Tabak, Baumwolle und Aehnlichem würde man wahrscheinlich zu Wohlstand gelangen. —

Der vierte Versuch, welcher gemacht wurde, auf Staatskosten und mit staatlicher Aufsicht eine Colonie anzulegen, ist nun die vielgenannte deutsche Colonie San Bernardino.

Die Cordillere von Altos, von welcher oben die Rede war (Cap. IV), erhebt sich jenseits des Sees Ypacaray stufenweise bis zur Capilla von Altos zu, welche bereits jenseits der Wasserscheide liegt; nach Norden zu stuft sich dieses Hügelland ganz allmählich zum Bache Piribebuy ab. Der ganze District von Altos, wohl kaum schon genau vermessen, nach ungefähren Schätzungen 15—20 □ Leguas groß, ist, soweit das Land dem Fiskus gehört, und dies gilt von dem weitaus größeren Theile, zum Colonial-Gebiet bestimmt, und die Colonie ist zu Ehren des jetzigen Präsidenten und intellectuellen Urhebers, Bernardino Caballero, „San

Bernardino" genannt worden. Vor etwa 5 Jahren hatten sich zunächst unten an der genannten Lagune Ypacaray einige deutsche Familien, meist aus der Nähe von Berlin stammend, niedergelassen, welche sich diesen Platz selbst ausgewählt hatten; indessen zeigte die landschaftlich anmuthige und für den Verkehr verhältnißmäßig günstige Lage am See erhebliche Mängel: der Boden ist dort nicht reich; es ist nicht der rothe Mittelboden, sondern schwarzer leichter Sandboden, der, richtig behandelt, in nassen Jahren allerdings sehr gute Ernten gegeben hat: ich habe gerade dort in der Nähe des Sees treffliche Pflanzungen gesehen. In trockenen Jahren indessen versagt dieser Boden; dann pflegen auch die Wasseradern auszugehen und man ist auf das Seewasser allein angewiesen, das zwar sehr gut zu trinken ist, aber doch einigen Colonistenhäusern etwas fern liegt; endlich wird auch in Wochen anhaltender Trockenheit, wie wir sie beispielshalber Februar—März 1884 erlebt haben, die an sich für mehr als 1000 Stück Hornvieh ausreichende Weide am See mager und das Vieh kommt zurück. Die hier berührten Mängel betreffen die höher gelegenen Theile des Colonialgebietes nicht: in den Falten der Cordillere, im Umkreis von etwa 2 Leguas der Capilla von Altos, sind mäßig profilirte Thäler von anmuthiger Bildung mit reichlichen perennirenden Quellen und Bächen, mit Weidegründen und Wald, die zu Nieder assungen für kleine Bauern außerordentlich geeignet sind. Indessen sind die besten Landlose hier natürlich schon von den Eingeborenen besetzt, welche mit Gewalt und zu Gunsten der „Gringos" aus ihrem Besitze zu verjagen die Regierung keinen Beruf hat. Ferner ist die Weide zwar für den jetzigen Viehstand der Anwohner noch völlig ausreichend, aber nicht auf Zuwachs berechnet, bei ferneren dichteren Ansiedelungen von Colonisten und bei Mehrung des Viehstandes werden die Cämpe nicht mehr ausreichen, und schließlich wird in den Wäldern auch das Nutzholz knapp werden. Endlich ist auch die Verbindung dieses Theiles der Colonie mit den Märkten keine gute zu nennen. Um nach der Station Tacuarál zu gelangen, muß man einen halsbrechenden Bergpfad überwinden, den man allerdings jetzt auf dem Umwege über den Stadtplatz der Colonie umgehen kann, wohin durch die Colonie-Verwaltung ein weit besserer Fahrweg angelegt ist; aber unvermeidlich ist der üble Sumpf, der nach Ueberschreitung des Pirayú passirt werden muß. Selbst der zuletzt genannte Bach kann nach anhaltend heftigem Regen für mehrere Tage ein schwer zu überwindendes Hinderniß werden. Daß man nicht von Anfang der Coloniegründung an den Bau eines festen Weges mit Dämmen und Brücken von der Tacuarál-Station zum Stadtplatz von San Bernardino in

Angriff genommen hat, muß ich als einen entscheidenden Fehler in der Anlage der Colonie bezeichnen. Nun kann zwar der Colonist kostenfrei jeden Tag mit dem Boote der Colonialverwaltung über den See setzen, um die nähere Station Patiño-cuê zu erreichen; aber einerseits ist diese Wasserfahrt bei schlechtem Wetter sehr mißlich, andrerseits ist das Boot zum Transport umfangreicherer Sendungen nicht geeignet.

Bei den erwähnten, zum Theil schwer wiegenden Mängeln liegt die Frage nahe: Fand sich im Umfange der Republik Paraguay kein geeigneterer Ort zur Gründung einer Ackerbau-Colonie, als jener Theil der Cordillere von Altos jenseits der Lagune Ypacaray? Jeder leidliche Kenner des Staates Paraguay wird hier die eine Antwort haben, daß die betreffenden Beamten (ich bin außer Stande anzugeben, auf wessen Conto dieser Mangel an Geschick zu setzen ist!) in Paraguay ein beachtenswerthes Talent bewiesen haben, der deutschen Ackerbau-Colonie einen für ihre Entwickelung möglichst ungünstigen Ort auszusuchen; es wäre nicht schwer, im Lande eine ganze Anzahl von Plätzen aufzuzählen, welche gute Verbindung mit den Märkten, reichliche Viehweide, Holz und fruchtbaren Boden gleichzeitig aufweisen. Preußische Geheimräthe hätten jenes Colonialland nicht ungeschickter aussuchen können. Allerdings sollen die ersten deutschen Einwanderer vor etwa 5 Jahren sich jenes Terrain selbst gewählt haben und dabei durch die landschaftliche Anmuth der Gegend verführt worden sein; indessen wäre es verkehrt gewesen, Leuten, die des Landes völlig unkundig und nicht einmal Landwirthe von Beruf waren, eine solche Wahl einfach zu überlassen, anstatt ihnen ein anerkannt günstiges Terrain zu überweisen.

Weit verhängnißvoller als die eben erwähnten Mängel erwies sich im Anfange der colonialen Entwickelung die Wiederholung der Fehler von Itapé und Yaguaron. Die Regierung machte in finanzieller Hinsicht unerhörte Anstrengungen und brachte Opfer, wie sie vielleicht noch nie zu Gunsten einer Colonie gebracht worden sind: sie zahlte dem Einwanderer die Fahrt von Montevideo bis Asuncion, von Asuncion bis zur Colonie, gab jeder Person während des ersten halben, vielfach während des ersten ganzen Jahres, ja selbst über ein Jahr lang täglich 2 Real (= 0,80 M.) Subsidien, wobei unerwachsene Personen halb gerechnet wurden. Es kam vor, daß kinderreiche Familien auf diese Weise ein Jahr lang ein anständiges Beamtengehalt bezogen und Ersparnisse gemacht haben, oder doch hätten machen können. Außerdem wurde den Familien ausreichendes Handwerkszeug und Ackergeräth in gutem Zustande übergeben und ein auch zwei Arbeitsochsen geliefert. Auch das Anrecht auf eine Milchkuh mit Kalb hatte jede Familie, bisweilen

dauerte es indessen monatelang, ehe sie geliefert werden konnte denn, die Finanzen des paraguayischen Staates haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Für Colonisationszwecke waren im Ganzen im Budget jährlich 50,000 P. f. (= 200,000 M.) ausgeworfen, von denen der größere Theil direct für San Bernardino verwendet wurde. Trotz diesen löblichen Bemühungen unterließ man wenigstens im Anfange das Wichtigste: man beschränkte die Auswahl der Mitglieder einer Ackerbau-Colonie nicht auf Leute, die mit der Landwirthschaft Bescheid wissen konnten und Lust hatten, sich ihr zu widmen, also auf eigentliche Bauern, Arbeiter, Handwerker, die vom Lande oder aus kleinen Städten stammen, sondern man ließ urtheilslos und unterschiedslos Jeden als Colonisten mit baarem Gehalte und den genannten Vergünstigungen zu, der sich dazu meldete. Da sah man neben ehrenwerthen Leuten, die dem wirklichen Arbeiter- oder Handwerkerstande angehörten, ehemalige Studenten, Lehrer, Officiere, Gastwirthe, Kaufleute, „Oekonomen" u. s. w., seltsamer Weise fehlten von Anfang an die eigentlichen B a u e r n; erst ganz zuletzt konnte man in der Ackerbau-Colonie San Bernardino auch Eine wirkliche Bauernfamilie aufweisen. Nun würde es verkehrt sein, die nicht direct bäuerlichen Colonisten etwa als durchaus unbrauchbares Material für jene Ansiedlung zu bezeichnen; im Gegentheil haben namentlich einige Handwerkerfamilien, unter ihnen zahlreiche Berliner, es sehr wohl gelernt, sich den ländlichen Verhältnissen anzupassen, und indem sie die Land- und Viehwirthschaft als Hauptsache, ihre Profession gelegentlich als Nebenerwerb betrieben, sich eine ganz angenehme Stellung zu verschaffen, und der Colonie selbst zugleich den Vortheil zu bieten, daß eine Anzahl der wesentlichsten Handwerke (es gab z. B. Zimmerleute, einen Tischler, mehrere Schuster, einen Klempner, Schlosser, Schmied, Maler, Maurer 2c.) in ihr vertreten waren; — aber immerhin hatten sie es schwerer, sich an das Colonistenleben zu gewöhnen, als es einem in harter Arbeit und Entbehrung geübten Bauern angekommen wäre. Von dem oben angedeuteten ebenfalls vertretenen „gebildeten Proletariate" mögen eine Anzahl in dem guten Glauben gekommen sein, es genüge zur Metamorphose von dem mittellosen Stadtbewohner zum Colonisten eine Portion guter Wille; Andere kamen wohl von vornherein in der Absicht, sich die Sache einmal anzusehen, die Vergünstigungen der Regierung mitzunehmen und dann die Zelte anderwärts aufzuschlagen. Es giebt in Südamerika unter den dort eingewanderten Deutschen unruhige Geister, die das beschwerliche Wanderleben nicht als eine Plage, sondern als eine Art Sport ansehen. Es waren da in San Bernardino eine Anzahl Colonisten, die erst in

Südbrasilien gelebt, dann in einer der Colonien von Santa Fé ihren Weizen gebaut hatten, dann nach San Bernardino kamen, endlich von dort nach der neugegründeten argentinischen Staatscolonie Villa Formosa im Gran Chaco (am Rio Paraguay gegenüber Villa Franca) zogen und seitdem vermuthlich ihren Wanderstab schon abermals weiter gesetzt haben. Sie waren nirgends recht zufrieden gewesen, am unzufriedensten aber jedesmal an dem letzten Orte ihres Aufenthaltes. So lernte ich einen übrigens fleißigen und anscheinend rechtschaffenen Mann kennen, welcher die oben erwähnte Wanderung durchgemacht hatte und sich in kurzer Zeit, höchstens 2 Jahren, in San Bernardino einige hundert Patagon erübrigt hatte, nun aber weiterzog und sehr schlecht auf Paraguay zu sprechen war. Derartige Deutsche, die nirgends ausdauern können, aber Geschick und Kraft haben sich allerorts schnell zurecht zu finden, traf ich mehrfach in Südamerika an; es schien in ihnen die Abenteuer- und Wanderlust der Germanen ziemlich nackt und etwas einseitig zum Ausdruck zu kommen.

Wenn nun unter den eben angeführten mehr oder weniger ungünstigen Bedingungen (mangelhafte Verbindung verhältnißmäßig dichte einheimische Bevölkerung, Weide und Wald für die Zukunft kaum ausreichend) trotzdem die Colonie San Bernardino allmählich vorwärts gekommen ist und bei meinem Weggange im Begriffe war, sich zu einem immer selbständigeren deutschen Gemeinwesen zu entwickeln, so hat dies seine Ursache erstens in der treuen umsichtigen Leitung der Colonie, ferner in der Thatsache, daß sich allmählich doch ein Stamm gutartiger arbeitsamer Colonisten gebildet hat, endlich in den günstigen Bedingungen, welche das Land Paraguay für Colonisation überhaupt bietet.

Dem Director Santagio (Jacob) Schärer, einem Schweizer aus Zofingen, der schon seit Jahrzehnten in Südamerika lebt und die Colonie sehr bald nach ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag geleitet hat, verdankt dieselbe, daß sie überhaupt noch besteht. Der genannte wackere und einsichtsvolle Mann hat in seiner überaus schwierigen Stellung so viel Gerechtigkeitssinn, Hilfsbereitschaft und gesunden Menschenverstand bewiesen, daß er mit Recht die allgemeine Achtung genießt; — es mag in ähnlichen Stellungen in Südamerika nicht immer seines Gleichen angetroffen werden. Den Dank, den er reichlich verdient hätte, hat er natürlich nicht immer geerntet, dagegen hat er mancherlei Anfeindungen erfahren müssen. Sollten auch unter seiner Leitung gelegentliche Versehen vorgekommen sein, was ich für möglich halte, so übersteigen solche sicher nicht das menschliche Durchschnittsmaß

und sind keinesfalls auf böse Absicht zurückzuführen. Die Schwierigkeiten, welche mit solcher Stellung verbunden sind, werden nicht von Vielen gekannt. Von der derben Abfertigung, welche die ihn verleumdende Winkelpresse von Buenos Aires seiner Zeit erfahren hat, war bereits oben (Seite 4 und 5) die Rede. —

Als ich die Colonie kennen lernte, hielten sich neben wirklichen Colonisten allerhand fragwürdige Existenzen dort auf, welche ihre Stellung als Colonisten so auffaßten, daß sie die ihnen vom Staate gewährten Subsidien einfach in caña anlegten und außerdem faulenzten. Allgemach verzogen sich diese Brüder, und es kamen zu den bereits dort lebenden tüchtigen Arbeitern andere, welche, wennschon sie von Haus aus nicht eigentliche Bauern waren, doch entweder so viel Capital mitbrachten, daß sie als Arbeitgeber mit gemietheten Kräften wirthschaften konnten, oder so viel Arbeitskraft, Umsicht und guten Willen besaßen, daß sie sich in ihrer Stellung als kleine Landwirthe wohl befinden lernten. Es war recht erfreulich zu sehen, wie so mancher ehemalige Stadtbewohner die natürlichen ländlichen Verhältnisse, die gesellschaftliche Einfachheit, das Leben auf der eigenen Hufe, die Freiheit von den Drangsalirungen der Steuer- und Polizeibeamten &c. lieb gewinnen lernte, und wie ihm das Gefühl auftauchte, daß der neue Zustand der Dinge bei mancherlei Entbehrungen und fern von den „Segnungen der europäischen Civilisation“ doch eine Besserung seiner Lage bedeute. Namentlich mochte das Bewußtsein Manchen befriedigt haben, seine Kinder zu freien gesunden Männern, nicht zu großstädtischen Proletariern aufwachsen zu sehen. Die glücklichsten Stunden meines Lebens verdanke ich diesen Beobachtungen einer physischen und moralischen Läuterung, die sich hier in den Waldthälern der Cordillere von Altos vollzog, und meinen gelegentlichen Unterhaltungen mit dem und jenem wackeren Ansiedler. Dieses Glück, wie es die Rückkehr zur Einfachheit und Veredelung der Sitten und Anschauungen gewährt, welches ich um mich sah und an mir selbst erleben konnte, dieses unbeschreibliche Glück gönne ich der jährlich wachsenden Zahl meiner enterbten Landsleute und möchte für mein Theil thun, was ich nur kann, um ihnen zu dieser Besserung ihrer Lage zu verhelfen. Schon bietet eine genügend ausgestattete Elementarschule am Stadtplatze mit einem deutschen Lehrer Gelegenheit des nothwendigsten Unterrichtes für die Kleinen, und man hofft, daß eine zweite Schule in der Capilla von Altos auch den zahlreichen dort angesiedelten Colonisten bald die gleiche Wohlthat gewähren wird. Eine gute Ergänzung der Schule ist die Praxis des Lebens, das

Leben in und mit der Natur und ihren treuesten Interpreten, den freundlichen Thieren.

Wem freilich die Segnungen der Civilisation: das Bier-, Kaffee- und Wirthshaus, der „Journal-Lese-Cirkel", das Tageblättchen und die Gartenconcerte, der Club, das Kränzchen ꝛc. ꝛc. bereits so werthvoll geworden sind, daß er sie gegen Reinlichkeit, Freiheit und Gesundheit um keinen Preis eintauschen möchte, der thut besser in Berlin zu bleiben, auch fernerhin im zweiten Hofe zwei Treppen hoch links zu wohnen und das Meer socialen Elendes um einen Tropfen zu vermehren.

Kann der finanziell seit dem Kriege nicht glänzend gestellte paraguayische Staat die großen Opfer für San Bernardino noch einige Jahre bringen, so wird diese deutsche Gemeinde wahrscheinlich leistungsfähig genug sein, um auf eigenen Füßen zu stehen. Schon jetzt kann ich mit Bestimmtheit und auf Grund genauer Informationen behaupten, daß eine Anzahl von Colonistenfamilien daselbst sich außerordentlich wohl fühlen und den Tag segnen, an dem sie den Entschluß faßten, nach Paraguay zu gehen. Indessen soll man nicht vergessen, daß es überhaupt noch gar nicht an der Zeit ist, über jene Colonie ein endgültiges Urtheil abzugeben. Man kann im Allgemeinen rechnen, daß zwei Jahre vergehen, bis der neue Ansiedler mit den Sitten, dem Klima, der neuen Wirthschaftsweise ꝛc. vertraut geworden, sein Haus in Stand gesetzt und so viel Boden urbar gemacht hat, als er zur Ernährung seiner Familie bedarf; den Wenigsten dürfte es gelingen, schon früher baare Einnahmen von einigem Belange aus den Erträgen ihrer Landarbeit zu ermöglichen. Nun waren aber die Mehrzahl der jetzt in San Bernardino angesiedelten Deutschen bei meinem Weggange von dort kaum mehr als zwei Jahre an Ort und Stelle, so daß es voreilig wäre, aus der angeblich geringen Production bereits einen Schluß zu ziehen. Daß ein Bauer trotz der hervorgehobenen ungünstigen Momente auch in der Cordillere von Altos mit Erfolg arbeiten und existiren kann, beweisen schon jetzt eine Anzahl der länger dort ansässigen Colonisten, wie jedem halbwegs kundigen und auf Grund eigener Einsicht urtheilenden Beobachter bekannt ist. Dies führt uns nun zu der Betrachtung über die Möglichkeit deutscher Colonien in den Laplata-Staaten, speciell in Paraguay überhaupt, d. h. zu dem wichtigsten Capitel unseres Buches. Vorher nur noch einige Worte über die gleichzeitig mit San Bernardino ins Leben gerufene Colonie Villa Hayes.

Von der Colonie nueva Burdeos, die der ältere Lopez gründete und die bald wieder zu Grunde ging, war anfangs dieses Capitels die Rede; die Ansiedlung wurde nicht aufgegeben, sondern blieb unter dem

Namen villa occidental ein militärischer Posten, wo gelegentlich politische und sonstige Verbrecher zwangsweise angesiedelt wurden. Nach dem Frieden nebst dem gesammten Chaco-Gebiete von Argentinien in Anspruch genommen, kam diese Ansiedlung erst 1878 in Folge des Schiedsspruches des Präsidenten Hayes wieder zu Paraguay und empfing nun den Namen Villa Hayes. Während San Bernardino lediglich für Ansiedler deutscher Sprache bestimmt wurde, siedelte man in der Villa Hayes Einwanderer anderer Nationen, besonders Italiener und französische Schweizer an. Ich war persönlich im December 1883 in der Colonie und habe das Gebiet derselben durchritten, fand auch dort einen deutschsprechenden Schweizer und einen deutschen Estanciero, welcher letztere augenscheinlich mit nicht unbeträchtlichen Capital-Mitteln arbeitete. Seitdem haben sich noch einige Deutsche dort angesiedelt, von denen einer eine bedeutende Landerwerbung (ich hörte von 10 □ Leguas) gemacht hat. Wie man mir sagte, hat in den letzten Monaten vor meiner Wegreise das Chuchu (s. u.) stark in der Colonie geherrscht, ohne indessen tödtlich aufgetreten zu sein. Die Villa Hayes bietet die Vortheile eines sehr fruchtbaren Bodens, einer vortrefflichen Viehweide mit zahlreichen barreros (Salzstellen) und reichlichem guten Holze, einer bequemen Verbindung mit Asuncion, wohin der Dampfer mehrmals die Woche in 2 bis 3 Stunden fährt. Die Nachtheile der Villa sind das Klima, welches offenbar nicht so gesund ist, wie in dem östlichen Theile, und welches in hervorragend nassen Jahren, wenn der Rio steigt und Theile des Chaco unter Wasser setzt, noch erheblich schlechter werden mag, ferner die zahlreichen Mücken, der Mangel an Trinkwasser, dem man fern vom Rio hie und da ausgesetzt sein soll, bevor man Brunnen gegraben hat, und die Indianer, welche dort gelegentliche Einfälle machen und Vieh stehlen sollen. Indessen scheinen die genannten Uebelstände nicht derartig, daß sie das Aufkommen jener Colonie in Frage stellen, oder die Gründung anderer an günstigen Stellen des Chaco verhindern könnten.

XIII.

Die Möglichkeit deutscher Colonien in Paraguay.

Was bedeutet uns das Wort „Colonisation“?

Unter Colonisation verstehen wir: Verpflanzung unserer eigenen Cultur auf einen neuen, ihr günstigen Boden, und zwar, wie wir als Idealisten hinzufügen müssen, mit Beiseitelassung alles Zufälligen, Gekünstelten und Falschen unter bestimmter und bewußter Betonung des Echten, Ewigen, Werthvollen in unserm Volksthume. — Es geht aus dieser Begriffsbestimmung, wie ich hier beiläufig bemerken will, hervor, daß wer colonisiren will, einerseits zwar mitten in seinem Volksthume, andererseits aber auch über demselben stehen muß. — Von Werth sind uns somit Colonien — Vervielfältigungen unserer Cultur — nur dann, wenn es gelingt, gerade die idealen Güter unseres Volkes auf den neuen Boden hinüberzutragen und dort zu kräftiger Entwickelung zu bringen. Nicht das, was augenblicklich und zufällig in unserm Vaterlande als Deutsch gilt, — es läßt sich vielleicht in den Satz zusammenfassen: die Furcht es zu sein oder wenigstens zu scheinen — wollen wir unter andern Sternbildern aufs Neue in das Leben rufen; vielmehr soll das, was den trefflichsten, edelsten und tapfersten Vertretern deutscher Art zu allen Zeiten das höchste und begehrenswertheste Ziel gewesen ist, drüben unter günstigeren äußeren Bedingungen, als wir sie in Deutschland genießen, erreicht oder doch der Verwirklichung näher geführt werden. Diese äußeren Bedingungen müssen somit in dem neuen Lande vorhanden sein oder sich doch mit Sicherheit und Leichtigkeit herstellen lassen. Bevor das eigentliche Colonisiren, d. h. der ethische und geistige Aufbau der Gemeinde beginnt, muß die materielle und physische Grundlage vollkommen sicher und zweifellos gelegt sein. Es müssen mit anderen Worten sich folgende vier Fragen in einer für das neue Land günstigen Weise beantworten lassen:

1. Ist das Klima des in Aussicht genommenen Landes für die Deutschen günstig, gestattet es ihnen und ihren Nachkommen dort in Gesundheit zu leben, nach Bedürfniß zu arbeiten und sich körperlich und geistig zu entwickeln?

2. Erzeugt das fragliche Land alle nothwendigen Nahrungsmittel und die übrigen zum Leben unentbehrlichen Nutzpflanzen &c.

mit Leichtigkeit, und ist es geeignet zur Aufzucht der unentbehrlichen Hausthiere?

3. Erzeugt das fragliche Land Producte von allezeit sicherer Verkäuflichkeit auf erreichbaren, gleichviel ob näheren oder ferneren Märkten, läßt sich also die Einfuhr der bis auf Weiteres unumgänglich nöthigen Artikel fremdländischer Industrie durch stets verkäufliche Tauschwerthe (Rimessen) ermöglichen?

4. Sind nicht etwa schädliche oder störende Einflüsse von Seiten der dortigen Regierung oder Bevölkerung zu gewärtigen, welche die Ansiedelung erschweren oder gar unmöglich machen könnten? —

Erst wenn diese 4 Fragen eine günstige Antwort gefunden haben, ist überhaupt die Möglichkeit einer Colonisation ins Auge zu fassen; ob diese dann gelingt, hängt ferner in erster Linie von den Persönlichkeiten ab, welche sie in die Hand nehmen.

Was Argentinien betrifft, so ist in dem 3. Capitel unseres Buches die Beantwortung dieser 4 Fragen gegeben oder doch angedeutet, soweit ich mich zur Beurtheilung dieses Landes competent fühlen konnte; für Paraguay mögen diejenigen Thatsachen, welche für die Möglichkeit einer Colonisation daselbst entscheidend sind, hier folgen; das hier zu Sagende gilt mehr oder weniger zugleich für den Gran Chaco und die Provinz Misiones Argentinas. —

1. Das Klima Paraguays ist ungemein günstig; wer es kennen gelernt hat, wird Mühe haben, es mit kühlen Worten zu schildern, um nicht durch etwaigen Enthusiasmus, der hier freilich am Platze wäre, Mißtrauen in die Objectivität seiner Schilderung zu erwecken. Paraguay hat weder einen Winter noch eine regenlose Jahreszeit. In den Zeiten Mai—August fallen einige Male (in siebenjährigem Durchschnitt 10 Mal) Reife, und zwar schon bei + 3° R.; tiefer als + 2° R. habe ich das Thermometer trotz eifriger Beobachtungen während beider Winter nicht sinken sehen. Dagegen ist der „Winter" bisweilen sehr warm; ich habe in einem der kältesten Monate (10. August 1883) das Quecksilber bis 28° R. im Schatten steigen sehen; der freilich abnorme ungewöhnlich heiße August 1884 zeigte noch höhere Temperaturen; ich las in Concepcion, wo es freilich noch etwas heißer ist als in den mittleren Theilen des Landes, in einem der geschütztesten Häuser 29° R. ab. Die regelmäßig heiße Zeit beginnt erst mit der Sommersonnenwende und dauert bis zur Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Im April wird dann die Temperatur wesentlich angenehmer. In den 3—4 eigentlichen Sommermonaten von Mitte December bis Ende März hat man sich allerdings

hohe Temperaturgrade gefallen zu lassen; ich selbst habe einmal vorübergehend 32 ° R. an geschützter Stelle abgelesen. So hoch indessen steigt das Quecksilber nur ganz ausnahmsweise und vorübergehend; die Mittagstemperatur kann man sonst im Durchschnitt auf 24—28 ° R. im Schatten angeben. Die Nächte zeigen häufig eine sehr willkommene Abkühlung; ich habe im Januar 1884, also dem heißesten Monate des Jahres, dreimal 13 ° R. vor Sonnenaufgang beobachtet. Freilich giebt es auch einzelne Sommernächte, in denen das Thermometer nicht unter 22 ° R. sinkt! Zufolge den Beobachtungen des deutschen Vice-Consuls Mangels in Asuncion, denen ich schon im Vorhergehenden neben meinen eigenen Beobachtungen gefolgt bin, beträgt die mittlere Jahrestemperatur nach dem Durchschnitt von 7 Jahren (1877—83) 19,42 ° R.; als Maximum hat Herr Mangels 30 ° R., als Minimum + 5 ° R. beobachtet, wobei zu bemerken ist, daß Asuncion für einen der wärmsten Orte des Landes gilt und jedenfalls wärmer ist, als die Cordillere von Altos, wo ich beobachtete. Nach Mangels beträgt das Mittel des barometrischen Druckes für die nämlichen 7 Jahre 759,2, bei einem Minimum von 751 und einem Maximum von 776. Die Niederschläge betrugen 1,646 m bei einen Maximum von 2,613 m im Jahre 1878, dem großen Ueberschwemmungsjahre, und einem Minimum von 1,145 m im Jahre 1883; im Juli und August dieses Jahres fielen nur 0,020 m, während z. B. vom März—Mai 1881 0,600 m, also der gute Durchschnitt eines ganzen Jahres für Norddeutschland, fielen. Mangels verzeichnet ferner als Durchschnitt jener 7 Jahre 79 Regentage, 72 trübe Tage, 214 heitere Tage; weiter 119 Tage mit vorherrschendem Südwind, 40 mit vorherrschendem Ostwind, 108 Nordwind, 33 Westwind und 95 Windstille; der Westwind tritt nur als schnell vorübergehender Uebergang zwischen dem erfrischenden, sehr willkommenen Südwind und dem meist schwülen Nordwinde auf. Bei südlicher Brise ist es auch im Sommer stets erträglich, man kann dann, ohne zu erschlaffen, im Freien arbeiten und reiten, und hat nicht nöthig, ängstlich auf die Mittagszeit Rücksicht zu nehmen; auch halten sich bei Südwind die Mücken zurück; dagegen kann der Nordwind im Sommer drückend werden, während man ihn in den kurzen Tagen des Mai—August nicht ungern sieht. Mangels notirt ferner (immer für die nämlichen Jahre) als Mittel 41,4 Gewitter, 14,9 Stürme, 3,1 Nebel und 9,7 Fröste (Reife); — 45,3 kalte Tage, 96,3 sehr heiße, 223,6 Tage mäßiger Temperatur.

Man sieht aus dem Gesagten, daß es weder einen eigentlichen Winter noch eine strenge Sonderung zwischen kalter und warmer Jahreszeit giebt, ein gemäßigter Sommertag und eine kühle Sommernacht sind

kälter als ein warmer Wintertag und eine schwüle Winternacht; ich habe mitten im „Winter“ Nächte von 18 ° R. beobachtet. Selten ist die Atmosphäre drückend, nur im Sommer, wenn ein Gewitter im Anzuge ist oder wenn nach dem Gewitter keine Abkühlung erfolgt, wird die Luft so drückend, wie etwa an den schwülsten Sommertagen Deutschlands; sobald aber Südwind sich einstellt, ist es wieder sehr erträglich. Man kann das Klima Paraguays nicht schlechtweg als Seeklima bezeichnen, aber es steht diesem näher als dem Continentalklima, zu welchem sich andrerseits die dem Meere näher gelegenen mittleren argentinischen Provinzen Corrientes und Sa. Fé mehr hinzuneigen scheinen. Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung ist wohl zunächst in der Beschaffenheit des Landes selbst zu suchen: Paraguay ist von einer dichten Vegetation überzogen, der Wald ist überall in der Nähe, nur in einigen Theilen der Misiones bei San Ignacio muß man meilenweit reiten, ehe man zum Walde kommt, aber auch hier bedecken dichter Graswuchs und vereinzelte Bäume den Boden. Außerdem ist das Land überreich an Gewässern aller Art, theils fließenden klaren Bächen und Flüssen, theils Seen und Teichen, theils flachem, von Bächen durchflossenem und gespeistem Bruch- und Sumpflande (pantano, malezal, estero, bañado); diese Gewässer finden in der großen Menge von Niederschlägen ihre Erklärung. Es leuchtet ein, daß ein solches Verhältniß der Vegetation und der Bewässerung wesentlich zur Milderung des Klimas nach beiden Seiten hin beitragen muß. Hierzu kommt ferner die Beschaffenheit der Nachbarländer im Norden, Osten und Westen: auch dort allerwärts starkbewaldetes und bewässertes Land: ja in der brasilischen Provinz Matto Grosso sollen im Sommer beträchtliche Theile des flachen Landes in Folge der tropischen Regengüsse unter Wasser stehen und würden dann eine ähnliche temperirende Wirkung haben, wie das Meer selbst. Von den mittleren Jahrestemperaturen war oben die Rede, die mittlere Temperatur der vier heißesten Monate December—März beträgt etwas über 22 ° R.; die der drei kältesten Monate Juni, Juli, August 15—16 ° R.

Erdbeben sind im ganzen Bereiche der Republik Paraguay ebenso wie im mittleren und östlichen Argentinien und dem ganzen Gran Chaco etwas völlig Unbekanntes.

Nach Angabe dieser Thatsachen sollte man erwarten, daß das Leben in solchem Klima nicht nur außerordentlich angenehm, sondern auch der Gesundheit überaus zuträglich sein müßte. Diese Voraussetzung trifft denn auch im vollsten Maße zu. Nichts Angenehmeres, als ein schöner paraguayischer Wintertag! Früh ist es vielleicht etwas kühl gewesen, aber die Sonne, welche schon von 8 Uhr an hoch über dem Horizonte ihre Strahlen

wirksam werden läßt,[1]) durchwärmt bald die klare Luft und bringt eine Temperatur zuwege, die den Aufenthalt im Freien äußerst angenehm erscheinen läßt. Es kommen einige kühle Tage vor, an denen das Thermometer, von + 2° R. bei Sonnenaufgang anfangend, sich nicht über 12° R. erhebt; solche Tage sind selten. Den Ofen entbehrt man gern, an den wenigen kalten Abenden schaart man sich um das Feuer des Herdes, Verwöhnte stellen dann wohl eine Schüssel mit Kohlen in das Schlafzimmer. Herrlich ist auch ein paraguayischer Sommertag: die heißen Mittagsstunden, und zwar im Durchschnitt von 10—4 Uhr, muß man freilich der häuslichen Arbeit unter dem schattigen Dach der Vorhalle, der Mahlzeit, endlich der Siesta widmen; nur bei südlicher Brise ist es gerathen, auch in diesen Stunden im Freien thätig zu sein; aber die Stunden von der ersten Morgenröthe 4 Uhr bis zum Eintritt der größeren Hitze und von dem Schwinden derselben am Nachmittag bis zum letzten Scheine der Dämmerung ca. 8 Uhr, endlich die Nächte selbst sind über alle Schilderung köstlich. Zum Reisen wie zum Arbeiten hat man auch im Sommer vollkommen genügend Zeit, sofern man einen Theil des Tages verschläft und einen Theil der Nacht zum Tage macht; — ein Verfahren, welches sich durchaus bewährt. Eine paraguayische Sommernacht mit der Pracht des südlichen Sternenhimmels, der tiefen, nur durch das seltsame Concert der Insecten und Lurche unterbrochenen Stille übt einen unsagbaren Reiz; — sofern jene, die Insecten, sich uns nicht noch in anderer Weise bemerkbar machen. Denn die vielberufene Insectenplage ist freilich vorhanden und offenbar die Schattenseite der klimatischen Verhältnisse; indessen hatte ich schon früher (Cap. V) auseinanderzusetzen Gelegenheit, daß auch diese Unbequemlichkeit des paraguayischen Lebens keinesfalls den Aufenthalt daselbst zu verleiden im Stande ist.

Die Zuträglichkeit des paraguayischen Klimas für die Gesundheit ist nicht nur an den Erwachsenen, sondern vor Allem auch an den Kindern zu erkennen, welche vortrefflich gedeihen; ihnen ist die überall und allezeit reine atmosphärische Luft, das reichlich vorhandene, zum Baden geeignete Wasser und der Genuß der gesunden wohlschmeckenden Milch der frei ihr Futter suchenden Kühe von erkennbarem Vortheile für ihre normale Entwickelung. Wenn nun, wie schon hervorgehoben wurde, die epidemischen Krankheiten im Lande fehlen oder nur ganz selten auftreten, wenn das Chuchu, ein intermittirendes Malaria-Fieber, keinen bösartigen Charakter trägt und nicht häufig auftritt, wenn, wie

[1]) Zur Zeit der Wintersonnenwende (21. Juni) geht die Sonne in der Breite von Asuncion ungefähr 6 Uhr 47 Min. auf und 5 Uhr 13 Min. unter.

ich oben hervorhob, ältere, seit langen Jahren im Lande wohnende Europäer einen besonders frischen und jugendlichen Eindruck machen, so mag das Klima immerhin daran mit sein Verdienst tragen; aber jedenfalls wirken zu dem günstigen Resultate auch noch andere Factoren, vor Allem die einfachen gesellschaftlichen Verhältnisse, das Einzelleben der Ansiedler, die Abwesenheit der Bier- und Kaffeetempel Alteuropas ꝛc. mit. Aerzte giebt es außerhalb Asuncion nur je einen in Concepcion und in der Nähe von San Tani; letzterer, ein geschäftskundiger Franzose, den ich auf meinen Reisen kennen lernte, läßt sich für seine ärztlichen Bemühungen nichts bezahlen, soll aber, da er gleichzeitig Apotheker ist, sehr wohl seine Rechnung finden. Vor den Thorheiten der medicinischen Querköpfe in Berlin, Madrid ꝛc. hat man wohl den obligaten Respect, den halbcultivirte Völker vor den angeblichen Segnungen der Civilisation mehr noch als vor den wirklichen zu haben pflegen, aber man ist doch noch nicht bereit, jede dort erfundene Mode-Thorheit der Koch, Ferran ꝛc. blindlings nachzuäffen.

Wenn nun auch das Klima nicht die einzige Ursache des günstigen Gesundheitszustandes in Paraguay ist, so kann es keinesfalls schlecht sein; am beredtesten spricht dafür der sanitäre Zustand der Colonie San Bernardino, in welcher bei meinem Weggange noch kein Erwachsener und nur wenige Kinder eines natürlichen Todes gestorben waren; nur zwei Ansiedler sind ertrunken, einer ist von einem Landsmanne ermordet worden.

Von den in Paraguay auftretenden Krankheiten ist das „Chuchu“ bereits erwähnt, ich hatte keine Gelegenheit, einen von diesem Wechselfieber behafteten Menschen kennen zu lernen. Ferner treten die Pocken, Syphilis, Tetanus und bei den Frauen der Kropf auf: es will mir scheinen, als hätte jede sechste Frau einen Kropf. Worin diese Krankheitserscheinung ihre Ursache hat — vielleicht in der Unsitte, die größten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, oder auch in der allgemeinen seit dem Kriege eingetretenen Entartung der Rasse — lasse ich dahingestellt.

Eine angebliche Krankheit ist endlich die „Acclimatisation“, wie sie die von ihr befallenen neu angekommenen Europäer zu bezeichnen pflegen. Thatsächlich liegt hier keine Krankheit vor, sondern ein Läuterungsproceß des unreinen Blutes, welches ja das Erbtheil der Mehrzahl der in verdorbener Luft aufgewachsenen, mehrfach geimpften, wohl auch schon von kranken Eltern geborenen Europäer ist. Die meisten Einwanderer haben längere oder kürzere Zeit nach ihrer Ankunft an geschwollenen Gliedern, entzündeten Augen u. dergl. zu leiden; die Geschwulste, welche an den unteren Extremitäten weit häufiger auftreten, als an Armen

und Händen, gehen meist in offene eiternde Geschwüre über, welche Wochen, ja monatelang bis zu ihrer Heilung nöthig haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich hier eine Reinigung des Körpers von unreinen Bestandtheilen unter dem Einflusse eines ungewöhnlich gesunden Klimas vollzieht. Nach Beendigung dieser oft schmerzhaften und sehr unbequemen Krankheitserscheinungen pflegen sich die Betroffenen weit wohler als zuvor zu fühlen. Als einziges Mittel ist mäßige Diät und häufiges Waschen mit weichem, lauwarmem Wasser zu empfehlen; da aber die Deutschen bisweilen Reinlichkeit für einen thörichten Luxus hielten und einige sogar eine förmliche Wasserscheu hatten, so nahmen jene offenen Stellen nicht selten einen schlimmeren Charakter an und brauchten lange Zeit, um zu heilen. Völlig gesunde und zugleich reinliche Menschen bleiben von der sogenannten Acclimatisations-Krankheit durchaus verschont, wie ich es außer an mir selbst an einer Reihe andrer Beispiele beobachten konnte.

Das Klima Paraguays ist so herrlich, daß wohl noch niemals Zweifel an seiner Vortrefflichkeit geäußert worden sind; es macht in der That dem Deutschen, der sich dort niederläßt, das Leben leicht.

2. Sehr leicht wird es ferner dem Ansiedler, diejenigen Bodenerzeugnisse zu erlangen, die zu seiner Ernährung, überhaupt zu seiner Existenz nöthig sind; die vortrefflichsten Nährfrüchte: Mais, Bohnen, beide in verschiedenen Arten, Manioc, Bataten, Erdnüsse 2c. wachsen bequem und geben auch auf leichtem Boden (mit Ausnahme des Mais, der auf ganz leichtem Boden nicht viel hergiebt) gute Ernten; Baumwolle gedeiht allerwärts, frisches Obst kann man im ganzen Jahre haben, theils im eigenen Garten, theils im Walde und auf dem Campe. Von den Hausthieren sind Hühner, Enten und Milchvieh leicht zu ziehen; letzteres erfordert weder Stall noch Futter; es sucht sich am Tage seine Nahrung allein und wird Nachts in einen Pferch (Corral) getrieben. Als Arbeitsvieh dienen in erster Linie Ochsen. Was über die Aufzucht und Veredelung von Pferden, über die Zucht von Maulthieren, Schweinen, Schafen und Ziegen 2c. hier zu sagen wäre, hat schon im V. Capitel seinen Platz gefunden, wo man es nachlesen mag.

Brennholz ist allerwärts nahe zu haben, es giebt freilich zwei Baumarten, welche nicht brennen, deshalb zu Nutzzwecken überaus brauchbar sind, diese lernt der Ansiedler bald kennen; andere Hölzer geben eine sehr heiße andauernde Gluth und liefern auch treffliche Holzkohlen. Stroh zum Dachdecken, Pflanzen mit Fasern zum Seiledrehen; Lehm zum Ziegelstreichen, Wasser findet sich allerorts im Lande. Die guten Bauhölzer muß man kennen lernen: in stark bewohnten Gegenden fangen

dieselben an selten zu werden; irgend ein Verbot, sich die Producte des Waldes beliebig anzueignen, giebt es Gott sei Dank noch nicht!

An dieser Stelle ist es nützlich, auf diejenigen Pflanzen hinzuweisen, welche sich in Paraguay noch nicht finden, aber vielleicht zum Nutzen des Landes dort acclimatisiren ließen. Von Vortheil war es mir nach dieser Richtung, wie schon gesagt, die von dem deutschen Vice-Consul, Herrn Mangels, von Herrn Guttmann in Itá und von Anderen angestellten Versuche kennen zu lernen. Um mich indessen nicht zu wiederholen, verweise ich auf das im Capitel V über den nämlichen Gegenstand Gesagte, welches die Ergänzung zu den hier zu gebenden Ausführungen bilden mag.

Von den Getreidearten wird der Weizen augenblicklich so gut wie gar nicht in Paraguay gebaut, der jährlich wachsende Bedarf des Landes wird durch Zufuhr aus Sa. Fé gedeckt. Einige kleinere, kürzlich angestellte Versuche haben den werthvollen Beweis geliefert, daß diese schönste aller Brotfrüchte auf dem Durchschnittsboden Paraguays sehr wohl gedeiht, ebenso wie glaubwürdig berichtet wird, daß die Jesuiten ihrer Zeit in den Misiones Weizen gebaut haben. Der Bedarf des Landes würde sich zweifellos im Lande selbst erzeugen lassen. Die Gerste gedeiht ganz gut, Roggen würde vermuthlich auch wachsen.

Auf Gemüse legt der Paraguayer geringen Werth. Tomate, Kohl, Radieschen, Gurken, Schoten, Bohnen, Zwiebeln 2c. habe ich in vortrefflicher Beschaffenheit kennen gelernt. Von den mit Aussicht auf Erfolg einzubürgernden Obstarten nenne ich den Mandelbaum, die echte Kastanie, die Wallnuß und etwa noch die europäischen Steinobstarten; mit Kernobst ist es mir minder wahrscheinlich; auch die Versuche mit europäischem Beerenobst, die, soviel mir bekannt ist, noch nicht angestellt worden sind, könnten am Ende lohnen.

Der Maulbeerbaum gedeiht in Paraguay, das Klima ist ein für die Zucht der Seidenraupe wohl geeignetes.

Von der bedingten Aussicht, welche der Kaffee- und Cacaostrauch bieten, von der Anpflanzung der besseren Vainille (der geringere „vainillon“ gedeiht sehr wohl in der villa de Rosario) war früher die Rede. Als mögliche und in Aussicht zu nehmende Culturen sollen schließlich der chinesische Theestrauch und die nahrhafte arrow-root genannt werden.

Man sieht: für den unternehmenden Pflanzer und denkenden Gärtner bietet sich in Paraguay noch ein weites Feld aussichtsvoller Versuche; der Viehzüchter wird wohlthun, weniger auf Einführung neuer Arten als auf Veredelung der schon im Lande einheimischen hinzuarbeiten.

3. Das Leben aus der Hand in den Mund, welches vielen Paraguayern genügend erscheint und drüben leicht zu haben ist, wird den Deutschen auf die Dauer nicht befriedigen; wir wollen vorwärts kommen, unsere Viehheerde vergrößern; unsern sonstigen Besitz vermehren und endlich einen Sparpfennig zurücklegen. Dies werden wir nur erreichen, wenn wir, abgesehen von dem, was wir zu unserm eigenen Bedarfe erzeugen, auch noch Werthe von allezeit sicherer Verkäuflichkeit hervorbringen und dem Markte zuführen können. Sicher verkäuflich wird zunächst das sein, was jetzt noch von auswärts nach Paraguay importirt wird. Eine ganze Reihe von Producten, die sich sehr wohl in Paraguay erzeugen lassen, kommen jetzt noch vom Auslande dahin, z. B.: Mais, trockene Luzerne, Weizenmehl, Käse, Butter, Kaffee, Bier, Wein, Likör, Zucker, Reis. Umsichtige und fleißige Landwirthe, Pflanzer und Industrielle werden mit der Zeit dahin kommen, dem Lande alle diese Producte selbst in ausreichender Menge und in guter Beschaffenheit zu liefern, wie denn die Deutschen schon angefangen haben, dem lächerlichen Import von europäischer Butter und Käse in eines der kuhreichsten Länder durch eigene Fabrikation Halt zu gebieten. Weiterhin muß man auf Artikel von sicherer Exportfähigkeit bedacht sein. Hierauf kommt es vor Allem an, denn auf die Dauer wird eine Colonie in größerem Umfange nur dann wirthschaftlich als fest gegründet angesehen werden können, wenn sie Erzeugnisse von sicherem Werthe auf auswärtige Märkte zu bringen hat. Der auswärtige Verkaufsmarkt ist für Paraguay ein doppelter: einmal die Laplatastädte Rosario, Montevideo und in erster Linie Buenos Aires, ferner Europa. Nach den Laplatastädten exportirt die kleine Republik jetzt vor Allem die schon genannte Yerba, ferner Nutzholz und Früchte, in erster Linie Apfelsinen, endlich Tabak. Der Export der beiden zuletzt genannten Artikel würde sich steigern lassen mit der steigenden Nachfrage, und zwar wird Paraguay für alle diese Producte selbst etwaigen Zollchikanen zum Trotz ein Hauptlieferant für die Laplatastädte bleiben, weil die fraglichen Erzeugnisse gut sind und der Transport stromab unvergleichlich sicher und billig ist. Den ferner gelegenen europäischen Märkten liefert das Ländchen bis jetzt nur Häute und Tabak und beides nur in geringen Mengen, aber einerseits lassen auch diese beiden Erzeugnisse eine Vermehrung zu, andererseits sind noch einige andere Producte vorhanden, welche für den europäischen Markt wohl geeignet erscheinen. Dem gesteigerten Export des Nicotinkrautes steht augenblicklich nur die ungenügende Behandlung desselben entgegen; eine bessere Fermentirung würde diese giftigen Blätter weit werthvoller und gesuchter machen. Außer den genannten Artikeln

giebt es nun offenbar noch eine Reihe anderer, die ebenfalls gesucht und werthvoll genug sind, um den Transport nach Europa zu ertragen und sich dort verkaufen zu lassen. Der Anbau der Baumwolle, dieser überaus wichtigen Culturpflanze, ist neuerdings von verschiedenen Seiten ins Auge gefaßt worden; ich habe schon oben im V. Capitel die Verdienste der Herren Carl von Gülich, Alfred Coryn, Santiago Schärer in dieser Hinsicht hervorgehoben. Kurz vor meinem Weggange von Paraguay kamen ferner einige, schon lange Jahre in Sa. Fé ansässige Europäer herauf und erhielten auf ihre Forderung von der Regierung ein ausgedehntes Terrain unfern Asuncion, um dort eine Baumwollenplantage anzulegen. Es wird sich indessen fragen, ob sie zu einer derartigen Anlage in großem Umfange allezeit die nöthigen Arbeiter zu solchen Preisen finden, daß sie dabei bestehen können; als Erwerbszweig für kinderreiche Colonistenfamilien ist die Baumwollencultur wie gemacht, da der Strauch schon im ersten Jahre eine wenn auch erst kleine Ernte bringt, und die Arbeit des Pflückens so leicht ist, daß sie schon von Kindern gethan werden kann. Seitdem, wie oben bemerkt, die paraguayische Bank sich zur Annahme der Baumwolle zu dem Minimal-Preise von 4 M. pro 12 kg bereit erklärt hat, ist der Colonist des Absatzes seiner Ernte sicher. Ueber die Pflanzungen in San Bernardino schrieb mir Herr Coryn, daß das ziemlich regenreiche Jahr 1885 die Ernte einigermaßen beeinträchtigt habe, während die jungen Sträuche sich vortrefflich entwickelt hätten.

4. Was endlich die vierte Vorfrage einer möglichen Colonisation des Landes anlangt, das Verhältniß der Regierung und Bevölkerung zu den Einwandernden, so kann ich hier sehr kurz sein, da das Thatsächliche ziemlich bekannt und zum Theil oben schon erwähnt ist: Die Regierung von Paraguay ist sich darüber völlig klar, daß es für das daniederliegende Land kein besseres und sichereres Mittel der Hebung giebt, als wenn europäische Einwanderer mit den Eigenthümlichkeiten der besseren Rasse: Arbeitskraft, Energie und Talent, und europäisches Capital möglichst bald und massenhaft in Paraguay ihren Einzug nehmen. Diese Einwanderung in jeder Weise zu unterstützen, betrachtet die jetzige Regierung als eine ihrer Hauptaufgaben, wie sie denn die schon oben genannten hohen Mittel für coloniale Zwecke hergegeben hat und noch ferner herzugeben die Absicht hat. An dieser herrschenden Tendenz würde die Regierung einer andern Parteischattirung, deren Eintritt möglich ist, nichts ändern, denn jene Ansicht von dem Werthe der Einwanderung fand ich unter allen Gebildeten und besser Situirten des Landes gleichmäßig verbreitet. Bis jetzt hält man trotz mancher unlieb-

samen Erfahrung die Deutschen für die zur Colonisation Paraguays geeignetste Nation Europas. Man kann, sofern man in Paraguay colonisatorisch vorgehen will und sich als eine dazu geeignete Persönlichkeit ausweist, auf weitgehende Hilfe von Seiten der Regierung rechnen, namentlich auf eine unentgeltliche Hergabe fiskalischen Landes. Mir persönlich haben sowohl der Präsident Don Bernardino Caballero, als auch der Minister des Innern Coronel Meza ihr Entgegenkommen nach dieser Richtung hin wiederholt und sehr bestimmt versichert.

Die Bevölkerung Paraguays bringt dem „Gringo" nicht gerade Liebe entgegen, aber doch keinesfalls das Maß von Mißtrauen, welches man in den sonstigen Creolenländern anzutreffen gewärtig sein muß, niemals Haß oder Feindschaft; es ist leicht mit diesen meist kindlichen Naturen in ein angenehm nachbarliches Verhältniß zu treten, und welcher Europäer in Feindschaft mit den in seiner Nähe wohnenden „hijos de pais" lebt, wird wohl in den weitaus meisten Fällen selbst die Schuld tragen. Zu kleinen Diebereien neigt freilich der Paraguayo leicht hin, aber schwere Angriffe auf Leben und Eigenthum hat man von ihm nicht zu gewärtigen; wo dergleichen vorgekommen sind, hatte man stets Veranlassung, den Verdacht auf einen Europäer zu werfen. Schon der Mangel an Initiative, den ich oben als charakteristisch für den amerikanischen Menschen bezeichnete, hindert den Paraguayer an der Ausübung schwerer Thaten, wenigstens wenn er nüchtern ist; hat ihm freilich der Caña-Genuß die Sinne umnebelt, was nicht gar selten vorkommt, dann läßt er sich leicht zu Prügeleien fortreißen und es ist nicht räthlich, ihm in solchem Zustande Waffen zu überlassen. Wie wenig der Paraguayer sich nüchtern zu einem Entschlusse aufraffen kann, beweist mit eigenthümlicher Deutlichkeit die Geschichte der beiden Lopez, besonders des zweiten. Derselbe hat mit einer Willkür und Grausamkeit, die ihresgleichen in der Geschichte kaum aufzuweisen hat, das übergeduldige Volk gemißhandelt, aber niemals hat ein persönlich Beleidigter oder über das Schicksal des Landes empörter Paraguayer es gewagt, seine Hand gegen den Tyrannen zu erheben; ja man wird annehmen dürfen, daß nicht einmal der Gedanke einer solchen That in der Brust eines der Gemißhandelten aufgestiegen ist.

Bei einiger Geduld und Aufmerksamkeit würde man sich in den Paraguayern, Männern sowohl als Frauen, eine gutwillige und nicht ungeschickte Arbeiterbevölkerung erziehen können; schon jetzt hat man sie für Estancia- und Yerba-Arbeit zu geringem Solde und in beliebigen Mengen; an die Arbeit der Chacra gehen sie nicht so gern und müssen zu dieser durch etwas höheren Lohn gewonnen werden, indessen fehlt es

den größeren Chacreros in der Nähe von Asuncion, soviel ich bemerken konnte, ebenfalls nicht an Arbeitskräften. Diejenigen „gringos“, welche mit den Sitten des Landes noch nicht vertraut sind, werden oft wegen Mangel an Arbeitern für die chacra zu klagen haben. Deshalb ist Vorsicht bei der Anlegung größerer Pflanzungen für den Neuling geboten.

Ziehen wir aus den in diesem Capitel gegebenen Auseinandersetzungen den Schluß, so müssen wir gestehen, daß die Vorbedingungen für etwaige colonisatorische Unternehmungen in Paraguay außerordentlich günstig liegen: Klima und die Communication auf dem Wasserwege sind unvergleichlich, Ertragsfähigkeit des Landes für eigenen Bedarf sowohl als auch für Ausfuhr sind ausreichend, Bevölkerung und Regierung derartigen Unternehmungen freundlich gesinnt, mindestens nicht abgeneigt.

Wollte man mich nun auf Grund der hier objectiv und kritisch geschilderten thatsächlichen Verhältnisse fragen, ob ich etwa Deutschen zur Auswanderung nach Paraguay rathe, so würde die Antwort lauten, daß ich überhaupt Niemandem zur Auswanderung rathe. Der Entschluß das Land seiner Väter zu verlassen, mit tausend liebgewordenen Verhältnissen und Gewohnheiten zu brechen und sein Glück unter völlig anderen Sternbildern zu versuchen, ist ein so schwerer, daß ihn wohl nur der kleinste Theil derer, die ihn zur Ausführung gebracht haben, nicht vorübergehend bereut; nicht freilich alle für immer. Muthigen und starken Naturen gelingt es, sich zurecht zu finden und dann preisen sie wohl die Stunde, die sie bereit fand, ihrem Stiefvaterland den Rücken zu wenden. Zu der Auswanderung aus Deutschland rathe ich schon deshalb Niemandem, weil diejenigen, denen der dauernde Aufenthalt in Alt-Deutschland aus irgend einem Grunde unmöglich erschien, auch ohne Zu- oder Abrathen sich entschließen werden, ihre Heimath anderwärts zu gründen. Wer es in physischer oder moralischer Hinsicht noch in Alt-Deutschland aushalten kann, wen weder die materielle Noth, sei es auch nur erst aus der Ferne, bedroht, und wen die zunehmende Entartung unserer gesellschaftlichen, die Verkümmerung unserer staatlichen Verhältnisse unangefochten läßt, der mag den unvermeidlichen Zusammenbruch der europäischen „Ordnung“, wie man es euphemistisch nennt, daheim abwarten.

Wer indessen unter allen Umständen entschlossen ist, auf neuem Boden ein neues Leben zu beginnen, dem rathe ich nicht nach Paraguay zu gehen, sofern er einfacher Arbeiter ist und etwa ohne jedes Vermögen dort ankommen würde; für solche giebt es günstigere Länder, als das arme Paraguay; ebenso wenig rathe ich dem „gebildeten Proletarier“,

sich in Paraguay nach einer ihm zusagenden Stellung umzusehen; allenfalls würde ein Geometer und hier und da ein der fremden Sprachen mächtiger Buchhalter lohnende Beschäftigung finden. Auch den Bauern und Viehzüchter, der Geschick, Kraft und Lust hat, in Paraguay dem Boden durch die elementare Arbeit der Hände seine Schätze abzugewinnen, rathe ich nicht ohne Weiteres dorthin zu gehen, sondern nur entweder in dem Falle, daß er über einige Menschen- und Sprachenkenntniß und über soviel Capital verfügt, daß er sicher ist, über den ersten Anfang, der doppelt schwer für den einsam im fremden Lande wohnenden Ansiedler ist, glatt hinweg zu kommen, oder daß er Genossen zur Seite hat, bei denen diese Voraussetzungen zutreffen. Dagegen rathe ich zur Auswanderung nach Paraguay: 1. Denjenigen Capitalisten, deren Mittel in Alt-Deutschland nicht mehr ausreichen würden, ihre und ihrer Nachkommen Leben sicher zu fristen. Solche können sich jetzt mit Leichtigkeit in Paraguay Grundbesitz erwerben und sofern sie auf die oben gekennzeichneten „Segnungen der europäischen Civilisation" verzichten wollen, ein idyllisch-friedliches, gesichertes Leben führen. Zu einem solchen Ziele kann auch den nicht an schwere Arbeit Gewöhnten schon eine Capitalanlage von 10,000—12,000 M. führen. — 2. Denjenigen Bauern — sowie auch Handwerkern, sofern sie daneben Bauern sein wollen und können —, welche sich mit Anderen zusammen zu einer Gemeinde unter verständiger Leitung niederzulassen Lust haben. Ob diese es gerathen finden, sich an eine der beiden schon in Paraguay bestehenden, oben beschriebenen Colonien anzuschließen, werden sie nach den dort auseinandergesetzten Vortheilen und Nachtheilen derselben zu ermessen haben.

Vereinzelt unter der Guaraní-Bevölkerung zu wohnen, ist für den unerfahrenen, lediglich an deutsche Sitten gewöhnten Bauern und Handwerker kein sehr angenehmes Lebensloos, obwohl er unter Umständen leicht wohlhabend dabei werden kann. Sich allein in der völligen Einsamkeit anzusiedeln ist erst recht zu widerrathen. — Der Culturmensch ist in seiner Isolirtheit unbrauchbarer und hilfloser als der Wilde; er ist viel mehr noch wie diese auf das Leben und Wirken mit anderen, ihm ähnlich Gearteten angewiesen. Bis sich nun in Paraguay größere Gruppen deutscher Ansiedler auch auf dem platten Lande gebildet haben werden, thut der nach Südamerika gehende, vereinzelte und unerfahrene Auswanderer der zu San Bernardino und der Villa Hayes von vorn herein keine Lust hat, vielleicht besser, sich in Sa. Catarina, in Rio grande, in Entrerios oder in Sante Fé niederzulassen. Soweit sich dergleichen Verhältnisse aus der Ferne ohne Autopsie beurtheilen lassen, erwecken die Colonialgründungsplane des Pastor Stutzer in Blumenau

und die projectirte Colonie des jetzt noch in Ratzeburg lebenden Herrn C. Fr. Schultze für Entrerios viel Vertrauen. Nur mache man sich darauf gefaßt, daß auch hier das „Aber“ nicht fehlen wird, man erwarte nirgends auf dieser Erde Lohn ohne harte Arbeit — eine an sich zwar selbstverständliche Mahnung, die indessen dem Auswanderer immer und immer wieder zugerufen werden muß. Von den Deutschen, welche aus Südbrasilien nach San Bernardino kamen, hörte ich mehrfach die Meinung, es bestehe zwischen beiden Ländern kein erheblicher Unterschied, weder in commercieller, noch in klimatischer Hinsicht.

Es kann nun endlich aber auch mit der Gründung neuer Colonien in Paraguay vorgegangen werden. Hierüber zum Schluß einige Worte!

XIV.

Eine künftige deutsche Gemeinde in den subtropischen Theilen Südamerikas; Neu-Germanien.[1]

Es ist fraglich, ob die Regierung von Paraguay im Stande sein wird, noch auf viele Jahre hinaus die großen finanziellen Opfer für fremdländische Colonien zu bringen wie bisher. Neue deutsche Ansiedelungen können dort nur dann entstehen, wenn ihre Gründung von Deutschen selbst in die Hand genommen wird. Die Grundzüge der neuen Organisation müssen schon im alten Vaterlande festgesetzt werden: Auswahl der ersten Ansiedler, Aufbringung der Geldmittel, Bestimmung der finanziellen wirthschaftlichen ethischen Grundsätze, welche in dem neuen Gemeinwesen zu gelten haben, alles dies muß beendigt sein, bevor der erste Schritt drüben gethan wird. Soll für die neue Gründung der Name einer deutschen Gemeinde zutreffen, so müssen wesentliche Vereinfachungen und Läuterungen des gesellschaftlichen Lebens angestrebt werden. Vielleicht läßt sich nicht gleich Alles von Anfang an erreichen, aber die Zukunft Neu-Deutschlands werden wir uns etwa in folgender Weise zu denken haben:

[1]) Ueber die in diesem Capitel behandelten Fragen hatte ich mich schon vor meinem Weggange sowohl in dem letzten Abschnitte meiner „Parsifal-Nachklänge“ als auch in einem Aufsatz „Ein Deutschland der Zukunft“ („Bayreuther Blätter“ Jahrgang 1883) ausgesprochen.

Das Recht ist der getreue Ausdruck der germanischen Vorstellung von Sitte und Gesetzlichkeit; es wird somit von jedem reifen geschulten Manne zu finden sein, ohne daß ein besonderes Studium einer sogenannten „Rechtswissenschaft" dazu erforderlich wäre, welches in vielen Fällen nur dazu dienen würde, einfache Gemüther befangen zu machen und den gesunden Rechtssinn derselben zu verwirren.

Das religiöse Leben ist auf seine eigenen Füße zu stellen, damit es endlich einmal den Beweis liefern, daß es ohne die Krücken, die ihm der sogenannte „Staat" aufnöthigt, aufrecht stehen und vorwärts wandeln kann; sollte die jetzt bestehende Form der Religion dies nicht können, so mache sie einer stärkeren Form Platz, die nicht zögern wird, sich einzustellen, sobald sie die unwürdige Vormundschaft des Staates nicht mehr zu fürchten hat.

Die Schule diene der echten Bildung des Geistes, der naturgemäßen Entwickelung des Körpers, der Veredelung der Moral, nicht der Verknöcherung und der Verderbung des Charakters. [1])

Die Verwaltung des gemeinen Wesens muß nach Möglichkeit decentralisirt und auf Selbstverwaltung begründet werden; außerdem muß sie so viel als möglich durch unbesoldete Ehrenämter geschehen, zu denen sich in gesunden und volksthümlich verwalteten Gemeinwesen genügende Arbeitskräfte noch stets gefunden haben. Der Mammonismus in der Staatsverwaltung ist einer der bedenklichsten von den vielen hippokratischen Zügen, welche die monarchisch regierten Volksorganismen Europas (die Schweiz macht hier noch eine rühmliche Ausnahme!) im Antlitz tragen. Wir sehnen uns recht danach, in unserem Gemeinwesen Männer wie Aristides, Cincinnatus, Curius, Washington auftreten zu sehen, welche sich an der Ehre genügen lassen, der Gesammtheit zu dienen.

Endlich muß das Verhältniß zu Grund und Boden ein natürliches, volksthümliches und Dauer versprechendes sein. Es ist in gleicher Weise der Vernunft und der Anlage edel gearteter, vor Allem der arischen Völker widersprechend, daß der Grund und Boden zu einem, gegen baare Bezahlung zu veräußernden Handelsartikel geworden ist; der aliquote Theil des Vaterlandes, dessen Verwaltung das heilige Amt des Bauern ist, kann nicht in dem nämlichen Sinne und in der nämlichen Weise seinen Besitzer wechseln wie die alte Hose oder der Dukaten. Die Stellung der Bauern gewinnt hierdurch, abgesehen von ihrer wirthschaftlichen, eine hohe ethische Bedeutung. Die Mißachtung dieser schlichten, aber für jeden unbefangenen Verstand faßbaren Thatsache ist nicht der

[1]) Man vergleiche zu diesem wichtigen Gegenstande das von mir in meiner Schrift: „Zur Frage der nationalen Erziehung" Gesagte.

letzte Grund der gesellschaftlichen Entartung und der wirthschaftlichen Verkommenheit, an denen Deutschland, sowie auch die sonstigen europäischen Länder kranken. Es würde uns die Mühe nicht lohnen, auch nur einen Finger zur Gründung eines neuen deutschen Gemeinwesens zu erheben, wollten wir nicht diese hier angedeuteten undeutschen Einrichtungen in ihm von Anfang an aufs bestimmteste vermieden sehen, um statt dessen dem Leben der neuen Siedelung den Geist deutschen Wesens und echter Menschlichkeit aufzudrücken.

In diesem Sinne hatte ich unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Paraguay eine Denkschrift aufgesetzt, in welcher ich die Möglichkeiten deutscher Colonien in den von mir bereisten und geprüften Ländern erörterte und festzustellen suchte. Eine solche Möglichkeit schien sich mir am ehesten auf dem Wege einer Productiv-Genossenschaft mit socialer Grundlage erreichen zu lassen. Die wesentlichen Gedanken jenes Colonie-Gründungs-Planes waren die folgenden:

Es bildet sich in Deutschland eine Gruppe von Familien[1]) (in erster Linie Bauern und kleine Capitalisten, ferner Arbeiter und Handwerker), deren jede eine beliebige Summe (möglichst nicht unter 1000 und nicht über 10,000 M.) zu gesellschaftlichen Zwecken einschießt. Sobald Menschen in genügender Menge — mindestens 20 Familien — und von der wünschenswerthen Beschaffenheit, und Capital in ausreichender Höhe (mindestens 100,000 M.) beisammen sind, wählen die Familienvorstände der neuen Gemeinde einen Ausschuß zur ferneren Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten sowie eine Commission von 2—3 Männern, welche mit mir als Experten vorangehend das Land auszusuchen und die nothwendigsten Vorbereitungen zu treffen hätten. Es müßte z. B. für einige Verkehrsmittel, für Vieh gesorgt, die Herstellung von Gebäuden zur Unterbringung der Ankommenden und ihrer Habe angeordnet werden u. Aehnl. Auf das ausgewählte Land, etwa 10 □ Leguas,[2]) welches natürlich Wald, Wasser und Weide in genügender Menge und von guter Beschaffenheit aufzuweisen hätte, müßte sich der Bevollmächtigte der Gesellschaft im Namen der letzteren ein sicheres Eigenthumsrecht verschaffen. Dieses Recht könnte durch Kauf erworben werden, indessen wäre es auch möglich, in Paraguay ein Terrain von der Regierung zu colonisatorischen Zwecken umsonst zu erhalten, nämlich gegen Hinterlegung einer Caution und die Uebernahme der Verpflichtung, das so überlassene Terrain binnen einer zu verabredenden Zeit mit einer bestimmten Anzahl von Colonisten zu besiedeln.

Das wie auch immer erworbene Land bleibt für alle Zeiten Eigenthum der neuen Gemeinde, welche letztere durch die in bestimmten Zeiträumen zu wählenden Vertreter (Vertrauensmänner, Beamte) äußerlich repräsentirt wird und die sich ihre Selbstverwaltung von Anbeginn durch die paraguayische Regierung garantiren lassen müßte. Jede Haushaltung bezw. jedes Glied der Gemeinde erhält als dauernden Besitz ein noch näher zu bestimmendes Minimum (50 preuß. Morgen = 20 □ Cuadras Mittelboden reichen in jenen Gegenden zur Bestreitung des eigenen Bedarfes für eine

[1]) Einzelne Leute sind hierbei nicht direct ausgeschlossen, aber doch bei einem solchen Unternehmen weniger am Platze.

[2]) Die paraguayische Legua hat 5000 Meter, die □ Legua ca. 11,000 preuß. Morgen. — Siehe Anhang.

Durchschnittsfamilie überreichlich aus) angewiesen, welches ihm oder seinen Erben weder von Seiten der Gemeinde geschmälert noch irgendwie belastet werden kann. Dahingegen könnte auch diese Hufe niemals von ihrem Besitzer veräußert werden, sondern sie fiele, falls derselbe sie aufgiebt und länger als 4 Jahre uncultivirt läßt, einfach an die Gemeinde zurück, welche sie als alleiniger Eigenthümer von Neuem als Lehen auszutheilen das Recht hätte. Auszuscheiden aus der Gemeinde hätte Jeder zu jeder Zeit das Recht, und zwar mit dem aliquoten Theil des beweglichen Vermögens und der Befugniß, sich von seinem Nachfolger für seinen Antheil an dem Grundbesitze entschädigen zu lassen.

Abgesehen von diesem Minimum kann Jeder auf Grund seiner größeren Capital-Einzahlung oder gegen die Verpflichtung einer Naturalabgabe (von etwa $33^{1}/_{3}$ % des Ertrages) beliebige größere Flächen des Gemeindelandes, sofern die Gesammtheit darunter nicht leidet, in Anspruch nehmen, um sie mit Culturpflanzen zu bestellen. Hierüber wären genauere Bestimmungen nach besonderer Vereinbarung zu treffen.

Die Ausbeute der Wälder, etwaiger Minen und Aehnl. zum eigenen Bedarfe steht Jedem frei, zum Zwecke des Handels kann sie nur auf Rechnung und zum Nutzen der Gemeinde unternommen werden.

Die nutzbare Verwendung des oben erwähnten, durch Einzahlung entstandenen Gemeinde-Vermögens von mindestens 100,000 M. (= 5000 L. St. = 25,000 Pesos fuertes Gold) geschieht in dreifacher Weise, wie folgt:

1) Es wird eine größere Rindviehheerde und eine kleinere Pferdeheerde angekauft, um

a) den Bedürfnissen der Colonisten an Milch- und Arbeitsvieh zu genügen,

b) die in jenen Ländern sicherste und nutzbarste Anlage eines Capitals zu bewirken.

Je größer eine Heerde ist, desto mehr vereinfachen sich im Verhältniß die Kosten der Pflege und Verwaltung derselben, die Anlage von Pferchen (Corrales), von Einzäunungen 2c. Eine Heerde von 1200 Köpfen zu verwalten ist nicht wesentlich theurer, keinesfalls 3mal theurer als eine solche von 400 zu besorgen. — Aus dieser Gemeindeheerde erhält jeder Colonist zunächst das ihm nöthige Vieh nach Maßgabe seiner Einzahlung möglichst in gezähmtem und brauchbarem Zustande gestellt, auf 1000 M. eingezahltes Capital etwa 2 Milchkühe, 1 Arbeitsochsen und ein Pferd (Stute, Maulthier). Die von den Colonisten nicht zur Nutznießung beanspruchten Thiere werden der Obhut eines sachverständigen Capataz anvertraut, welcher mit den nöthigen Knechten (3—4) die Thiere zähmt, beisammenhält, zum Ziehen 2c. vorbereitet. Jedes Gemeindeglied ist berechtigt, unbrauchbare oder kranke Ochsen, trockenstehende Kühe 2c. gegen brauchbare Thiere umzutauschen, muß indessen für die Kälber eine gewisse Verantwortlichkeit übernehmen und für die etwa durch Fahrlässigkeit zu Grunde gehenden aufkommen.

Jedem Gemeindegliede bleibt es unbenommen, sich daneben noch Privatvieh zu halten und zu züchten, sowohl Pferde und Kühe als auch Schafe, Ziegen und Schweine.

Angenommen es sei das oben bemerkte Minimalcapital von 100,000 M. eingezahlt, so läßt sich für den Anfang etwa folgende Berechnung aufstellen:

Eine Heerde von 1000 Stück Rindvieh à 11 P. f. (44 M.) .	11,000 P.	=	44,000 M.
„ „ „ 150 „ Pferdevieh à 9 P. f. . . .	1,350. „	=	5,400 „
Anfangsausgabe für Corrale, Ranchos, einen Kälberstall u. Aehnl.	500 „	=	2,000 „
Lohn für 1 Capataz, 4 Knechte, 1 Magd à Monat 45, macht im ersten Jahre	540 „	=	2,160 „
Sa.	13,390 P.	=	53,560 M.

Also etwas über die Hälfte des Capitals — eine Anlage, welche vom zweiten Jahre an sich in folgender Weise rentiren würde:

Es lassen sich nach Deckung des eigenen Bedarfes (ca. 60 Ochsen im Jahre) und bei der Annahme, daß ca. 20 Stück Vieh fallen, mindestens 150 fette Ochsen verkaufen, deren Werth auf mindestens . . . . zu schätzen ist;	3000 P.	= 12,000 M.
hierzu für verkaufte Häute ca.	150 „	= 600 „
Sa.	3150 P.	= 12,600 M.
Hiervon ist in Abzug zu bringen der dem Capataz und den Knechten zu zahlende Lohn	540 P.	= 2160 M.
und das Gehalt des Lehrers (siehe unten)	324 „	= 1296 „
Sa.	864 P.	= 3456 M.

Es blieben somit als Verzinsung des Capitals im zweiten Jahre P. f. 2286 = 9144 M., also immer noch eine Verzinsung des eingezahlten Capitals von etwa 9%. Doch könnte es wünschenswerth erscheinen, diese Zinsen zunächst nicht baar auszuzahlen, sondern zur Vervollkommnung der Verkehrsmittel, Vermehrung der Heerde &c. zu verwenden.

2) Hinsichtlich der Verkehrsmittel, welche ebenfalls weit sicherer und wohlfeiler auf gesellschaftlichem als auf privatem Wege hergestellt werden, lassen sich, bevor die Lage der Colonie nicht bestimmt ist, nur Andeutungen machen und ganz ungefähre Schätzungen versuchen. Grenzt das Land der neuen Colonie an einen der größeren Ströme oder an einen der schiffbaren Nebenflüsse derselben, — es ist unnöthig, die Vorzüge gerade einer solchen Lage hervorzuheben — so wäre die Beschaffung eines kleinen Schleppdampfers nebst einigen Flachkähnen („chatas“) sehr wünschenswerth. Anderenfalls müßten die Verkehrsplätze und Märkte durch Anlegung von Wegen, bezw. Dämmen, Brücken, Waldpicaden &c. zugänglich gemacht und die nöthigen Fuhrwerke gekauft werden.

Sowohl die auf Gemeindekosten zu vollziehende Verfrachtung und Verwerthung der in der Colonie erzeugten Rohproducte als auch der gemeinschaftliche Einkauf der benöthigten Waaren möglichst aus erster Hand würden dazu dienen, das Leben in der Gemeinde als einen großen materiellen Vorzug vor der Einzelexistenz erscheinen zu lassen.

Es können zum Zwecke der Verkehrsmittel immerhin ca. 5000 P. = 20,000 M. in Aussicht genommen werden.

3) Die Einrichtung einer Schule, wennschon vielleicht erst vom zweiten Jahre an, wird im Stande sein, der neuen Gemeinde als ein inneres Band zu dienen. Für den Bau eines Schulhauses nebst Lehrerwohnung sind etwa 500 P. = 2000 M. in Anschlag zu bringen. Der Gehalt des Lehrers 25 P. = 100 M. monatlich, nebst dem Lohne für eine ihm zu stellende Magd 2 P. = 8 M. monatlich, wäre auf die Einnahmen der Gemeinde aus dem Viehverkauf zu übernehmen.

Wenn wir zu den schon erwähnten Auslagen noch für die voranreisende Commission 4 Reitpferde und die Reisespesen für 4 Monate des Reisens in Paraguay (zusammen etwa 600 P. = 2400 M.) in Anschlag zu bringen haben, so stellen sich die gesammten ersten Anlagekosten der Ansiedelung auf 19,490 P. = 77,960 M., so daß für Landankauf bezw. Caution, Vermessung und Aehnl. noch etwas über 5000 P. = 20,000 M. verfügbar wären. [1])

Es wird aus dem Gesagten ersichtlich sein, welche Vortheile ein derartig angelegtes Collectiv-Capital dem einzelnen Gemeindegliede bietet — Vortheile, auf welche der vereinzelte Ansiedler verzichten muß.

Wäre die neue Gemeinde auf diese Weise begründet, so könnten mittellose An-

[1]) Sollte sich für Land-Ankauf und Land-Vermessung &c. eine größere Summe als erforderlich herausstellen, so müßte die Viehheerde dementsprechend kleiner angekauft werden.

siedler aufgenommen werden, denen man Land und Vieh leihweise gegen Abzahlung **in natura** überließe, ganz ähnlich wie in dem weiter unten zu entwickelnden Plane einer Actiengesellschaft.

Neben diesem collectiven Besitze, an welchem der Einzelne nach Maßgabe des eingezahlten Capitals Antheil hat, geht die Anlage des privaten Capitals her, dessen Betrieb sich etwa in folgender Weise denken läßt:

Jedes Mitglied der neuen Gemeinde soll so viel Mittel besitzen, um sich mit Kleidern, Werkzeug ꝛc. auszurüsten, seine Reise bis zum Bestimmungsort zu bestreiten und seinen Lebensunterhalt mindestens bis zur ersten Ernte zu fristen. Alle diese Ausgaben können durch gemeinschaftliche, von Sachverständigen angestellte Ankäufe, bezw. durch Verhandlungen mit Schifffahrts-Gesellschaften wesentlich ermäßigt werden. Dazu bedarf es besonderer Vereinbarungen.

An dem Bestimmungsort angelangt, fände jede Familie zunächst ein Unterkommen in einem dazu hergerichteten Gebäude, hiernach sucht sie sich das ihr zusagende Land aus, richtet sich dort die erste Wohnstätte her und bearbeitet (event. mit Hilfe gemietheter Arbeiter) das nöthigste Land zur Pflanzung. Ist in den ersten Monaten der Bedarf an den wichtigsten Nährfrüchten gepflanzt, so ist mit Hinzurechnung der schon erwähnten Producte des Milchviehes, ferner des Ertrages der leicht zu ziehenden Hühner und Enten, der notwendigste Lebensunterhalt bereits gewonnen, und Salz und Seife würden thatsächlich während des ersten Jahres die einzigen absolut nöthigen Einkäufe sein. Es empfiehlt sich weiterhin, Apfelsinen, Bananen und andere Obstarten, Baumwolle[1]) ꝛc. ꝛc. (siehe Cap. V u. XIII) zu pflanzen.

Diesem Entwurfe, der als Manuscript mehrfach versandt wurde, fehlte es weder an Widerspruch noch an Beifall; anerkennend über die in dem Plane zum Ausdruck kommenden Bestrebungen äußerten sich u. A. die „**Hamburger Nachrichten**", das größte und angesehenste handelspolitische Blatt Deutschlands, welches früher dem Gedanken einer Colonisirung Paraguays durch Deutsche ablehnend gegenüber gestanden hatte. Gewiß ist ein solcher Plan im **Einzelnen** der Abänderung sehr bedürftig, und ganz sicher ist es, daß hier, wie überall bei der Uebertragung aus der Theorie in die Praxis, sich zahlreiche Einschränkungen, Zusätze und Erweiterungen ganz von selbst ergeben. Dem aufmerksamen und nachdenklichen Leser wird es nicht entgangen sein, daß es mir vor Allem darauf ankam, entschlossene, tapfere, ideale und klardenkende deutsche Männer zur Mitarbeit an einer Neuschöpfung aufzufordern, in welcher alle Schäden der sogenannten europäischen Civilisation vermieden, alle Herrlichkeiten wahrer menschlicher Cultur mit aller Kraft erstrebt werden sollen. Daß hier wieder ein verständiges, echt menschliches und ethisches Verhältniß des Einzelnen zum Grund und Boden die unabweisbare Voraussetzung bilden, daß mit der unsäglich verderblichen Auffassung, welche den heiligen Boden des Vaterlandes auf eine Stufe mit jeder fahrenden Habe stellt, endlich einmal ganz

---

[1]) Kleinere Muster paraguayischer Baumwolle versende ich auf Verlangen umsonst.

entschieden gebrochen werden müsse, das wollte ich unter allen Umständen festgehalten wissen. Da nun eine derartige einfache und im Grunde an sich verständliche Auffassung von dem Wesen des Grundbesitzes dennoch seltsamer und bedauernswerther Weise in Deutschland, als etwas Neues und Absonderliches, vorläufig mit Mißtrauen betrachtet wird, so verdient folgende unserer Auffassung geläufigere Form einer im neuen Lande zu begründenden Ackerbau-Gemeinde unsere Beachtung, in welcher das Verhältniß des Erbpachtes zu Grunde gelegt ist. Die hier zu entwickelnden Grundgedanken stammen nicht von mir, sondern von einem praktischen deutschen Landwirthe, dem diese Fragen geläufig sind:

Eine Anzahl von Capitalisten bringt eine Summe von mindestens 2—300,000 Mark zusammen, erwirbt mit Hilfe derselben ein geeignetes umfangreiches Gebiet und verwendet etwa den dritten Theil dieses Gebietes zur Anlegung einer deutschen Colonie, so zwar, daß lediglich notorisch tüchtige, arbeitsame deutsche Bauern- und Handwerkerfamilien, auf deren Auswahl besonderer Fleiß zu verwenden ist, dorthin gesandt würden, denen man, im Falle es ihnen durchaus drüben nicht gefiele, nach etwa zweijähriger Probezeit freie Rückfahrt und billige Entschädigung ihrer Arbeit contractlich zusicherte. Diese neuen Ansiedler erhalten genügendes Land auf Erbpacht und von einem kundigen Leiter der Gemeinde Anweisung über die nützlichen Bodenculturen, Pflege des Viehes ꝛc. Ferner müßte ihnen Gelegenheit geboten werden, sowohl ihre Producte zu verkaufen als auch ihre Bedürfnisse möglichst billig einzukaufen. Den Aermeren unter ihnen könnte Arbeit bei Wege- und Brückenbauten, bei Anlegung von Picaden ꝛc. verschafft werden. Der Ansiedler hätte jeder Zeit das Recht, sein Ackerloos zu kaufen und in festes Besitzthum zu verwandeln; wiederverkaufen könnte er nur mit Einverständniß der Colonialleitung, beziehungsweise an diese selbst, welche sich das Vorkaufsrecht wahren müßte. Ein Minimum von etwa 50 preuß. Morgen dürfte mit Hypotheken oder mit Abgaben irgend welcher Art unter keiner Bedingung belastet werden; der Besitzer hat das volle Recht der kostenfreien Vererbung bis etwa zum dritten Verwandtschaftsgrade, — mag er nun das Land käuflich oder in Erbpacht besitzen.

Der Nutzen für die Capitalisten läge hier in dem nun beträchtlich gesteigerten Werthe der noch übrigen zwei Drittel des erworbenen Land-Gebietes. Aus diesen ließen sich nun im engen Anschluß an eine festbestehende, blühende deutsche Gemeinde schöne Güter für die nachgeborenen Söhne wohlhabender Familien bilden, welche in den überfüllten Berufsstellungen des alten Vaterlandes keinen Platz mehr fänden. Es mag für so manchen deutschen Jüngling eine angenehme Aussicht sein, mit

25 Jahren als Herr einer Quadratmeile Landes mit Pflanzung und Vieh aller Art dazustehen, während seine Altersgenossen vielleicht noch 10 Jahre und mehr — die schönsten und hoffnungsvollsten ihres Lebens! — warten müssen, um als Schullehrer, Amtsrichter, Hauptmann I. Cl. u. Aehnl. einen eigenen Hausstand begründen zu können.

Soweit der Plan jenes praktischen deutschen Landwirthes.

Endlich ist Paraguay nebst den angrenzenden Ländern auch noch ein sehr günstiger Boden für Actiengesellschaften zur Erwerbung und Verwerthung größerer Landcomplexe, — vielleicht nicht mehr sehr lange. Es sind dort große Landstrecken zu haben, von denen die □Legua mit 1000—1500 P. f. = 4000—6000 M. bezahlt wird; dieses Land ist theils fiskalisch, theils im Privatbesitz. Auf der r. Seite des Rio Paraguay im Gran Chaco ist es weit wohlfeiler, nämlich in der Nähe des Flusses die □Legua 2—400 P. f. = 800—1600 M., im Innern des Landes 100 P. f. = 400 M. Ein solches Terrain müßte möglichst in der Nähe eines der beiden größeren Ströme gesucht werden, von denen jeder seine Vorzüge und seine Nachtheile aufweist. [1])

Ein irgendwie oder irgendwo erworbenes Terrain müßte ebenfalls zunächst mit einer entsprechenden großen Heerde guten Rind- und Pferdeviehes besiedelt werden. Hierauf wären an geeigneten Stellen Ackerloose auszuscheiden, einzufenzen und mit einem provisorischen Häuschen zu versehen, welches dann später nach Anlegung eines besseren Wohnhauses immer noch als Küche oder als Remise Verwendung fände. Ein so eingerichtetes Anwesen mit 2—3 Milchkühen, 2 Arbeitsochsen und einer Stute wäre dem Colonisten zum Selbstkostenpreis ohne Berechnung des Grund und Bodens entweder gegen baar, oder, falls die Persönlichkeit einigermaßen vertrauenerweckend wäre, auch zu Lehen zu geben; im ersten Jahre zinslos, dann gegen 6 % jährlich. [2]) Die Ansiedler, welche in Deutschland ohne alle Vorspiegelungen mit directer Hinweisung auf die Schwierigkeit der neuen Existenz geworben werden müßten, wären über lohnende Bodencultur durch einen Experten zu belehren.

Ein von der Gesellschaft eingesetzter tüchtiger Leiter der Colonie — auf die Wahl dieser Persönlichkeit würde im Anfange so gut wie Alles ankommen! — hätte die Heerden zu verwalten, für Verkehrsmittel, Post 2c. zu sorgen und müßte im Namen der Gesellschaft den Colonisten gegenüber die bindende Verpflichtung übernehmen, die Abzahlung der Zinsen und des Kaufgeldes

[1]) Die Hälfte des in Paraguay üblichen Zinsfußes; siehe oben Seite 98.

[2]) Hierzu ist das in dem Nachtrag Gesagte nachzulesen.

in Naturalleistungen entgegenzunehmen. Der Umfang der letztgenannten könnte mindestens für den Anfang sehr weit genommen werden: abgesehen von den Producten der Pflanzungen (in erster Linie Baumwolle, dann Almidon, Rohzucker oder Syrup, Mais, Bohnen, Weizen, Indigo, Wein, Kaffee, Tabak u. s. f.) kämen bearbeitete Hölzer, Felle wilder Thiere, Käse, Wachs, Gummi, Yerba in Betracht. Die Ansätze für diese Producte könnten etwas (etwa um 15 %) niedriger sein als in den nächsten Verkehrsplätzen, um die Gesellschaft für die Kosten des Transportes und die unvermeidlichen Verluste schadlos zu halten. Die sicherste Schadloshaltung für die Gesellschaft erfolgt freilich dadurch, daß sich auf der neu erworbenen Erde ein Stock von Ansiedlern wohl fühlen lernt, der durch die bedingungslose Möglichkeit, seine Producte zu verwerthen, Vertrauen zu seiner neuen Heimath gewinnt und mit Freuden arbeitet, weil ihn seine Arbeit zum freien Grundbesitzer machen muß. Ein einziger von einem solchen Ansiedler an seine Freunde im alten Vaterlande geschriebener Brief, daß er sich aus einem Proletarier in einen freien Bauern verwandelt hat, daß er auf dem Wege ist, zu sicherem mäßigen Wohlstande zu gelangen, daß er gesund ist und Gelegenheit hat, seine Kinder zu erziehen u. s. f., wirkt tausendfältig überzeugender und arbeitet weit wirksamer für die Gesellschaft, als es dicke Bücher, lange Zeitungsartikel und die Reclamen bezahlter Agenten zu thun im Stande sind.

Den späteren Ansiedlern brauchten sodann die Landloose nicht mehr unentgeltlich abgegeben zu werden, sondern sie ließen sich zu Preisen verkaufen, deren steigende Höhe zu der Dichtigkeit der Bevölkerung im Verhältniß stehen könnte. Der hieraus erwachsende Gewinn würde mit den Jahren eine ausreichende Verzinsung des Actiencapitals ermöglichen, welche indessen in geringerer Weise schon vom 2. oder 3. Jahre an durch den Ertrag der Viehheerde bewirkt werden würde.

Die sicherste Anlage eines größeren Capitals scheint mir augenblicklich die Einrichtung einer Baumwollen-Spinnerei und -Weberei zu sein, welche mit einer Ackerbaucolonie aus dem Grunde in bequeme und natürliche Verbindung zu setzen wäre, weil man den Ansiedlern, indem man sie zur Lieferung des Rohproductes veranlaßte, eine bedingungslos sichere Verwerthung ihrer Arbeit auch in großem Maßstabe für alle Zeiten in Aussicht stellen könnte. Wasserkräfte sind in Paraguay in genügender Menge vorhanden, der Mangel an Kohlen wird durch den Ueberfluß an harten Hölzern ausgeglichen. Die paraguayische Regierung würde einem solchen Unternehmen durch Bewilligung weitgehender Privilegien, Schutzzoll etc. entgegenkommen. — Es werden

in Paraguay jährlich etwa für 2 Millionen Mark gewebter Stoffe eingeführt, und zwar vorwiegend 2 Arten, ein weißer feinerer shirting-ähnlicher (sogen. „Bramante") und ein naturfarbenes gröberes Hemdentuch (sogen. „Americano"). Die Frauen kleiden sich durchweg, die Männer größerentheils in diese leichten Stoffe von geringer Haltbarkeit. — Eine solche Fabrik könnte sogar nach Bolivia und Matto Grosso exportiren.

Natürlich reicht für eine derartige industrielle Anlage das oben angenommene Minimal-Actiencapital nicht aus.

Sollten unternehmende Männer Lust haben, ihr Capital in der angedeuteten Weise anzulegen, so wäre ich bereit, ihnen mit Rath und Auskunft aus dem Schatze meiner gewonnenen Erfahrungen zur Seite zu stehen, ohne mich indessen auf eine directe Betheiligung an einer derartigen Gesellschaft einlassen zu können.

Wer sich für dieses Thema interessirt und von erfahrenen Leuten lernen möchte, der unterlasse nicht, den trefflichen Aufsatz in Nr. 17 u. 18 (Jahrgang 1884) der „Deutschen Kolonialzeitung" nachzulesen: „Wie soll man colonisiren? — von einem alten Praktiker". Der „Praktiker" bezieht seine Mittheilungen im Besondern auf Argentinien und hat namentlich die Provinz Entrerios im Auge; aber viele seiner Erfahrungen und Rathschläge haben allgemeine Gültigkeit.

XV. Schluß.

Einige praktische Winke und Rathschläge für den nach den Laplata-Ländern auswandernden Deutschen.

Es ist Aussicht vorhanden, daß der oben entwickelte Plan einer colonialen Unternehmung in Paraguay unter meiner Mitwirkung oder Leitung sich verwirklicht. Wer hierüber Genaueres zu wissen wünscht, mag sich mit mir in directe Verbindung setzen. Wir haben die Absicht, Anfang des Jahres 1886 unsere neue Heimath aufzusuchen.

Wer nunmehr unter allen Umständen entschlossen ist, seinem alten Vaterlande Lebewohl zu sagen, um aus irgend einem Grunde sein Glück auf anderen Boden zu versuchen, pflegt nicht selten selbst über die einfachsten Dinge praktischer Art in Ungewißheit zu sein. Deshalb glaube ich mir den Dank so mancher Leser zu verdienen, wenn ich auf Grund eigener

Erfahrungen und sonstiger an Andern gemachten Beobachtungen schließlich einige Winke gebe und Rathschläge ertheile; — natürlich nur soweit es sich um eine Auswanderung in die oberen Laplata-Länder handelt. Ich beobachte die Reihenfolge der Fragen, wie sie oft genug mündlich und schriftlich an mich gestellt worden sind.

1. Wann und wie sollen wir reisen?

Es ist am besten, Anfang der kühleren Jahreszeit, einige Wochen vor dem Beginn der Bestellung, also etwa im April—Juni drüben anzukommen; somit empfiehlt es sich, Februar—April von hier wegzureisen. Man hat dann Gelegenheit, ohne von der Hitze gar zu sehr zu leiden, sich seine Chacra auszusuchen und Vorbereitungen für die im Juli und August stattfindende Bestellung zu treffen. Wer es möglich machen kann, schon bei dieser ersten Bestellung den Bedarf an Nährfrüchten für sich und die Seinen vollauf zu decken, hat genug erreicht.

Der Deutsche wird am besten thun, über Hamburg mit der Hamburg-Südamerikanischen Linie zu reisen, es fahren auf derselben größtentheils neue, gut construirte Schiffe. Nach einigen Mittheilungen über Havarien, welche Dampfer des Bremer Lloyd erlebten, muß ich schließen, daß von Bremerhaven nach dem Laplata auch ziemlich alte Schiffe fahren. Sonst habe ich über die Behandlung auf den Bremer Schiffen nur Günstiges gehört. Die Preise beider Gesellschaften scheinen jetzt ziemlich die gleichen zu sein.

Hat sich der Auswanderer fest für Paraguay entschlossen, so lasse er sich durch Vorspiegelungen in Buenos Aires von seinem Vorhaben nicht abbringen; es wird ihm dort viel vorgelogen. In Asuncion ziehe er bei zuverlässigen Leuten Erkundigungen ein; im Einwanderungshause hat er das Recht auf freies Unterkommen 4—5 Tage lang; weiß er dann keinen besseren Bescheid, so lasse er sich in der Colonie San Bernardino oder bei einem anderen längere Zeit im Lande lebenden Deutschen nieder, sei es auch nur um sich zu orientiren; es steht ihm von dort der Weg in andere Theile des Landes sowie auch aus dem Lande selbst, falls es ihm nicht gefallen sollte, jeder Zeit offen.

2. Was sollen wir mitnehmen?

a) Kleider, Wäsche, Schuhzeug 2c.

Was Jemand an Kleidern hat, nehme er sich ruhig mit, namentlich glaube man ja nicht, alle seine warmen Anzüge im kalten Deutschland lassen zu dürfen. Ein warmer Mantel ist absolut nöthig für die einzelnen kalten Wintertage und -Nächte. Wollene Hemden werden die Wenigsten drüben entbehren können. Man arbeitet meist, geht und

reitet auch vielfach in Hemdärmeln; leinene Hosen kann man fast im ganzen Jahre tragen; ein Paar hohe Reiter-Stiefel werden die Wenigsten entbehren wollen. Wer Gelegenheit hat, sich in Hamburg einen Poncho (siehe oben) zu kaufen, der benutze sie, da derselbe drüben jedenfalls theurer ist und schon auf dem Schiffe gute Dienste leisten kann. Großkrämpige Schlapphüte sind drüben gebräuchlich und praktisch; Strohhüte sind dort keineswegs billig, es empfiehlt sich, einige wohlfeile von hier mitzunehmen. Praktischer als Federbetten, die man indessen während der kälteren Monate ganz gern haben wird, sind wollene Decken und Seegras- oder Roßhaar-Matratzen, weil sie reinlicher und transportabler sind; eine eiserne Bettstelle zum Zusammenklappen ist außerordentlich praktisch für dortige Verhältnisse. Wer sich seine Garderobe durch Einkäufe vervollständigen muß, der achte hauptsächlich auf leinene Hosen und wollene Hemden.

b) Koch- und Eßgeschirr.

Das eiserne und kupferne Kochgeschirr, welches man schon im Besitze hat, nehme man natürlich mit, ebenso Messer, Gabeln, Löffel und vielleicht einige Steintöpfe und -Krüge und wenige starke Trinkgläser. Porzellan und Steingut, Weingläser und Aehnl. suche man zu verkaufen und schaffe sich dafür emaillirtes Eisengeschirr an (auf Säurebeständigkeit zu achten!), welches für das Leben auf dem Lande allem andern vorzuziehen ist. Eiserne verzinnte Kochtöpfe und Wasserkessel sind in Asuncion nicht zu theuer zu kaufen. Ein transportabler Kochherd wird den meisten Hausfrauen gute Dienste thun!

Mindestens eine Petroleumlampe nehme man mit, das „Kerosen“, wie es dort genannt wird, ist nicht theuer; sehr nützlich ist ebenfalls eine für Petroleum eingerichtete Windlaterne.

c) Geräthe und Handwerkszeug.

Der Handwerker nehme sein Handwerkszeug, sofern es nicht allzu schwer zu transportiren ist, mit, da es ihm die Existenz in dem neuen Lande ermöglichen oder doch erleichtern kann. Auch die Werkzeuge und Ackergeräthschaften 2c., welche der Auswanderer bereits besitzt, mag er nur mitnehmen, man kann in der Einsamkeit Manches noch verwerthen. Im Uebrigen sind Eisenwaaren aller Art in Paraguay verhältnißmäßig gut und billig zu kaufen; sie kommen zum Theil aus den Vereinigten Staaten. Eine größere Quantität von Nägeln verschiedener Größe thun dem Ansiedler gute Dienste zum eigenen Gebrauch und als Tauschartikel. In derselben Weise empfehle ich den Frauen Mitnahme von Zwirn und Nadeln, reichlich bemessen. Eine kleine Hausapotheke ist

wünschenswerth für die, welche an Medicinen glauben. Unerläßlich ist eine Maismühle, da Maismehl, welches man sich selbst bereiten muß, ein Hauptnahrungsmittel drüben bildet. Man wähle eine, die zugleich auch Weizen mahlen kann. Ich empfehle nur Handmühlen, und zwar reicht für eine Familie, um weichen (gelben) Mais zu mahlen, schon eine große Kaffeemühle mit Schwungrad aus; für den harten Pferdemais und für Weizen würde eine solche nicht brauchbar sein.

d) An Ackergeräth wird man gut thun, einen Pflug einfacherer Construction mitzunehmen und eine Egge, sofern sich diese gut transportiren läßt; ferner glaube ich, daß man mit beweglichen, vor die Stirn zu bindenden Ochsenjochen bessere Resultate erzielen würde, als mit den ungeschickten, fest an die Deichsel gebundenen Querhölzern, die dem Ochsen seine Aufgabe über Gebühr erschweren. — Einen guten Sattel (englischen oder Officier-Bocksattel) mitzunehmen, ist sehr zu rathen; ebenso, wenn es nöthig ist, einen Damensattel; dazu Halfter, Satteltaschen 2c.

e) An lebendem Vieh empfiehlt es sich, etwa einen brauchbaren wachsamen Hund (Ulmer Dogge) oder besser ein Hundepaar mitzunehmen, obwohl der Transport unter Umständen theuer ist; außerdem höchstens noch ein Paar italienische Hühner, welche nicht brüten; die drüben verbreitete Rasse ist eine eifrige Brutrasse. Hunde gedeihen drüben ganz gut, wenn sie in der heißen Zeit vorsichtig behandelt werden. Edle Rassehunde findet man im Lande nur vereinzelt. Weiterhin lassen sich vielleicht edle Böcke und Hengste mit Vortheil einführen, ein Versuch, von dem ich dem Anfänger bestimmt abrathe.

f) Einige Lebensmittel sich in seinem Reisegepäck mitzunehmen, könnte für den Anfang ganz dienlich sein, ohne daß es unbedingt nöthig wäre; es empfiehlt sich hierzu etwa gedörrtes Obst, Pflaumenmus, englisches Bisquit, Schiffszwieback, gesalzene Butter in Steintöpfen, Erbswurst, fester Käse und Aehnl. Ein solcher kleiner Vorrath könnte als „eiserner Bestand" für die ersten Monate unvollkommener Hauseinrichtung, selbst als Aushilfe während der Reise dienen.

g) Zum Einpacken nehme man, was man an dauerhaften, gut gearbeiteten Gepäckstücken bereits hat; muß man sie anfertigen lassen, so wähle man Kisten von Kiefernholz stark mit Eisen beschlagen, zum Zuklappen und Zuschließen eingerichtet. Ferner ist es nützlich, einige Möbel, etwa Commode und Schrank, mitzunehmen, die man mit Kleidern 2c. füllen und mit einer hölzernen Kiste umschließen kann, welche letztere dann wiederum als ein roh gearbeitetes Möbel dient. Um drüben die zudringlichen Insecten verschiedener Art von Kleidern, Wäsche, Büchern 2c. fern zu halten, giebt es kein geeigneteres Mittel als Naph-

talin, welches übrigens auch in Asuncion in der deutschen Apotheke zu haben ist.

h) Ich erwähnte soeben die Bücher: etwas Lesestoff wird selbst dem geistig weniger geschulten Ansiedler auf die Dauer schwer entbehrlich sein; man veranlasse die Zurückbleibenden zu gelegentlicher Sendung von Streifbändern, die durch Einschreibung vor dem sonst häufigen Verluste geschützt werden und drüben mit Freuden in Empfang genommen zu werden pflegen.

i) Kleinere Luxusartikel, die beim Einpacken nicht viel Raum beanspruchen und sich hier nicht mit Vortheil verkaufen lassen, nehme man nur getrost mit, selbst wenn man sich über ihren Gebrauch drüben nicht ganz im Klaren ist: sie dienen vielleicht zur Verschönerung der im Anfange gewiß sehr schmucklosen Häuslichkeit; vielleicht als Geschenk, um werthvolle freundschaftliche Beziehungen mit der braunen Nachbarfamilie anzuknüpfen, — als Erinnerung an die alte Heimath oder sonstwie.

k) Baares Geld endlich, sofern es sich um kleinere Summen handelt, wird am besten in englischen Goldstücken oder Pfundnoten mitgenommen, welche Geldsorten allerorts anstandslos mit Vortheil zu verwerthen sind. Handelt es sich um Tausende, so verschaffe man sich von einem ganz zuverlässigen Bankier einen Wechsel auf ein völlig sicheres Haus in Buenos Aires, und achte, daß dieser Wechsel in Pfund Sterling ausgestellt wird. Der Verlust eines solchen Wechsels bedeutet dann noch nicht den Verlust des Geldes. Die Disconto-Gesellschaft in Berlin eignet sich zu solchen Geldgeschäften nicht, da sie, wie ich durch eigene schlimme Erfahrung belehrt wurde, mit den Bankverhältnissen Südamerikas ungewöhnlich schlecht Bescheid weiß.

Das, was der Auswanderer vor allem Andern mitzunehmen hat, ist frischer Muth und kühle Resignation. Wer nicht die Kraft in sich fühlt, Ausdauer zu beweisen und im schlimmsten Falle jahrelang viele Widerwärtigkeiten mit in den Kauf zu nehmen, der bleibe daheim. Selbst wenn er unter günstigen Bedingungen auswandert, ist er sicher, mannigfachen Schwierigkeiten entgegen zu gehen. Er muß sich durch das Bewußtsein schadlos halten, daß er ein Leben voller Mühseligkeiten und Entsagungen auf sich nimmt, um sich die Freiheit von allen den bedenklichen Compromissen und die moralische Lauterkeit einzutauschen, welche hohen Güter er in der neuen Welt weit eher als in der alten zu finden hoffen darf, und der folgenden Generation

ein tröstlicheres und erträglicheres Erdenloos zu sichern, als die alte Welt es ihnen zu bieten fähig ist.

Das Auswandern wird trotz vielen Schwierigkeiten allen denen leicht werden, die ein Gefühl von der hohen Mission haben, welche sie durch ihr Thun und Leiden erfüllen helfen. Diese Mission heißt:

Läuterung und Neugeburt der Menschheit — somit auch Sicherstellung der menschlichen Cultur.

Begonnen am 31. März.
Beendigt am 2. September 1885.

Nachtrag.

Während des Druckes sind mir einige, für die Colonisation Paraguays belangreiche offizielle Documente zugegangen, aus denen ich Folgendes mittheile:

1. Gesetz vom 9. Juni 1885 über den Verkauf der Yerbales.

Die im fiskalischen Besitze befindlichen Yerbales (vergl. Cap. V, besonders S. 50 u. f.) sollen durch Versteigerung veräußert werden. Sie werden zu diesem Zwecke je nach ihrer Entfernung von den schiffbaren Flüssen in 3 Klassen getheilt, und für diese 3 Klassen wird eine Minimaltaxe von je 6, 5, 4 Mark pro □ Cuadra angesetzt (die □ Cuadra bezeichnet ein Quadrat, dessen eine Seite 100 varas = etwa 85 m beträgt). Bei dem Verkaufe soll die Größe und Lage des betreffenden Yerbals, sowie seine ungefähre Ertragsfähigkeit angegeben werden. Der Kaufpreis kann in 4 Jahren ratenweise abgetragen werden; die Regierung verpflichtet sich, „fondos publicos" (Staatsschuldscheine, welche kürzlich noch 79% standen) in Zahlung anzunehmen.

2. Gesetz vom 16. Juli 1885 über den Verkauf von Staatsländereien.

Behufs des Verkaufs wird aller fiskalische Grundbesitz in 5 Klassen getheilt. Zu der ersten Klasse gehören die innerhalb der bevölkerten Theile gelegenen Länder, zu der zweiten die entfernteren und minder bewohnteeen Theile (z. B. Sa. Rosa, Jesus, San Joaquin, Ajos, Union &c.), sowie das Land zwischen Aquidaban und Apa, indem hier auf 1 Meile Flußfront 5 Meilen Tiefe genommen werden müssen. Klasse 3—5 ist das Land im Gran Chaco und zwar 3. vom Pilcomayo bis Concepcion bis zu 10 Leguas vom Flusse entfernt; 4. von Concepcion aufwärts ebenfalls bis 10 Leguas vom Flusse und auf die eben genannte Strecke weiter abwärts 10—20 Leguas vom Flusse; und 5. endlich das weiter im Innern gelegene Land des Chaco. — Der Preis für die 5 Klassen beträgt pro □ Legua je 1200, 800, 300, 200, 100 Pesos fuertes (à 4 M.).

Für tierra de labor (d. i. Land, welches sich zum bäuerlichen Betrieb eignet) zahlt man 1 Peso f. (= 4 M.) baar für die □ Cuadra (etwas über 7000 □ m); doch wird derartiges Land nur bis zu dem Maße einer halben □ Legua abgegeben.

Von dem Kaufpreis jener größeren Ländereien werden 25% baar erlegt, die übrigen 75% werden in 3 Jahresraten à 25% abgezahlt; die stehen bleibende Restkaufsumme wird mit 6% verzinst. Die Zahlung kann außer in baarem Gelde ebenfalls in fondos publicos (Staatspapieren, siehe oben) geschehen. Wer es vorzieht, die ganze Summe baar zu zahlen, erhält 12% pro Jahr discontirt. Die Weidegründe können nur in dem Falle in Abschnitten von weniger als ½ □ Legua verkauft werden, wenn sie in geringerer Ausdehnung isolirt und wohl arrondirt vorhanden sind. Im Chaco muß man auf eine Meile Flußfront 10 Meilen Tiefe nehmen.

Wer im Gran Chaco Land kauft, erhält eine Ermäßigung des Kaufpreises von 50%, wenn sich innerhalb der Zahlungsfrist 25 europäische Familien à 3 Köpfe auf demselben ansiedeln. —

Wenn sich gleichzeitig mehrere Kauflustige für dasselbe Land finden, so fällt es dem Meistbietenden zu.

Nicht zum Verkauf kommen sollen diejenigen Ländereien, welche als zur Colonisation geeignet erscheinen.

Alle früheren gesetzlichen Bestimmungen über den Verkauf von fiskalischen Ländereien, welche den hier gegebenen widersprechen, sind aufgehoben.

3. Gesetz vom 15. Juli 1885 über Colonisation.

Die ausübende Gewalt kann jedem Unternehmer oder jeder Privatgesellschaft einen oder mehrere Abschnitte von je 25 □ Leguas Land im Gran Chaco zur Colonisation überlassen, wenn jene sich verpflichten, auf denselben mindestens 140 Bauernfamilien innerhalb 4 Jahren anzusiedeln, indem sie sich im Uebrigen den durch das Colonisationsgesetz vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen.

Anmerkung: Man hat in Paraguay eine doppelte Legua, die ältere zu 5000 varas (= etwa 4250 m) und die neuere zu 5000 m. Vermuthlich ist in den obigen Aufstellungen der neuere größere Maßstab angenommen, doch bin ich dessen nicht völlig sicher.

Schriften desselben Verfassers.

Parsifal-Nachklänge. Allerhand Gedanken über Deutsche Cultur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft etc. 90 S. 8⁰. M. 1,50.

Zur Frage der nationalen Erziehung. 42 S. Gr.-8⁰. M. 1.—.

Diese beiden Schriften werden gegen Einsendung des Betrags oder gegen Nachnahme von dem Verfasser franco versendet. Sortimentsbuchhändler erhalten jene Schrift zu M. 1.—; diese zu 60 Pf. franco gegen baar.

Richard Wagner als Begründer eines deutschen Nationalstils mit vergleichenden Blicken auf die Kulturen anderer indogermanischer Nationen. Chemnitz 1880.

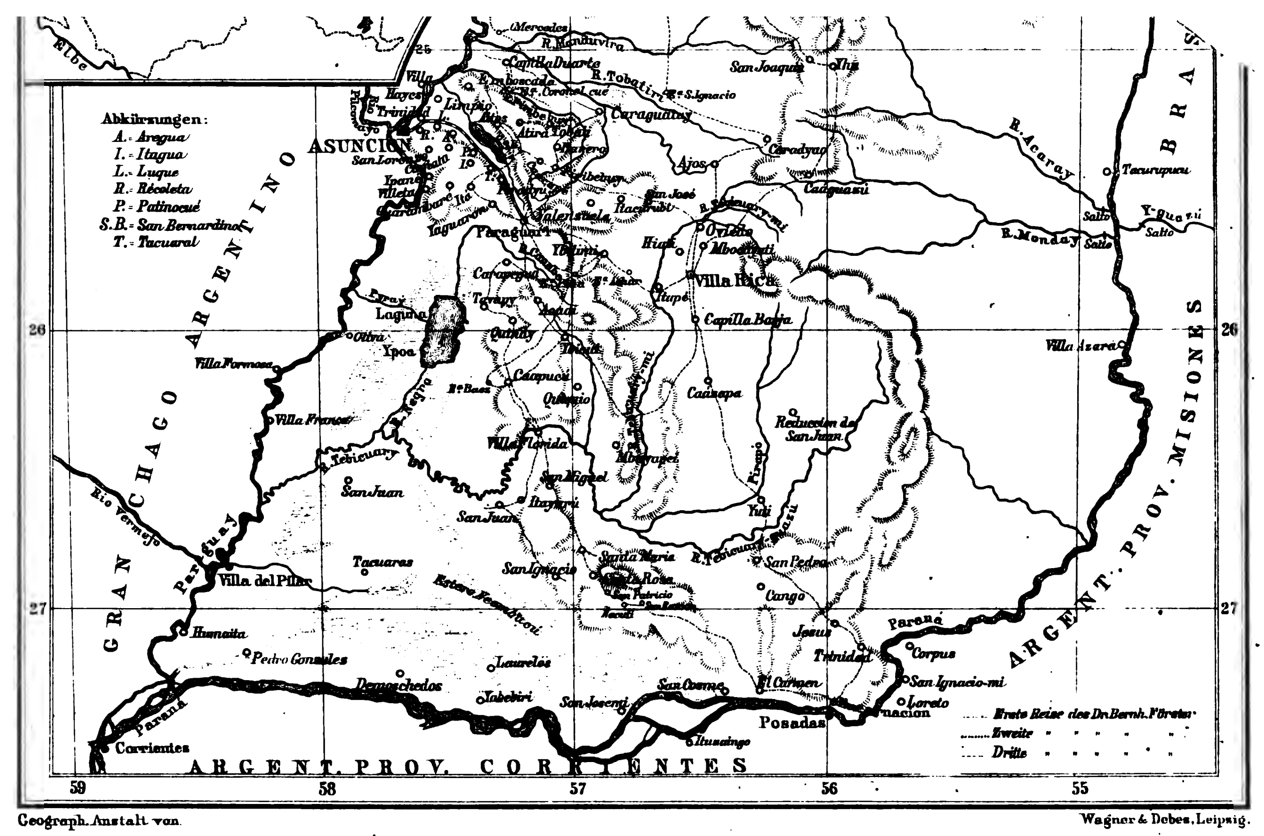
Der Vegetarismus ein Teil der socialen Frage. 20 S. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1882.

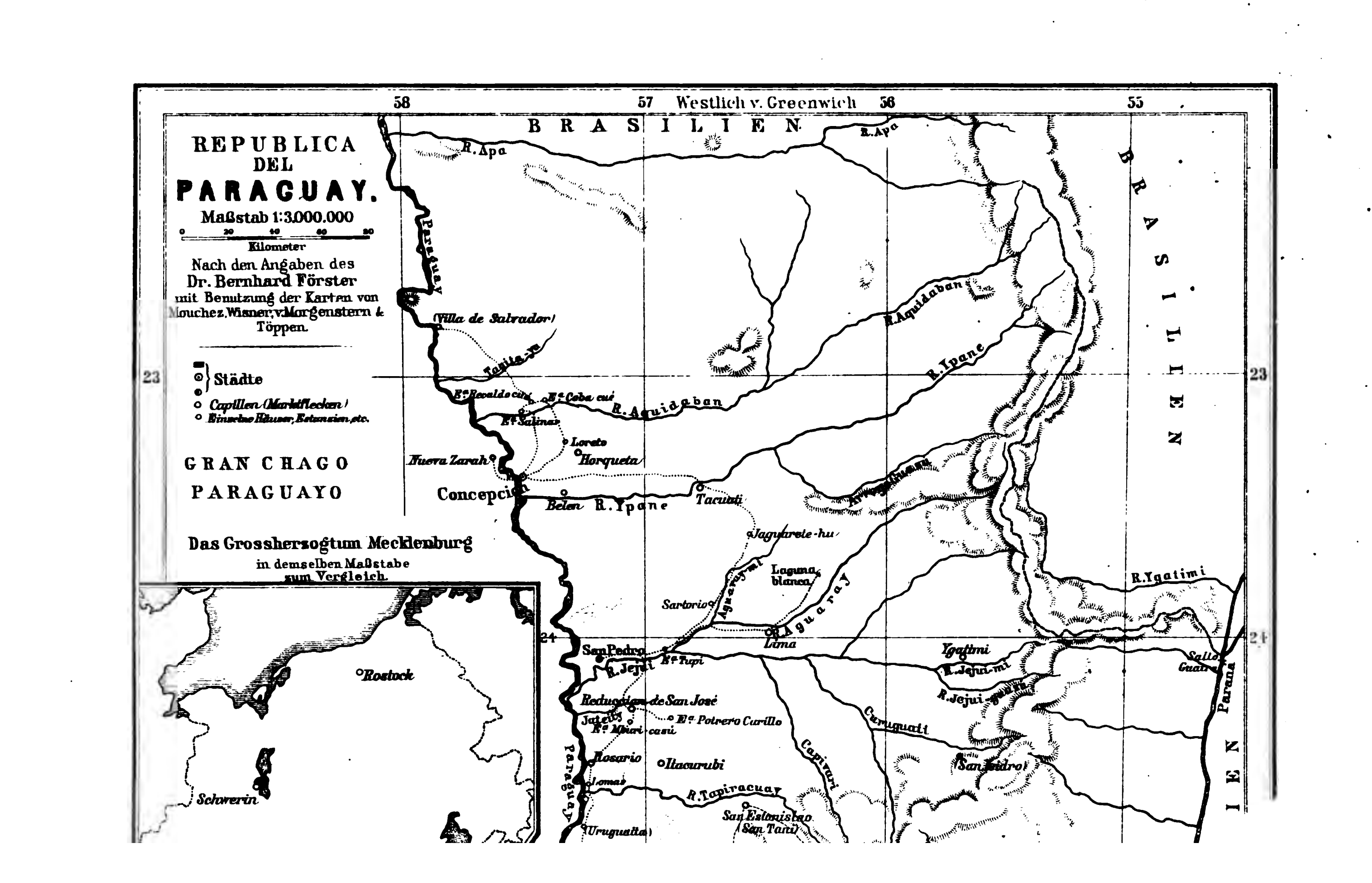
Das Verhältniss des modernen Judenthums zur deutschen Kunst. 59 S. 1881.

Binnen Kurzem erscheint:

Dr. Bernhard Förster, „Olympia“. — Was haben die Grabungen am Alpheios der Kunst- und Kulturgeschichte für bleibenden Gewinn gebracht? Halle, bei Otto Hendel. Mit Abbildungen.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S


Abkürzungen:
A. = Aregua
I. = Itagua
L. = Luque
R. = Récoleta
P. = Patinocué
S.B. = San Bernardino
T. = Tacuaral
ASUNCION
GRAN CHACO ARGENTINO
ARGENT. PROV. CORRIENTES
ARGENT. PROV. MISIONES
BRAS
Villa Hayes
Trinidad
Limpio
San Lorenzo
Ipané
Villeta
Paraguari
Caraguatay
Ajos
Caaguazú
Villa Rica
Capilla Barja
Caazapa
Reduccion de San Juan
Laguna
Ypoa
Villa Formosa
Villa Franca
Villa Florida
San Miguel
San Juan
Tacuaras
Villa del Pilar
Humaita
Pedro Gonzales
Laureles
Desmochados
Jabebiri
San Joseni
San Cosme
El Carmen
Itusaingo
Posadas
Trinidad
Jesus
Cango
San Pedro
Yuti
Corpus
San Ignacio-mi
Loreto
Parana
Villa Azara
Tacurupucu
R. Acaray
R. Monday
Salto
Corrientes
Rio Vermejo
Paraguay
Erste Reise des Dr. Bernh. Förster
Zweite
Dritte
25
26
27
59
58
57
56
55
Geograph. Anstalt von
Wagner & Debes, Leipzig.



REPUBLICA
DEL
PARAGUAY.
Maßstab 1:3.000.000
Kilometer
Nach den Angaben des
Dr. Bernhard Förster
mit Benutzung der Karten von
Mouchez, Wisner, v. Morgenstern &
Töppen.
Städte
Capillen (Marktflecken)
Einzelne Häuser, Estanzien, etc.
GRAN CHAGO
PARAGUAYO
Das Grossherzogtum Mecklenburg
in demselben Maßstabe
zum Vergleich.
Rostock
Schwerin
Westlich v. Greenwich
58
57
56
55
23
24
BRASILIEN
BRASILIEN
R. Apa
R. Apa
Paraguay
Villa de Salvador
Tagatiya
Ea Recalde cué
Ea Coba cué
Ea Salinas
R. Aquidaban
R. Aquidaban
R. Ypane
R. Ypane
Loreto
Horqueta
Nueva Zarah
Concepcion
Belen
Tacuati
Jaguarete-hu
Laguna blanca
Aguaray-mi
Aguaray
Sartorio
Lima
San Pedro
R. Jejui
Ea Tupi
R.Ygatimi
Ygatimi
R. Jejui-mi
R. Jejui-guazu
Curuguati
Capivari
Reduccion de San José
Jatebo
Ea Mbiri casú
Ea Potrero Carillo
Rosario
Itacurubi
Lomas
R. Tapiracuay
San Estanislao
(San Tani)
(Uruguatta)
San Isidro
Salto Guaira
Parana

